ARCHIVEXEMPLAR
KEIN VERLEIH
INFOLADEN LEIPZIG

Weg und Ziel

Infoladen
Koburger Str. 3 · 04277 Leipzig
Telefon (0341) 3 02 65 04
www.nadir.org/infoladen-leipzig

Marxistische Zeitschrift

Inszenierte Literatur

Nr. 4 • 1995 53. Jahrgang 40 Schilling

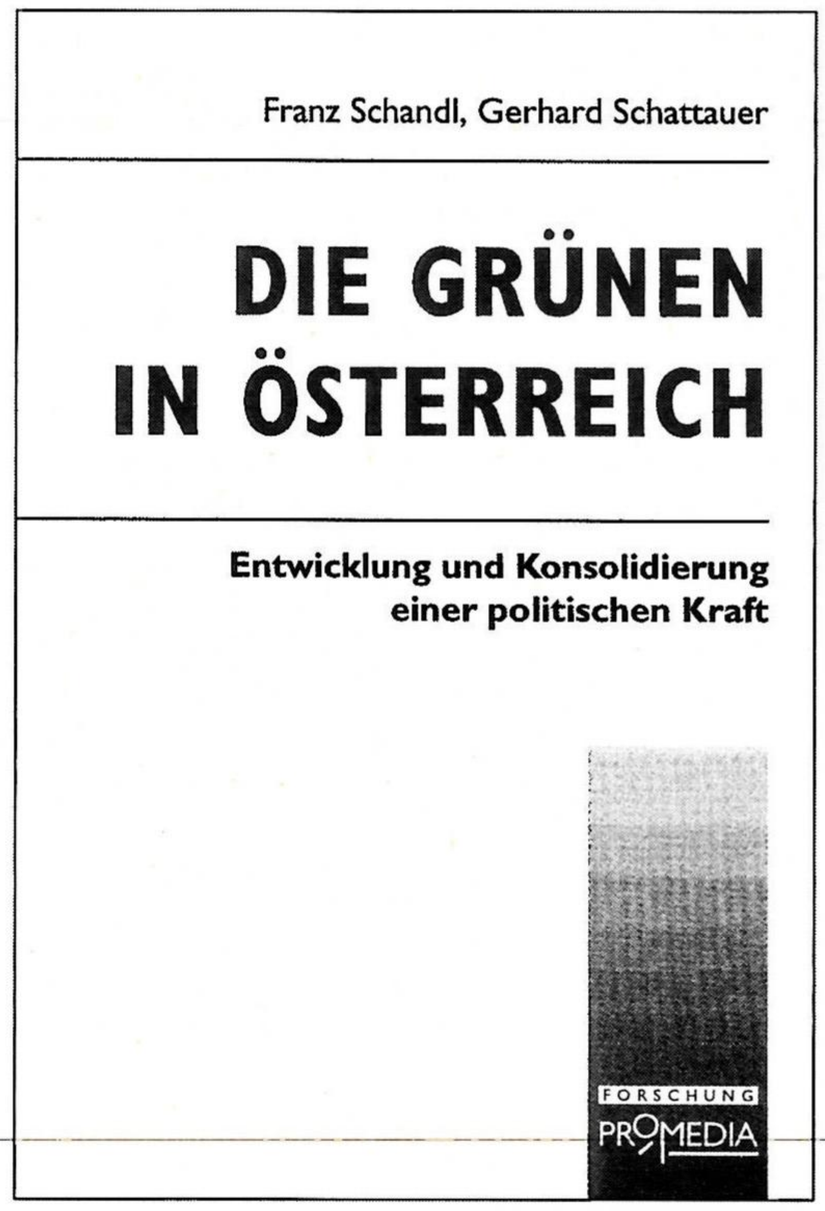
Franz Schandl / Gerhard Schattauer

Die Grünen in Österreich

Entwicklung und Konsolidierung einer politischen Kraft

Promedia Verlag, Wien 1995,
ca. 620 Seiten, ca. 420 Schilling.
Erscheint im Oktober 1995.

Das vorliegende Buch bietet erstmals einen vollständigen Abriß über die bewegte Geschichte der Ökopartei und ihrer führenden Repräsentantinnen und Repräsentanten. Von den Anfängen des alternativen Lagers bis zur jüngsten Debatte über Regierungsbeteiligungen im Bund und in den Ländern spannt sich der Bogen. In ihren unterschiedlichsten Facetten wird die Institutionalisierung des parteipolitischen Arms der Ökologiebewegung beleuchtet.
Die Autoren beschäftigen sich mit den Grünen nicht in herkömmlicher Art und Weise einer Parteienforschung. Der Einstieg in die Materie erfolgt zunächst mit einer theoretischen Gesellschaftsanalyse: Bevor es um die Grünen selbst geht, geht es also um den gesellschaftlichen und ökonomischen Rahmen ihrer Entstehung und Entwicklung. Die Krise der Kapitalverwertung, das Auftreten „neuer" sozialer Bewegungen und von Bürgerinitiativen wird eingehend untersucht und zur Entwicklung der neuen Partei in Beziehung gesetzt. Es wird herausgearbeitet, was den modernen Ökologie- und Naturbegriff in den entwickelten westlichen Gesellschaften ausmacht und was seine Tücken sind. Die Grünen werden letztlich als Folge des ökologischen Destruktionspotentials des kapitalistischen Gesellschaftssystems installiert, sie sind die politische Übersetzung der dynamischeren Momente der gesellschaftlichen Bewegung.
Die Autoren stehen für eine nüchterne, aber unorthodoxe Herangehensweise. Einige Einschätzungen über zentrale Bezugspunkte der grünen Ideologie wie ihrer politischen Praxis werden zunächst einmal Verblüffung, wenn nicht gar Kopfschütteln ernten. Es handelt sich jedoch nicht um eine Jubelschrift, die beispielsweise griffige grüne Slogans und Schlagworte propagandistisch auffädeln soll, um die Ökopartei im Bemühen um ein modernes Styling zu unterstützen. Sondern es geht darum, gerade die zentralen Postulate des Verständnisses grüner Politik innerhalb wie außerhalb der Partei in ihrer historischen Bedingtheit zu vermitteln, ihre Beschränkungen wie ihre Möglichkeiten aufzuzeigen, kurzum, zu erklären, warum es die Grünen gibt, so wie sie sind. Es geht um das Verständnis grüner Politik in seinen verschiedensten Ausprägungen schlechthin. Und es geht um die gesellschaftliche Resonanz auf die Grünen. Gerade weil also die mögliche Verwirrung durch eine seriöse Analyse nachvollziehbar aufgelöst wird, gewinnt diese Untersuchung über die Grünen an Spannung, die der herkömmlichen Parteienforschung mit Recht wohl nur wenige zutrauen würden.



Die Autoren
Die beiden Historiker Franz Schandl und Gerhard Schattauer zählten 1986 zu den Mitbegründern der Grünen Alternative. Sie verfügen über profunde eigene Kenntnisse der grünen Parteigeschichte, konnten bislang nicht zugängliches Quellenmaterial heranziehen, aus ihrer eigenen reichhaltigen Erfahrung und selbstverständlich aus dem direkten persönlichen Zugang zu maßgeblichen Repräsentanten und Repräsentantinnen der Grünen Partei schöpfen.

Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift

Herausgeber:
Kommunistische Partei Österreichs

Redaktionskomitee:
Dr. Winfried Garscha
Dr. Lutz Holzinger
Dr. Günter Klodner
Mag. Julius Mende
Dr. Martin Potschka
Dr. Wolfgang Priglinger
Helmut Rizy
Dr. Maria Wölflingseder

Wenn nicht anders angegeben, leben und arbeiten die Autorinnen und Autoren in Wien.

Abonnement, Vertrieb und Redaktionsadresse:
Karin Springer, KPÖ, Trattnerhof 2/14, 1010 Wien, Tel.: 0222/533 60 23

Erscheinungsweise:
fünfmal jährlich

Abonnement-Preise:
5 Hefte 200,– S; 35,– DEM

Layout:
Matthäus Zinner

Druck:
Druckerei Gerstmayer Ges.m.b.H., Schönbrunner Straße 215, 1120 Wien.

Die nächste Nummer

erscheint im
Dezember 1995

Themenschwerpunkt:
Nürnberger Prozesse

Inhalt

Nr. 4, Oktober 1995, 53. Jahrgang

GEWERSCHAFTSPOLITIK

Hubert SCHMIEDBAUER: Wie kommt man aus der Sackgasse? Gewerkschaften international aktiv 2

THEMA: INSZENIERTE LITERATUR

Lutz HOLZINGER: Einleitung 6
Franz SCHANDL: Anscheinend erscheinender Schein – Robert Menasse und die Regression in der österreichischen Literatur 7
Helmut RIZY: Präsentation oder Repräsentation? „Österreich-Schwerpunkt“ bei der Frankfurter Buchmesse 1995 14
Lutz HOLZINGER: Das Schicksal setzt der Hobel an – Zur Funktionsweise von Buchmarkt und Bestseller 18
Franz KAIN: Ein Werk geballter Kälte – Rezension von Helmut Rizys Buch „Hasenjagd im Mühlviertel“ 22
Monika PELZ: Zur „Weiblichkeit“ des Krimihelden 23
Lutz HOLZINGER: Idealismus und Materialismus im Kriminalroman – Einige Thesen über ein Genre der Massenkultur 28

ÄSTHETIK

Peter MOESCHL: Ästhetik und Ideologie – Zur Symbolik des Imaginären 30

MEDIEN

Stephan GANGLBAUER: Image-Politik 39

MARXISMUS IN DISKUSSION

Adam SCHAFF: Was muß die Linke wissen? – Postkapitalismus – aber welcher? 42

ARBEIT UND BILDUNG

Peter ALHEIT: Arbeit und Bildung im Modernisierungsprozeß – Entkoppelung oder Synthese? 44

ZUM TOD VON ERNEST MANDEL 54
BÜCHER 56
LESERINNENBRIEF 62

Titelbild und einige weitere Bilder im Heftinneren: Szenenfotos aus dem Film „Rocky Horror Picture Show“ von Jim Sharman und Richard O’Brian, 1974

Wie kommt man aus der Sackgasse?

Gewerkschaften international aktiv

Hubert SCHMIEDBAUER

Alles daranzusetzen, „den sozialen Dialog aus seiner jetzigen Sackgasse zu befreien", beschloß der Kongreß des Europäischen Gewerkschaftsbundes (EGB) im Mai in Brüssel.

„Die Gewerkschaftsbewegung muß eine Alternative zum freien Wettbewerb haben" und sich unter anderem um die „Aufnahme eines globalen Sozialdialogs in multinationalen Unternehmen" bemühen, verlangte der Weltkongreß der Angestelltengewerkschaften (FIET) im Juli in Wien. Ebenfalls in Wien tagten im Juni die europäischen Metallgewerkschaften (EMB) und fordern in ihren Hauptzielen die „Einführung neuer institutionalisierter Formen drittelparitätischer beratender Einrichtungen im Bereich der Industriepolitik". Welche Facetten zeigt die Entwicklung in den Gewerkschaften? (Wir knüpfen hier an die Beiträge in »Weg und Ziel« 2/1995 an.)

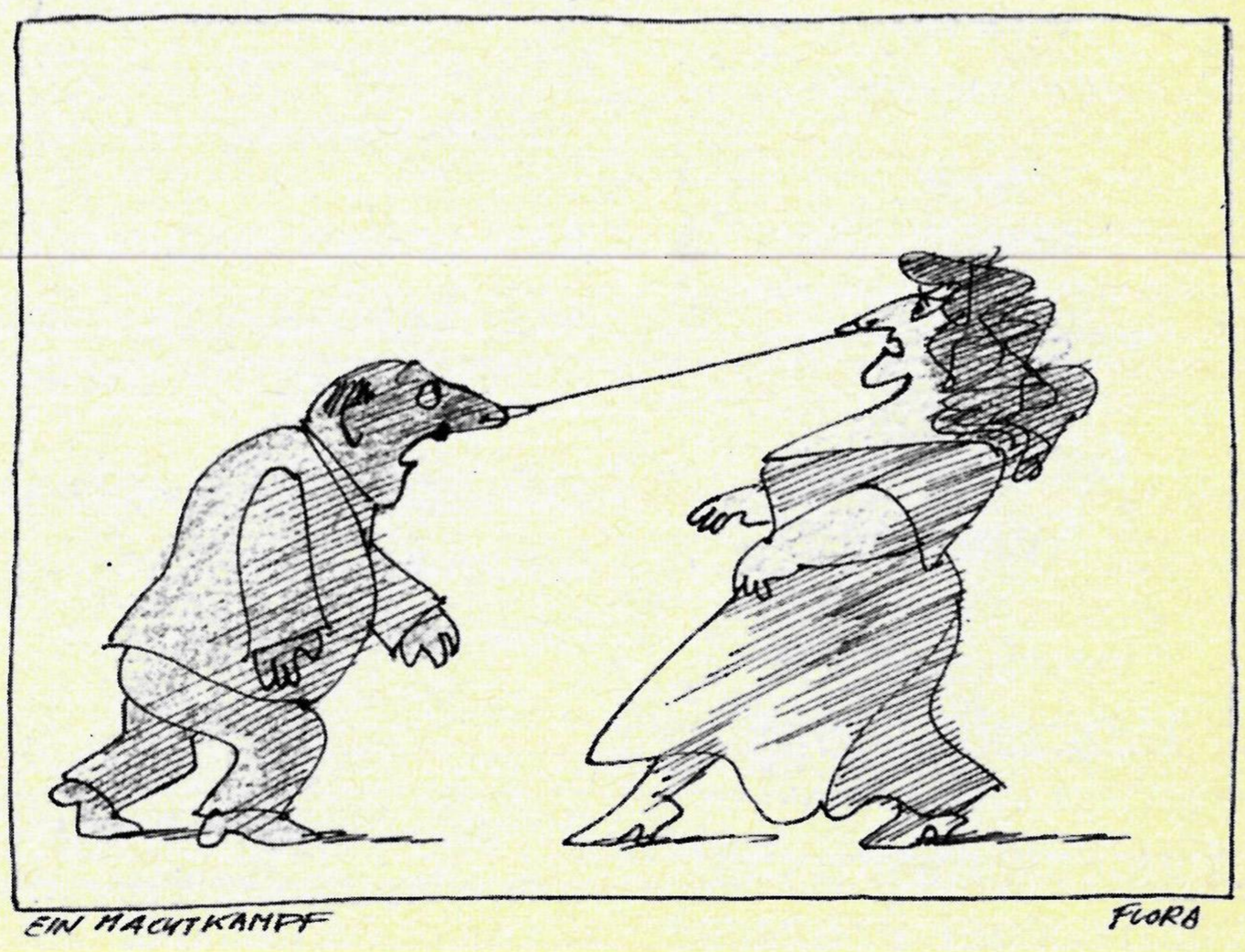
„Konsolidierung der europäischen Gewerkschaftsmacht" betitelt der EGB das Abschlußkapitel seines Grundsatzdokuments. „Das Entstehen neuer wirtschaftlicher und politischer Mächte auf europäischer Ebene erfordert die Schaffung eines entsprechenden gewerkschaftlichen Gegengewichts. Notwendig sind darum gemeinsame Ziele und gemeinsame Verhandlungsstrategien, Mechanismen für europäische Gewerkschaftsaktionen, um diese Ziele im Falle von Konflikten zu unterstützen, und eine echte transnationale Koordinierungspraxis."

Die großen internationalen Bünde der Gewerkschaften sind jeweils von Kompromissen getragene lockere Organisationsformen. In ihren Dokumenten findet sich daher viel Widersprüchliches. Den großen Kongressen dieses Jahres war jedoch zu entnehmen, daß internationale Konsolidierung und Einsatz von Machtmitteln gegenüber einem international operierenden Kapital sowie den politischen Instrumenten der EU für nötig gehalten werden.

Zaghaft und halbherzig

Die Analysen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung geben ein recht genaues Bild der kapitalistischen Wirklichkeit, geprägt von der zunehmenden Arbeitslosigkeit, von der sich öffnenden Schere zwischen Reichtum und Armut, von der Benachteiligung der Frauen, von der grenzenlosen Macht der Konzerne und des Finanzkapitals, vom Raub an der Umwelt. Doch da zeigt sich noch die traditionelle Halbherzigkeit bei der Benennung von Ursachen, beim Zuweisen von Verantwortung. So fehlt etwa beim EGB-Kongreß sowohl in den Analysen und Referaten als auch in den mehr als 100 Beiträgen der Delegierten aus den Einzelgewerkschaften und Branchenbünden jegliche Gegenüberstellung von Produktion, Wertschöpfung, Verteilung von Lohn- und Profiteinkommen, der Relationen von Einnahmen und Ausgaben der Staatshaushalte, der Entwicklung von Realeinkommen und Sozialquoten, von Investitionsmitteln und Bankguthaben, mit einem Wort: Es fehlen die Zahlenbeispiele über die Verteilung der Wertschöpfung als Argumentationsgrundlage für eine Umverteilung zugunsten der Lohnabhängigen. Sie müssen fehlen, weil es anscheinend innerhalb des EGB kaum Einzelgewerkschaften gibt, die sich in ihrer Politik auf solche handfeste Fakten stützen. (In Österreich ist in jüngster Zeit nur die GPA mit einem derartigen Dokument an die Öffentlichkeit getreten.)

„Auch die Arbeitgeber tragen einen Teil der Verantwortung" für die Massenarbeitslosigkeit, wird im ersten Teil des EGB-Grundsatzpapiers schonend festgestellt. Es haben sich auch im Binnenmarkt „die Erwartungen hinsichtlich der Schaffung von Arbeitsplätzen nicht erfüllt", und schuld daran sei „nicht allein die Rezession, sondern auch mangelnde oder unzulängliche gemeinsame Politiken, die notwendig wären, um das volle Potential des Marktes auszuschöpfen". Später heißt es dann im Zusammenhang mit der Destabilisierung der Beschäftigung und der Entwicklung atypischer Arbeitsverhältnisse mit geringerer sozialer Absicherung lapidar: „Die Arbeit selbst hat sich gewandelt." Ökonomische Entwicklungen, Sozialabbau, Lohnverluste lauter Naturgewalten als „Bedrohung für die Arbeitnehmerschaft und eine Herausforderung an die Gewerkschaften, die an ihren Grundfesten rüttelt"?



Paul Flora, Ein Machtkampf

Der EGB weist andererseits zaghaft darauf hin, wo tatsächlich die Wurzel der Probleme liegt: „Seit dem Sozialprotokoll des Vertrags über die Europäische Union existiert auch ein Weg, der über Kollektivverträge zum sozialen Europa führt. Der EGB hat sich mit allen Kräften für die Eröffnung dieses Weges eingesetzt und bedauert deshalb um so mehr, daß er bis jetzt aufgrund der feindlichen Einstellung der Arbeitgeber allen voran die UNICE (die Industriellen-Organisation auf EU-Ebene; H. Sch.) nicht beschritten werden konnte." Tarifverhandlungen und Gesetzgebung werden als „die beiden Gleise des sozialen Europa" bezeichnet. Aber der Zug fährt eben nicht...

Deutlicher die Metallarbeiter, die den Unternehmern vorwerfen, sich „in vereinfachte Lösungen, wie zum Beispiel Verlängerung der Arbeitszeit, Senkung der Arbeitskosten, übermäßige Mehrarbeit und prekäre Arbeitsformen zu flüchten. Dies bedeutet auch, daß die Arbeitgeber ihre Versuche, die Kollektivverhandlungsstrukturen zu schwächen und zu deregulieren, einstellen müssen. Ebenso lehnen die europäischen Metallgewerkschaften eine einseitige, auf Geldwertstabilität gerichtete Politik ab und unterstreichen vielmehr die Notwendigkeit einer substantiellen europäischen Sozialpolitik, die den Übergang zur Wirtschaftsunion flankiert."

Die massive Kritik zielt schon deutlicher auf die Brutalisierung der Unternehmerpraktiken und die willfährige Abschöpfungspolitik der Regierungen einschließlich der österreichischen gegenüber den Lohnabhängigen und sozial Schwachen zugunsten der Unternehmer und des internationalen Finanzkapitals. Warum aber sollte das in der europäischen Sackgasse anders sein?

Ideologischer Kropf statt Menschenrechte

„Die freie Marktwirtschaft wird keine gerechtere, bessere Welt schaffen. ... Es wird der Zeitpunkt kommen, wo die Kräfte der Banken und der Industrie alle Generäle für sich haben", meinte ohne Illusionen der Generalsekretär des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (IBFG), Bill Jordan, während einer Podiumsdiskussion beim FIET-Kongreß in Wien. „Aber unsere Bataillone sind größer und stärker, sie zählen nach Millionen!" beschwor er die Kampfkraft der Gewerkschaften. Postwendend rügte ihn der Podiumsteilnehmer Klaus Schwab, Präsident des Weltwirtschaftsforums, der zuvor eine „neue Sozialpartnerschaft" und von den Regierungen noch mehr Deregulierung verlangt hatte: Die Begriffe von Jordan hätten ihm nicht gefallen, „die Präsidenten der Multis sehen die Gewerkschaften nicht als Feind", man müsse ein partnerschaftliches Gleichgewicht herstellen. Darauf Jordan: „Hier sitzen tausend KollegInnen, die täglich mit Menschen zu tun haben, die weniger friedlich sind. Das sind für sie feindliche Kräfte, denn sie sehen ja die Folgen!"

Der FIET-Kongreß ging auch etwas massiver auf die Ursachen, die Wurzeln der Probleme ein. Sein Dokument „Die globale Wirtschaft sozial gestalten" analysiert immerhin die multinationalen Unternehmen als „Besitzer der globalen Wirtschaft" und das internationale Finanzkapital mit seinen währungsspekulativen Praktiken als verantwortlich für katastrophale Eingriffe in nationale Ökonomien (Beispiel Mexiko 1994, Schuldenkrise der Entwicklungsländer).

Daraus abgeleitet entstehen die Alternativvorstellungen mit dem Kennwort Umverteilung. „Wenn nichts getan wird, wird der Marktkapitalismus weiter auf Unsicherheit setzen, die Umwelt weiter ausbeuten und die Armen und Gefährdeten ausnutzen, wo immer sie sich befinden." Aber auch die FIET-Dokumente leiden an einem ideologischen Kropf: Demokratie = Kapitalismus. Daher wird man (vorerst) vergeblich grundsätzliche systemkritische Alternativen suchen. Man findet nur „die Schaffung einer sozial nachhaltigen globalen Wirtschaft" und „daß Arbeits- und Umweltnormen auf ein festeres Fundament gestellt werden müssen". Unter den aufgezählten zentralen Menschenrechten am Arbeitsplatz befindet sich kein Recht auf Arbeit, kein Menschenrecht auf lebenswürdigen Lohn und soziale Sicherheit, auf Schutz von Gesundheit und Leben, schon gar kein Recht auf Demokratisierung der Wirtschaft, denn das Recht auf private Verfügung über Grund und Boden, Produktionsmittel und Geldkapital, das Recht auf Ausbeutung von Arbeitskraft steht immer noch höher und wird von den Gewerkschaften nicht in Frage gestellt.

Aber vielleicht ist eine der Formulierungen im EGB-Papier in diesem Sinne aufzufassen: wo die „Suche nach einer neuen gerechteren und solidarischeren Wirtschafts- und Sozialordnung" erwähnt wird, „eine neue Art zu produzieren, zu arbeiten und zu leben, in einem Europa, das sich von seinen humanistischen, demokratischen und sozialen Werten leiten läßt". Dagegen würden Banken und Industrie wohl die Generäle mobilisieren, von denen Bill Jordan gesprochen hat!

Der doppelte Schock

„Die historischen Umwälzungen, die seit 1989 in Europa stattgefunden haben, machen es notwendig, daß der EGB neue Verantwortungen übernimmt. ... Die EGB-Mitgliedschaft der demokratischen und repräsentativen Bünde in Mittel- und Osteuropa ist von beiderseitigem Interesse ... zur Vermeidung neuer Barrieren auf dem Kontinent, zur Bekämpfung des Sozialdumping..." (EGB-Grundsatzpapier)

Die Umwälzungen sind noch längst nicht abgeschlossen und sie betreffen nicht nur die mittel- und osteuropäischen Länder. Das FIET-Papier gibt Aufschluß über den doppelten Schock, der die „westlichen" Gewerkschaften noch lange beuteln wird: Im Jubel über den „Zusammenbruch des Kommunismus und der staatlichen Planung" kam der erste Schock, und zwar der „Aufbau einer Marktwirtschaft", sie „löste Gefühle der Entwurzelung und der Verärgerung über die Ungerechtigkeit aus, die mit dem Wandel einherging". Brutale Zerschlagung der vorhandenen Sozialsysteme, Zerstörung der Berufslaufbahnen von Millionen Menschen, bisher nicht gekannte Massenarbeitslosigkeit, Lohndumping und Rechtlosigkeit in einer neuen, privatisierten Arbeitswelt die Illusion vom Segen einer neuen Freiheit wurde durch die realen Freiheiten für das Kapital und durch die Entsozialisierung rasch entschleiert. Das ist der eine Schock für die „West"gewerkschaften, die ja zuvor durch die Kontakte mit den damaligen Gewerkschaften genügend Einblick in die dort entwickelten Sozialsysteme (samt deren Widersprüchen) hatten.

Der zweite Schock besteht darin, daß nun den Gewerkschaftsführungen, die mit der kapitalistischen Wirtschaft und deren Regierungen verbunden sind, das wichtigste Feindbild abhanden gekommen ist. Es war jahrzehntelang unentbehrlich für die Herausbildung jener Formen der „Sozialpartnerschaft", die letztlich Festigung und Weiterentwicklung der Kapitalmacht garantierten. Nun stehen die Gewerkschaften einem Kapitalismus gegenüber, der sich uneingeschränkt fühlt

und dem sie nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben. Das von ihnen selbst jahrzehntelang geschönte System hat die Schminke abgewischt, zeigt offen, was es hinter der demokratischen Maske immer war und geht daran, die ihm in mehr als hundert Jahren abgerungenen sozialen und politischen Rechte abzubauen. In den Reformländern fing es an und die „West"gewerkschaften wissen nicht, wo sie das an allen Ecken aufflammende Lohn- und Sozialdumping zuerst löschen sollen.

Bis sich die Gewerkschaften von diesem Doppelschock erholen, entstehen irreparable Schäden. Menschenschicksale sind nicht rückgängig zu machen, kaputte Ökosysteme bleiben kaputt. Es geht um rasche Schadensbegrenzung, um die frühestmögliche Verhinderung weiterer Zerstörungen. Schaffen die Konzepte der Gewerkschaften und ihrer internationalen Bünde Voraussetzungen dafür?

Der sogenannte Wettbewerb

Die Lösung ökonomischer und sozialer Probleme im nationalen Rahmen wird immer schwieriger diese Tatsache wird in allen Dokumenten und Diskussionen der Gewerkschaftsbewegung festgestellt. Konsequenz daraus ist eine Fülle von Beschlüssen auf internationale Zusammenarbeit, „Konsolidierung der Gewerkschaftsmacht", gemeinsame Schwerpunktsetzung, Suche nach Möglichkeiten internationaler Tarifverhandlungen, Initiativen für gesetzgebende Schritte, also: Heraus aus der Sackgasse! Nicht nur auf den bereits erwähnten zwei Gleisen soll gefahren werden, sondern „das österreichische Modell der trilateralen Kooperation von Staat, Gewerkschaft und Arbeitgebervertretung" (siehe Verzetnitsch, »Weg und Ziel« 2/1995) gilt als vorherrschende Methode, nach der sich gewerkschaftlicher Internationalismus entwickeln soll. Dagegen ist kaum Einwand zu erheben, wenn es sich dabei um eine von mehreren Taktiken handelt. Die Problematik ist folgendem Zitat zu entnehmen, mit dem das FIET-Dokument die vom IBFG formulierten internationalen Arbeitnehmerrechte zusammenfaßt:

„Kein Land darf sich einen Konkurrenzvorteil auf Kosten einer ungerechten Behandlung seiner Arbeitnehmer verschaffen... Es gibt keinen Vorschlag für einen globalen Mindestlohn oder Mindestarbeitsbedingungen. Dagegen muß vermieden werden, daß durch Nichtachtung der Arbeitnehmerrechte ein Wettbewerbsvorteil entsteht... Die IBFG-Vorschläge zur Aufnahme einer Sozialklausel (in die internationalen Handelsbeziehungen; H. Sch.) sind antiprotektionistisch und haben das Ziel, Märkte zu erschließen und Wachstum und Beschäftigung zu vermehren... Die zukünftige WTO (World Trade Organisation als GATT-Nachfolge; H. Sch.) und die IAO (ILO) sollen bei der Verwirklichung eines internationalen Abkommens über internationale Arbeitnehmerrechte und Handel eng zusammenarbeiten ..."

Die Widersprüche sind offensichtlich: Es gibt in Wirklichkeit nicht nationale Konkurrenzvor- und nachteile, sondern Handel findet zwischen Unternehmen statt, die nationale Besonderheiten zu ihren Gunsten suchen oder erwirken. Wenn sich die Gewerkschaften damit abfinden, daß Mindestlöhne oder gleiche Löhne für gleichwertige Arbeit und soziale Mindestnormen nicht zu den Arbeitnehmerrechten gehören, dann werden sie sich bei der organisatorischen Internationalisierung schwer tun. Sozialklauseln in Handelsbeziehungen lösen nicht das Problem von Lohn- und Sozialdumping. Das Ziel, Märkte zu erschließen, ist nur erreichbar, wenn Kaufkraft entsteht und die entsteht durch Produktion von Gütern und Dienstleistungen, die wiederum von anderen gekauft werden können.

Die Appelle an WTO und IAO wenden sich an Institutionen, die sozialpartnerschaftlich aufgebaut sind; die dort amtierenden Unternehmervertreter können nichts tun, was nicht im Interesse ihrer Auftraggeber ist. Die Gewerkschaften sind nicht dazu da, ihre Aufgaben an irgendwelche Institutionen zu delegieren, sondern die Auseinandersetzung im Interesse ihrer Mitglieder selbst zu führen.

System der Verteilung sozial unhaltbar

„International agierenden Unternehmen ... stehen auf der anderen Seite Gewerkschaften gegenüber, die erst in Ansätzen beginnen, effektive internationale Durchsetzungsmechanismen und -strategien zu entwickeln", betont Fritz Verzetnitsch, Präsident nicht nur des ÖGB, sondern auch des Europäischen Gewerkschaftsbundes (»Weg und Ziel« 2/1995). EGB, EMB und FIET sind in ihren Diskussionen und Dokumenten vielfach darauf eingegangen und es ist anzunehmen, daß die kommenden Jahre zunehmende Gewerkschaftsaktionen bringen. Dabei wird sich manche Illusion auflösen, etwa angesichts der ruinösen Eskapaden im Weltfinanzsystem die Beschwörung klassischer Regulierungsinstrumente des Kapitalismus, wie es die FIET ausführlich versucht. Devisenmärkte, Weltbank, globale Devisenbörse, „makroökonomische Koordinierung mit Hilfe einer erweiterten G-7-Struktur und eventueller Unterstützung durch den IWF", schließlich die europäische Währungsunion auf Grundlage der Maastricht-Kriterien da beginnt sich diese Illusion auch schon aufzulösen. Es stellt sich heraus, „daß die ärmsten, am stärksten gefährdeten Gesellschaftsschichten von der Anpassungspolitik am härtesten getroffen wurden. ... In den letzten 50 Jahren hat sich das Pro-Kopf-Einkommen verdreifacht, doch das Einkommensgefälle ist auf das Doppelte angestiegen." Das kann nur heißen, daß die Ausbeutung der Arbeitskraft durch Abschöpfung wachsenden Mehrwerts massiv zugenommen hat.

„Ein derartiges Wirtschaftssystem ist jedoch unter Umständen sozial nicht haltbar, wenn Wachstum zwar Beschäftigung schafft, diese jedoch durch den übermäßigen Wettbewerb in den globalen Arbeitsmärkten untergraben wird", stellt die FIET dann fest und zeigt auf: Dieses System „spielt Arbeitnehmer mit ähnlichen Fertigkeiten im Wettkampf um Arbeitsplätze gegeneinander aus, wo immer sie sich auch befinden. ... Als Folge kommt es zu einem chaotischen, vom Wettkampf bestimmten Protektionismus. Zur Schaffung einer sozial nachhaltigen globalen Wirtschaft ist daher eine Entscheidung unumgänglich: Entweder werden Mindestarbeitsnormen für den Zugang zur globalen Wirtschaft angewandt, oder die Voraussetzungen für den Freihandel brechen zusammen."

Man beachte, wie scharf auch die FIET die Kurve nimmt, um von der unerbittlichen Systemkritik zum Rückzug auf neue Regulierungskosmetik zu gelangen. Was sich aber gleichzeitig innerhalb der einzelnen Gewerkschaften als Aktionsorientierung entwickelt, drückt ein Schlußsatz aus: „Die Gewerkschaftsbewegung muß eine Alternative zum freien Wettbewerb haben..." Unter den darauffolgenden zwanzig aktuellen Forderungen ist jedoch keine einzige, die sich mit dem praktizierten „freien Wettbewerb" und einer ungestörten Weiterentwicklung der kapitalistischen Globalisierung nicht vertragen würde.

Beschleunigung und Bremse

Es wäre verfehlt, den Gewerkschaften den Mangel an Strategien zur Umwälzung der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in eine völlig neue Welt vorzuwerfen. Das war und ist nicht ihre Aufgabe. Aber die täglich zu bewältigende Aufgabe, die Interessen der Lohnabhängigen wahrzunehmen und als organisierte Kraft durchzusetzen, kann in unterschiedlicher Qualität geschehen. Eben diese unterschiedlichen Qualitäten sind in Bewegung geraten eine der Folgen der Restauration des Kapitalismus in dem Teil Europas, in dem die Weiterentwicklung einer recht gut angelaufenen Alternative versaut wurde. Untrennbar damit im Zusammenhang steht die materielle, politische und ideologische Hegemonie des Kapitals, das durch seine ungehemmte Hatz nach Profitmaximierung zwangsläufig Kräfte hervorbringt, von denen Widerstand und Suche nach Alternativen aufs neue eingeleitet werden. Schließlich wird diese Wechselwirkung zu einer Renaissance antikapitalistischer Bewegungen führen.

Die Bedingungen unterscheiden sich heute von den bisherigen in wesentlichen Punkten, wie sie unter anderem Fritz Verzetnitsch im bereits zitierten Beitrag dargestellt hat. Worum es nun geht und was die zukünftige Qualität der Gewerkschaften im internationalen Maßstab bestimmen wird, ist das Bewußtsein über die inneren Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Ökonomie, die in ihrem Wesen gleich geblieben sind. Nur mit diesem Bewußtsein wird es möglich sein, „den sozialen Dialog aus seiner Sackgasse zu befreien", das global operierende Kapital anzugreifen und zu schlagen.

Die hohen Ziele der internationalen Gewerkschaftsbewegung, wie sie unter anderem von den Kongressen dieses Jahres formuliert wurden, zeugen von zunehmender Konsequenz gegenüber der Brutalisierung des Kapitals, jedoch abgeschwächt durch den in den Köpfen festgesetzten Sud bürgerlich-kapitalistischer Ideologie. Mit Rücksichtnahme auf die heiligen Kühe einer Eigentumsgesellschaft (bezogen auf Grund und Boden, Produktionsmittel, Kapital-Äquivalente als Grundlage für den Bezug parasitären Einkommens in Form von Dividenden oder anderer Kapitalverzinsung usw.), in der Demokratie und Freiheit mit Privateigentum an Kapital und somit mit dem Recht auf Ausbeutung von Arbeitskraft und Natur identifiziert werden, kann keine Interessenpolitik für die Lohnabhängigen gemacht werden, und schon gar nicht global.

Manches, was global aussieht, bedeutet nur das Festhalten an traditioneller Privilegierung der kapitalistischen Industriegesellschaft auf Kosten einer großen Mehrheit von Menschen in weniger entwickelten Teilen dieser Welt. Aber diese Menschen sind auf dem Wege, sich zu emanzipieren noch auf einem kapitalistischen Weg, auf dem sie bald dieselben Durchsetzungskräfte anwenden könnten, wie es jahrhundertelang mit ihnen geschehen ist. Unter der Hegemonie der dort etablierten Kapitalmacht könnten sie einen ähnlichen Weg gehen wie seinerzeit Europa. Die Folgen für Menschen und Umwelt lassen sich ausmalen.

Die Sackgasse wird enger

Die Gewerkschaften sind jedenfalls zur Zeit die einzigen großen organisations- und mobilisierungsfähigsten Kräfte auf unserem Erdball. Nicht mehr lange, wenn sich die Meinungsbildungsnetze und anderen Machtinstrumente in der Hand des Kapitals so verdichtet haben, daß sie alle Widersprüche und Alternativen ersticken. Darum ist es höchste Zeit, daß sich innerhalb der Gewerkschaftsbewegungen die Meinungsbildung und die Handlungsbereitschaft rasch weiterentwickeln. Was als „progressiv" oder „links" zu bezeichnen ist, hat heute nicht unbedingt eine Farbe. Das Zusammengehen von unterschiedlichen Zugängen her ist heute leichter als noch vor einigen Jahren.

Auch in Österreich hat sich viel verändert. Wer hätte sich gedacht, daß sich Gewerkschafter offen gegen die Politik „ihrer" Regierungskoalition wenden würden. Sie werden in Zukunft noch heftiger reagieren müssen nicht nur, weil man sie im Gegensatz zur Tradition der „Sozialpartnerschaft" nicht eingeschaltet hat. Tun sie es nicht, werden sie den Gegnern der Gewerkschaften und den antigewerkschaftlichen Medien den größten Gefallen tun.

Es wird den europäischen Gewerkschaften auch nicht erspart bleiben, sich allmählich von der emotional aufgemascherlten Europa-Idee mit ihrer angeblichen Problemlösungskapazität zu verabschieden. Der EGB-Kongreß schwärmt in seinen Grundsatzpapieren vom „sozialen Europa als Motor der europäischen Integration", während der Maximalprofit der einzige wirkliche Motor der Integration ist und alle Gewerkschaften über den Mangel an sozialer Dimension klagen. Die Sackgasse wird sich in allernächster Zeit dramatisch verengen, wenn die Parlamente der EU-Staaten ihre „Sparbudgets" verabschieden und die Gewerkschaften in Brüssel auf eine Revision der Maastricht-Verträge drängen.

Bedauerlicherweise ist zu befürchten, daß sich die Führungsgremien der nationalen und internationalen Bünde kalt abwimmeln lassen. Dann wird es zu weiteren Problemen in der Mitgliedschaft kommen. Zudem könnte der solidarische Zusammenhalt der EU-Gewerkschaften stark beeinträchtigt werden, wenn der Kurs in Richtung Währungsunion auf „zwei (oder mehrere) Geschwindigkeiten" festgelegt wird. Beim EGB-Kongreß hat dies zu einer Kontroverse geführt, denn die wirtschaftlich schwächeren EU-Staaten würden zu Mitgliedern zweiter Klasse mit negativen Auswirkungen auf die Lage der Lohnabhängigen. Andererseits sind die Maastricht-Kriterien unter dem Vorwand der Budgetkonsolidierung ein Hebel zur massiven Abschöpfung von den Lohnabhängigen auf die Kapitalseite. Wird der Widerstand dagegen nicht europäisiert, sind die Folgen (analog den bisherigen und den noch kommenden Belastungspaketen in Österreich) katastrophal.

Die Internationalisierung der Gewerkschaften darf aber nicht in EU-Europa stehen bleiben. Weder die Ausbeutung Mittelosteuropas noch die GATT-Verträge zugunsten der Agrar- und Handelsmultis können von den Gewerkschaften auf Dauer hingenommen werden, wenn sie sich zu einer solidarischen globalen Aktionseinheit entwickeln, und damit auch überleben wollen. Die Chancen stehen gut. Dafür sorgt vor allem „die Basis", also der „von unten", von den Lohnabhängigen ausgehende Druck auf Wahrung ihrer ökonomischen und sozialen Interessen.

„Von oben" müssen nun auch Information und Mobilisierung kommen, denn eine Gewerkschaftsbewegung ist nur so stark, wie es ihr gelingt, tatsächlich zur Bewegung der Millionen Lohnabhängigen gegen eine Handvoll Kapitalbesitzer und verwalter zu werden. „Wir wollen eine Bewegung in Bewegung bleiben", sagt Verzetnitsch gern. Richtung und Tempo dürfen aber nicht allein vom Zugführer Kapital und vom Weichensteller Regierung abhängen. ■

Hubert SCHMIEDBAUER ist Journalist.

Inszenierte Literatur

Der Österreich-Schwerpunkt auf der heurigen Frankfurter Buchmesse war für die Redaktion von »Weg und Ziel« Anlaß, den Produktions- und Reproduktionsprozeß von Literatur in den Mittelpunkt dieses Hefts zu rücken. Dabei war zu berücksichtigen, daß die einzelne Autorin, der einzelne Autor und ihr Werk hinsichtlich der Öffentlichkeitswirksamkeit immer weniger zählen. In der herrschenden „Seitenblicke"-Kultur ist die Inszenierung und Inszenierbarkeit von Menschen und Dingen ausschlaggebend: Ob etwas zum „Event" wird, entscheidet über Erfolg oder Mißerfolg.

Die umfassende Auseinandersetzung mit Robert Menasses Werk steht an erster Stelle unseres Literatur-Schwerpunkts, weil eine gründliche Einzeldarstellung mehr hergibt als ein oberflächlicher Überblick. Franz Schandl hat den heurigen Festredner der Buchmesse und Autor der Neuerscheinung *Schubumkehr* als Paradeexemplar postmoderner Theorie und Praxis der österreichischen Literatur herangezogen. Manche könnten vielleicht annehmen, Menasse wäre das erspart geblieben, hätte er nicht einer Nebenfigur in *Schubumkehr* den Namen Franz Schandl gegeben.

Helmut Rizy hat rekonstruiert, wie es überhaupt zum Österreich-Schwerpunkt auf der Frankfurter Buchmesse gekommen ist, wie das unvermeidliche Festkomitee gebildet wurde und wie SchriftstellerInnen speziell in Wien und Oberösterreich darauf reagiert haben. Das ganze Messe-Unterfangen dürfte sich durch zwei Schwachpunkte auszeichnen: Erstens werden dem herrschenden Starkult entsprechend vor allem jene österreichischen Autorinnen und Autoren propagiert, die in Deutschland ohnehin bekannt sind. Zweitens geht der Großteil des Finanzaufwands, wie Michael Scharang betont hat, für „Animateure, Vermittler, Organisatoren, Projektanten" auf, die „ein umso besseres Auskommen haben, je besser sie ohne Autoren auskommen".

Auf rund fünf Prozent der Bevölkerung wird jener Kreis von Menschen geschätzt, die unter „Lesesucht" leiden und folglich zum Dauerkonsum von Büchern tendieren. In periodischen Abständen versuchen speziell die Großverlage, diese Zahl durch konzentrierte Angriffe zu erweitern, die in Form von Bestsellern und Bestseller-Listen vorgetragen werden. Die Orientierung auf den Kassenschlager und die dadurch geförderte Konzentration und Zentralisation des Verlagskapitals ist im Bereich der Literatur nicht unproblematisch, weil gerade auf diesem Sektor die Würze in der Vielfalt und nicht in der Einfalt liegt. Lutz Holzinger hat Material für eine kleine Soziologie des Bestsellers zusammengetragen.

Der Block zur Frankfurter Buchmesse wird von einer Buchbesprechung abgeschlossen: Franz Kain, der großartige oberösterreichische Erzähler, rezensiert Helmut Rizys in der Bibliothek der Provinz erschienenen Roman *Hasenjagd im Mühlviertel*. Diese erste große Veröffentlichung des Autors (und Mitglieds der »Weg und Ziel«-Redaktion) auf dem Gebiet der Literatur verblüfft durch ihre künstlerische Meisterschaft. Rizy reiht sich mit diesem Roman in die Reihe jener AutorInnen aus dem fortschrittlichen Lager ein, die mindest doppelt so gut sein müssen, um halb soviel Resonanz zu erzielen wie ihre bürgerlichen KollegInnen.

Es ist weiter kein Geheimnis: Stärker verbreitet als die Lektüre der sogenannten schönen Literatur sind Kriminalromane. Krimis zu schreiben und zu lesen, ist selbstverständlich keine Schande. Nicht wenige anspruchsvolle Autoren haben den Krimi beispielsweise als Transportmittel für Inhalte erprobt, die weit über den normalen Rahmen dieses Genres hinausgehen. Monika Pelz legt eine originelle Analyse der Spezifik des Kriminalromans und seiner Entwicklung vor. Lutz Holzinger steuert einige Thesen zum selben Thema bei.

Wir haben uns für diesen Schwerpunkt mehr vorgenommen, als geleistet wurde. Eine geplante Darstellung der fortschrittlichen Strömungen der österreichischen Literatur seit 1945 ist leider nicht zustande gekommen. Was nicht ist, kann vielleicht in einer künftigen Nummer noch werden.

Lutz Holzinger

Anscheinend erscheinender Schein

Robert Menasse und die Regression in der österreichischen Literatur

Franz SCHANDL

Ursprünglich war ja nur eine kurze Besprechung von Menasses Hegel-Buch „Die Phänomenologie der Entgeisterung" geplant. Nun ist das Ganze zu einem Doppelschlag geworden. Es ist unserer Ansicht nach auch notwendig, den Roman „Schubumkehr" ausführlich zu reflektieren. Menasse erscheint uns geradezu als Prototyp eines gewendeten Schriftstellers. Dieser Punkt findet in den uns zur Verfügung stehenden Rezensionen zwar Erwähnung, aber keine gebührende Ausführung. Diese Transformation von progressiver zu regressiver Dichtung ist also Gegenstand unserer Überlegungen, auch wenn Literaturkritik unser Metier nicht ist. Die hier vorgetragene Übung ist so von dieser ziemlich unbeleckt und unbelastet. Was ihr Nachteil nicht sein muß.

I. Schein und Hegel

„Die Arbeit trägt also ihr Scheitern schon in sich", schreibt Robert Menasse auf Seite 8. Dem möchten wir uns in der Folge uneingeschränkt anschließen.

Schon lange bevor Menasse über Hegel geschrieben hatte, schrieb Hegel über Menasse: „Man kann daher eine Kenntnis von den Behauptungen, Sätzen oder, wenn man will, von den Meinungen der Philosophen besitzen, sich mit den Gründen und Ausführungen solcher Meinungen viel zu tun gemacht haben, und die Hauptsache kann bei allen diesen Bemühungen gefehlt haben, nämlich das *Verstehen* der Sätze."[1]

Gleich vorweg muß gesagt werden, daß wir diese Broschüre* in vielen Passagen nicht verstanden haben. Dies aber nur, weil sie nicht verständlich ist, nicht, weil wir zuwenig Verständnis dafür aufbringen könnten. Das ist auszuschließen. Hegels Sprachduktus dient Menasse als hermetischer Riegel zur Abschottung des Vorgetragenen. Vielleicht ist es aber gerade auch das, was er unter „Schein des Seins im Anschein" versteht.

Second-Hand-Hegel

Interessant wie bezeichnend ist es natürlich schon, daß Hegel selbst in dem ganzen Band kein einziges Mal zu Wort kommt, daß die Paraphrase das Zitat vollständig ersetzt. Was Menasse also einer Kritik unterzieht, ist dieser Second-Hand-Hegel, wie er in der nunmehr schon altgewordenen neuen Linken so beliebt gewesen war.

Hegel wurde kanonisiert, aber nicht gelesen. Da erging es ihm noch schlimmer als Marx, „den man nicht liest, weil man ihn ja eigentlich immer schon gelesen haben müßte" (Günther Anders).[2] Was man kennt, sind Versatzstücke aus der Sekundärliteratur, Erzählungen, Gerüchte, kaum das Original. Gehegelt wurde ohne Hegel. Gleich Marx muß der deutsche Philosoph nun für diverse Verunmöglichungen und Verunglückungen der Epigonen herhalten.

Auch wenn das jetzt etwas anmaßend klingen mag, möchten wir doch gerne einmal wissen, inwieweit Menasse wirklich an Hegel gearbeitet hat, oder ob Hegel nur ein gutes Projektionsmittel abgibt, die eigene Vergeistigung zu demonstrieren. Denn Menasse weiß, wie wenig die anderen je Hegel gelesen oder gar konspektiert haben. Hegel kann man so vielerlei unterschieben. In Menasses Hegel ist Hegel jedenfalls nicht wiederzuerkennen.

Ende der Geschichte

Wie viele andere verkündet Menasse das Ende der Geschichte. „Geschichte, der Fortschritt im Bewußtsein der Frei-

* Robert Menasse, Phänomenologie der Entgeisterung. Geschichte des verschwindenden Wissens, Frankfurt am Main 1995.

heit, war in dem Moment, als sie begriffen, auch zu ihrem Ende gekommen. Die Weltgeschichte hat sich mit dem Sich-Selbst-Finden des Geistes in der gesellschaftlichen Objektivität vollendet." (S. 11) Was immer das heißen kann, für Menasse heißt es folgendes: „Die bürgerliche Gesellschaft, als die höchste entäußerte und darum dem Geist adäquateste Form der Menschheitsentwicklung, wird zu einem perpetuum mobile des Umschlagens zwischen Ding und Ich. Ein Mensch ist – in einem ununterbrochenen Umschlagen für sich und für alle anderen – zugleich und in untrennbarer Weise beides. Und indem diese Dialektik sich ununterbrochen reproduziert, indem die Menschen der subjektiven Nützlichkeit nachgehend die objektive Nützlichkeit verwirklichen, hält sich das perpetuum mobile des Kapitalismus in realer Selbstbewegung selbst in Gang. (...) Es kann keine weitere Geschichte mehr geben, nur noch Zukunft." (S. 12)

Menasse huldigt dem Tatsachenschein. Da wird nicht mehr gefragt nach Gründen und Begründungen, das subjektive Verhalten der Menschen wird als gegeben angenommen, wenn nicht gar ontologisch vorprogrammiert, so zumindest für alle Zukunft einprogrammiert. Was an der angeführten Subjekt-Objekt-Dialektik spezifisch kapitalistisch ist, würde uns sehr interessieren. Aber vielleicht hat es auch den Kapitalismus schon immer gegeben.

Menasses Überlegungen geraten schnurstracks auf die affirmative Ebene: „Die Geschichte ist eine Geschichte von Klassenkämpfen? Wohlan! Dies heißt, daß die Geschichte nichts anderes kennt, und daß immer eine Klassengesellschaft auf eine andere folgte, zeigt, daß dies ein Prinzip ist; so ist es und so soll es sein, nichts anderes kann also erwartet, noch weniger errungen werden, wenn immer nur Gleiches wiederkehrt." (S. 45)

Das Credo könnte eindeutiger nicht sein. Es ist ein krudes und desillusioniertes Bekenntnis zum Vorgefundenen. „Wenn es Nichts ist, das zu Nichts hinführt, dann ist alles Jetzt und jetzt Alles, das noch in seinem besonderen jeweiligen Vergehen im Kontinuum der Zeit Stillstand und Ewigkeit bedeutet. Damit ist die Geschichte erlöst und die Gegenwart von der Geschichte, indem die Geschichte völlig im Jetzt aufgelöst ist. (...) Die Idee der ewigen Wiederkehr des Gleichen ist nicht nur die radikale Negation der teleologischen Vorstellung von Geschichte, sondern von der Geschichte als wie immer gearteten sinnvollen Prozeß überhaupt." (S. 46)

Das Jetzt

Doch solche Ansichten führen sich schon immanent ad absurdum. Menasse zu Ende gedacht, würde Geschichte nämlich gänzlich obsolet werden. Was für die Zukunft gilt, müßte dann auch für die Vergangenheit gelten. Das Ende der Geschichte ergibt keinen Sinn mehr, wenn es gar keine gegeben hat. Entwicklung wird also zu einem Einerlei in der Zeit. Es gelte sich von allen utopischen Vorstellungen zu befreien, denn: „Eine qualitativ neue Stufe der Geschichte ist nicht mehr möglich" (S. 82).

Und hier trifft sich Menasse auch wieder mit Hegel, aber nicht mit dem dialektischen, sondern mit dem konservativen. Dieser schrieb: „Die Einsicht nun, zu der, im Gegensatz jener Ideale, die Philosophie führen soll, ist, daß die wirkliche Welt ist, wie sie sein soll, daß das Gute, die allgemeine göttliche Vernunft auch die Macht ist, sich selbst zu vollbringen."[3]

Menasse begeht hier den gleichen Fehler, indem er ebenfalls Aktualität und Perspektive der Menschheit in eins setzt. Dieser Gedankenfehler ist so alt wie naheliegend. Jede Jetztzeit versteht sich als Letztzeit. Und das ist auf sinnlicher Ebene so richtig wie auf inhaltlicher Ebene falsch. Solches Denken ist zutiefst konservativ, verabsolutiert die Tradition, die ja nichts anderes ist als „die Trägheitskraft der Geschichte".[4] (Engels)

Mit Marx gilt es ganz umgekehrt zu behaupten, daß die eigentliche Geschichte noch gar nicht begonnen hat, das bisher Gewesene nur als Herausbildung aus dem Tierreich, als Menschwerdung verstanden werden muß. Erst mit der bürgerlichen Gesellschaftsformation „schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab."[5]

Der blanke, geschichtslose Idealismus des Robert Menasse treibt gar seltsame Blüten: „Das Design bestimmt das Bewußtsein. Ich sehe eine dorische Säule und ein gotisches Fenster und weiß nur dies: Es ist Jetzt. Und tatsächlich ist dieses Gebäude gerade jetzt errichtet worden." (S. 83) Wann sonst? Ganz im Ernst!

Nach dem Abschied vom Sozialismus vergöttert da einer das Jetzt. Menasse liefert hier den Unterbau für diverse postmoderne Slogans a la „Future is now", „Life ist today", „Tomorrow never comes" etc. „Die Vollendung der Geschichte ist nun als *Erlösung von Geschichte* eingelöst" (S. 81), sagt er. Daher wird das Bekenntnis zum konkreten Dasein immer frenetischer. Es nimmt fanatische und religiöse Formen an. Was soll man auch sagen gegen ein Argument, das kumuliert im „Es ist." (S. 70) Amen!

Klassenkampf

Menasse erkennt zwar, daß Bourgeoisie und Arbeiterklasse unmittelbar zusammenhängen, somit die eine ohne die andere nicht denkbar wäre, eine Herrschaft des Proletariats folglich ein Widerspruch in sich ist (S. 22), löst seine Kritik aber dann doch nicht von der traditionalistischen Sicht, die da lautet: „Die Geschichte ist eine Geschichte von Klassenkämpfen, sie entspringen der Herr-Knecht-Dialektik, ihre Umwälzungen der Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, ihr Sinn ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit." (S. 20-21)

Wieder einmal einer, der das *Manifest* gelesen hat, ohne sich auf das *Kapital* einzulassen. Wahr ist vielmehr: Die Klassenkämpfe in der bürgerlichen Gesellschaft sind Ausdruck des Kapitalverhältnisses und seiner Wertgesetzlichkeit; konstantes wie variables Kapital, Kapitalisten wie Lohnarbeiter sind diesen unterworfen, wenn auch unterschiedlich gesellschaftlich positioniert. Mit Marx muß gegen Marx behauptet werden: Der Klassenkampf ist nicht der Motor der Geschichte, sondern bloß der Transmissionsriemen. Es wäre endlich an der Zeit, nicht sämtlichen Verkürzungen der II., III. und IV. Internationale auf den Leim zu gehen.

Ebenso verkehrt ist es, die bürgerliche Herrschaft als Freiheit der Bürgerlichen zur Herrschaft zu verstehen (S. 38). Man lese das letzte Menasse-Zitat noch einmal genau. Die Quelle der Geschichte ist für ihn ein reines Produkt der Macht, die ein Oben und ein Unten kennt. Das Herr-Knecht-Verhältnis wird als ontologische Konstante, nicht als historische Variable eingeführt.

Der Massenkonsum ist auch kein Zugeständnis an die Knechte (S. 78). Er ist nur auf der Realisierungsebene, nicht aber auf der Schaffungsebene Folge der „Kräfteverhältnisse", sondern objektiv unabdingbar für die Kapitalakkumulation. Die Konsumtion

ist ihrer Substanz nach so einerseits die Folge der notwendigen Liquidierung der Produkte, um neue für den Markt produzieren zu können, andererseits Folge der Notwendigkeit der Reproduktion des variablen Kapitals. Das konstante Kapital hat also elementare Interessen daran, denn nur die Realisierung der Produkte am Markt und ihre anschließende Konsumtion ermöglicht Ausbeutung durch Mehrwertabpressung. Das Kapital will alles andere als den Menschen ihre Produkte vorenthalten, im Gegenteil: sie will sie geradezu vollstopfen damit. Der Konsum wird nicht zugestanden, zum Konsum wird gezwungen. Nicht aber darum, um potentiell renitente Massen zu befrieden, sondern weil die Logik der Kapitalherrschaft so ist, unabhängig von ihren Zuckungen des Klassenkampfs. Ob aus diesem Wollen dann ein Können wird, steht freilich auf einem anderen Blatt.

Menasse bleibt politizistischen Projektionen verhaftet. Er erhebt sich nirgends über diese. Kapital und Arbeit werden auf der Ebene der Erscheinung diskutiert, eben nicht als Ausdruck des Ganzen, sondern als Gegenüberstellung, über deren Beziehung ein sogenanntes „Kräfteverhältnis" entscheidet (S. 76). Menasse denkt den ganzen Marxismus arbeiterbewegt, in Form kautskyanischer Einführungsschulungen.

Das Proletariat wird noch immer ganz messianisch gesehen als „jene Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, die keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft ist" (S. 15). Menasse denkt den Klassenwiderspruch dualistisch (vgl. S. 76f.), nicht dialektisch, er verweigert sich der Identität des Widerspruchs, die ja schon dadurch gegeben ist, daß sich beide Seiten auf das Gleiche beziehen. Im Klassenkampf wie in der Sozialpartnerschaft (die ja nur eine besondere Variante darstellt) geht es um den Mehrwert und um den Preis der Ware Arbeitskraft, letztendlich also um Fluktuationen des Lohnes um den Wert.

Anschein und Schein

Am wüstesten geht es auf der Ebene der Begriffe zu. Zum Beispiel: „Der Überbau ist also die Gesamtheit der ideologischen gesellschaftlichen Verhältnisse, die die Menschen auf der Grundlage der sich im materiellen Produktions- und Reproduktionsprozeß herausbildenden materiellen Verhältnisse eingehen. *Ideologische* Verhältnisse meint, daß es sich hierbei um Formen *notwendig falschen Bewußtseins* handelt." (S. 17-18) Potzblitz! Abgesehen davon, daß der Überbau nie und nimmer auf ideologische Verhältnisse

reduziert werden kann, wäre die Quintessenz des Satzes doch die, daß der Überbau nichts anderes ist als notwendig falsches Bewußtsein. Der Überbau wird hier von einer Kategorie des Daseins zu einer Kategorie des (falschen) Denkens.

Doch so ist eben Menasses Philosophie: „Die Produktion des Scheins wird also zur Produktion nun eines doppelten Scheins: nicht nur eines Scheins des Seins, sondern auch eines Scheins des Seins im Anschein (?!?, F. S.), es zu sein. Die einfache Vermitteltheit von Schein und Sein bricht dadurch auseinander." (S. 30) Und an anderer Stelle: „Der Schein ist damit von einer allgemeinen Erscheinungsform der Wahrheit (?!?, F. S.) zu einer freiproduzierbaren, partikularen, als solche aber verallgemeinerbaren Schein-Wahrheit geworden, die allerdings, weil der Schein gespalten und verdoppelt ist, immer auch ihr Gegenteil ist, ohne aber als solches, als zweifaches Gegenteil zu dem einen wirklich allgemeinen ganzen Schein des Ganzen werden zu können." (S. 33)

In der Sprache kann man gar vieles verstecken, besonders die Ignoranz durch Arroganz. Das Problem ist also nicht, daß wir das nicht verstehen, sondern daß bei dieser absoluten Verklausulierung nicht mehr gesagt werden kann, wovon Menasse redet: Es ist anscheinend scheinbar erscheinender Schein, der hier krampfhaft zum Dasein drängt.

Menasses Buch ist nicht dazu da, aus ihm schlau zu werden. Er verrätselt und verklausuliert, dort, wo er die Sprache Hegels persifliert, geschieht dies nur auf einer rein formalen Tiefebene, ohne auch nur annähernd zu dessen inhaltlichen Höhen vorzudringen. Bei Menasse verkommt die Sprache Hegels, er verirrt sich in der Dunkelheit, im Dickicht unbegriffener Begriffe.

Man sollte sich hier nicht ins Bockshorn jagen lassen, sondern gleich dem Kind in Andersens „Des Kaisers neue Kleider" sagen, daß der Philosoph nackt ist. Daß vieles von dem, was er sagt, nichts sagt. Etwa: „Das Subjekt negiert also die herrschende Allgemeinheit, so wie es sich durch diese negiert fühlt. Aber wenn das Allgemeine auch wirklich Nichts ist, so ist es dieses doch als wirklicher allgemeiner Schein eines Allgemeinen." (S. 63) Das erkläre mal wer. Oder: „Die Welt, die Historie soll vollendet dastehen in einem vollendeten Schein der Vollendung." (S. 35) „Das Reine am reinen Tisch, den es macht, ist also das Licht. Nicht mehr Dämmerung, sondern Mittag, die Zeit ohne Schatten, alles reiner Schein." (S. 39) „Das Glück, daß das Sein noch ist, wird bereichert dadurch,

daß es auch Varianten gibt. Niemand widerspricht, daß es so ist. Man teilt eine Meinung, bevor man geteilter Meinung ist." (S. 72)

Vielleicht ginge auch noch: „Die vollendete Vollendung der Vollendung ist die Vollendung", „Der reine Tisch ist der vom Tisch gereinigte Tisch. Rein nichts also, reiner Schein ohne Schatten". Vor allem über die so zufällig hingeworfene, aber doch zentrale Vokabel des Anscheins müßte einiges gesagt werden. Wahrscheinlich folgendes: „Der Anschein ist der Abschein, wenn er aufscheint. So erscheint der Schein in seiner scheinbaren Verdoppelung." Oder: „Der Anschein ist die Erscheinung des Scheins im Sein". Oder noch konkreter: „Der Anschein ist die Erscheinung des Scheins, eine seiner vielen Erscheinungen wie der Abschein, der Aufschein, der Sonnenschein, der Geldschein oder der Fahrschein. Alles nur Schein, der anscheinend erscheint, aber eben durch diese Erscheinung als Sein scheint". Warum nicht?

Postmodernes Zinken

Postmodernes Denken ist die Konstruktion zusammenhangloser Zusammengehörigkeiten, ein Verwirrspiel, in dem alles geht und alles erlaubt ist. Es kennt nur eine Spielregel: das Zinken. Nur dieses garantiert heute den philosophischen Führerschein.

Das ist wirklich ein „funkelnder Tanz der Kategorien"[6], wie unser Juhu-Rezensent Liessmann schreibt. Wahrlich, die Begriffe hüpfen nur so durch die Gegend, daß es eine Freude ist, keine Assoziation, der sie nicht zugeführt werden könnten. Alles geht, wo nichts mehr einfällt.

Denn das ist das Ziel. Leo Singer hat es uns in *Selige Zeiten, brüchige Welt* bereits verraten: „Und der zentrale Angelpunkt wäre die Aufhebung der Bildung in der Sittlichkeit, das brutale und diktatorische Insistieren auf dem Irrtum, bis er sich in der Praxis von selbst versteht. Und am Ende die absolute Geistlosigkeit, die allgemeine glückliche Unendlichkeit der Dummheit."[7] – Tja, ein anderer Robert ahnte es schon voraus, als er einmal meinte, daß „besonders durchgeistigte Männerköpfe manchmal sogar Dummköpfe sind."[8]

Fragen wir noch einmal nach: Hat Menasse Hegels Logik gelesen? Wenn, dann könnte er mit den dort zentral ausgearbeiteten Begriffen Schein und Wesen, Erscheinung und Sein, Wirklichkeit und Wahrheit, nicht so fuhrwerken, wie er es in seinem Bändchen tut.

Einen, das wissen wir ganz sicher, hat er hinsichtlich seiner Überlegungen nicht herangezogen, obwohl er ihn des öfteren anführt: Wladimir Iljitsch Lenin. Dem russischen Revolutionär wird nun schon jahrelang die Lektüre der *Phänomenologie* unterschoben,[9] die dieser nachweislich nicht gelesen hat. Lenin konspektierte vielmehr die *Logik*, alle seine Bemerkungen in seinen Werken beziehen sich darauf (bzw. auf die *Geschichte der Philosophie* und die *Philosophie der Geschichte*). In den ganzen vierzig Bänden des russischen Revolutionärs finden wir auch nicht eine einzige Anmerkung über die *Phänomenologie*.[10]

Und doch hat die plumpe Verwechslung einen Grund, der hier seiner eigenständigen Wichtigkeit wegen zitiert sei. Lenin schrieb: „Man kann das *Kapital* von Marx und besonders das I. Kapitel nicht vollständig begreifen, ohne die ganze *Logik* von Hegel durchstudiert und begriffen zu haben. Folglich hat nach einem halben Jahrhundert nicht ein Marxist Marx begriffen."[11]

Hierbei handelt es sich um eine der allerhellsten Stellen des Bolschewikenführers, wenngleich sie selbst auf ihn und eine ganze Generation von Sozialisten zurückfällt. Lenin hat vollkommen recht. Für die Aktualisierung des Sozialismus bedeutet das: Was in der damaligen historischen Phase noch verzeihlich gewesen sein mag, ist heute unverzeihlich.

Fragen wir Menasse also ein drittes Mal: Hat er Hegel besser rezipiert als Lenin? Oder stammt sein Wissen auch hier nur aus der Gerüchteküche schlechter Sekundärliteratur?

Überanstrengung

Menasses „Entwicklungsroman" ist also nicht wie der Buchdeckel verkündet eine Erzählung, die Hegel fortsetzt, sondern eine, die ihn absetzt und sich von ihm absetzt. Menasse, wir vermerkten es schon in der Besprechung des Romans, ist also auf der Flucht, obwohl Hegel und Marx ihn nicht loslassen.

Dieses Buch ist ein anstrengendes Buch. Der Autor hat sich überanstrengt, er hat sich zweifellos einen Bruch gehoben. Schon der große Hegel überforderte sich in seinem Abschluß von Wissen und Geschichte. Menasse macht den gleichen Fehler. Auch er vermeint dort ein objektives Ende zu erkennen, wo doch nur das subjektive Ende seiner Vorstellungskraft erreicht ist.

Hegel wurde von Menasse nicht auf den Kopf gestellt, sondern bloß auf die Zehen getreten. Nach der Lektüre von Menasse hätte Hegel wohl dasselbe geschrieben wie über einen Rezensenten mit dem bezeichnenden Namen Hugo: „Er hätte mir aber ferner die Mühe dieser Gegenrede gänzlich erspart, wenn er sich herabgelassen, bei dem, was ihm für seine Anzeige aus meinem Buche bemerklich vorgekommen, die Stellen selbst abzuschreiben und mich über das, was ich gesagt, reden zu lassen."[12] ■

Anmerkungen

1 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie I. (1817), Werke 18, Frankfurt am Main 1986, S. 17.

2 Günther Anders, Die molussische Katakombe, München 1992, S. 59.

3 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Stuttgart 1975, S. 83.

4 Friedrich Engels, Einleitung zur englischen Ausgabe „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft" (1892), MEW, Bd. 19, S. 543.

5 Karl Marx, Vorwort zur Kritik der Politischen Ökonomie (1859), MEW, Bd. 13, S. 9.

6 Konrad Paul Liessmann, Am Anfang war die Kopie, »Profil« Nr. 8, 20. Februar 1995, S. 78. Die Gedanken Liessmanns, Menasses Besprechungseuphoriker, lassen sich auf ein Wort reduzieren: „Juhu!" würde völlig reichen. Mehr sagt er nicht, mehr schreibt er nicht, mehr weiß er nicht.

7 Robert Menasse, Selige Zeiten, brüchige Welt, Frankfurt am Main 1994, S. 299.

8 Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften (1930), Reinbek bei Hamburg 1987, S. 525.

9 Vgl. etwa: Robert Menasse, Selige Zeiten, brüchige Welt, S. 209.

10 Vgl. vor allem Wladimir I. Lenin, Werke Bd. 14 und 38.

11 Wladimir Lenin, Konspekt zu Hegels „Wissenschaft der Logik" (1914), Lenin Werke, Bd. 38, S. 170. Genau diese Passage bezieht Menasse fälschlicherweise auf die „Phänomenologie".

12 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Erwiderung auf die Rezension der Rechtsphilosophie durch Gustav Hugo (1821), Werke 7, Frankfurt am Main 1986, S. 523.

II. Komprechtser Erscheinungen

Da unser Name schon einmal für den Beleuchter des Romans ausgeborgt worden ist, ist es wohl auch an der Zeit, zu beleuchten. Licht an.*

Schandl ist in der Komprechtser Gegend ein häufiger Name, Franz Schandl seine häufigste Kombination. Einer der letzten Bürgermeister des Ortes hat auch so geheißen, sogar eine Straße wurde nach ihm benannt. So gesehen trage ich einen Namen, der im Gmünder Grenzbezirk unoriginellerer nicht sein könnte. Heidenreichstein, woher ich komme, ist die reale Nachbargemeinde von Komprechts. Das vorweg.

Zerrissen

Literaturkritik ist manchmal weitab von den literarischen Schauplätzen. Was sie von Komprechts weiß, weiß sie von Menasse. Damit soll aber nicht angedeutet werden, daß es gilt, das prosaische Komprechts an dem wirklichen Brand-Nagelberg zu messen. Was Menasse aber gänzlich fehlt, ist der notwendige Möglichkeitssinn. Er verunmöglicht die Leute, läßt sie überhaupt nicht zu sich. Und das ist in doppeltem Wortsinn gemeint: Sie kommen weder zu sich selbst, noch läßt der Autor sie an sich heran.

Komprechts erscheint als zufällige Fotomontage, als eine willkürliche Bilder- und Szenenfolge – die Schubumkehr hat wahrlich alles zerfetzt. Die Komprechtser gleichen symbolisch den Leichen, die nach dem Absturz der Mozart verstreut im thailändischen Hochland lagen. Menasses Figuren sind Zerrissene, aber nicht weil sie in sich zerrissen sind – das mag freilich sein, nur dringt der Autor dorthin nie vor –, sondern weil Stücke aus ihnen herausgerissen werden. Es ist der Autor, der seine Komprechtser derartig tranchiert.

Die Glasarbeiter der Gegend, ihre (ehemalige) Sonderstellung, ihre außerordentliche, stark auf sich bezogene Kommunikation – sie sind ein eigenes Volk, sagen die anderen über sie –, die durchaus Gegenstand differenzierter Betrachtung von Literatur und Wissenschaft sein könnten, sie sind Beschaffenheit ohne Bestimmung, abstrakte Individuen, loser Tauschwert. Das sind sie zwar auch, aber hier wird ihnen jede Regung, jedes Gefühl abseits der bloßen Monade abgesprochen. Legte linke Literatur immer Wert auf Rebellentum, auf Aufbegehren, so sind Menasses Figuren völlig entleert, jedes Repellieren hat ihnen fremd zu sein.

Staunen oder Suchen

Das war nicht immer so in der Komprechtser Gegend, und Menasse ist ja nicht der erste, dessen Roman hier spielt. Man denke bloß an die beiden ganz ausgezeichneten Romane von Gernot Wolfgruber, *Herrenjahre* (1976) und *Niemandsland* (1978). Es wäre wirklich angebracht und nützlich, Wolfgruber und Menasse einer ausführlichen vergleichenden Untersuchung zu unterziehen.

Im Gegensatz zu Menasse sind die Arbeiterfiguren Wolfgrubers reichhaltig und vielschichtig komponiert. Auch wenn sie an den Verhältnissen ihre Grenzen finden und oft resignieren, finden sie sich in den Büchern als ganze, auf die Gesellschaft bezogene Individuen wieder. Ihre Sprachlosigkeit ist zu dichter Prosa geformt. Noch dazu in einer Sprache, die dem Deutsch durch Waldviertler Satzstellungen zusetzt, ohne es dadurch zu verletzen.

Die subjektiven Unmöglichkeiten der Menschen werden völlig unterschiedlich aufgelöst. Was bei Menasse fremdes Staunen ist, ist bei Wolfgruber originäres Suchen. Während Wolfgruber die Menschen entdeckt, streift Menasse an ihnen bloß an.

Robert Menasse hat kein erotisches Verhältnis zu seiner Umgebung. Damit ist nicht gemeint, daß er die Verhältnisse lieben soll – was ja wirklich ein grotesker Aufruf wäre –, sehr wohl aber, daß die Objekte der Betrachtung Hingebung verlangen, nicht bloß zersetzendes Herausnehmen. Es ist nicht alles so stumpf und so dumpf, man muß nur genauer schauen. Menasse hingegen flirtet desinteressiert durch die Gegend. Er durchdringt den Gegenstand nicht, weil er gar nicht versucht zu ihm vorzudringen, geschweige denn in ihn einzudringen. Er treibt sich herum, ohne etwas zu treiben, wenn man das sprichwörtliche Vertreiben der Zeit ausnimmt.

Der Autor selbst schreibt, er sei „sozusagen ein Tourist“ (S. 112). Er hat recht: Es ist ein touristisches Herumlaufen, ein Flanieren, von dem man nicht weiß, was einen daran interessieren soll. Denn alles wurde eingeebnet, planiert. Es ist flach wie eine Kopie. Und da am Anfang die Kopie war[1], und sie wohl auch am Schluß ist, war sie wohl immer gewesen. Kopie und Wirklichkeit können gar nicht mehr auseinanderfallen, sie fallen zusammen, sind eins geworden in dieser idealistischen Sichtweise.

Stereotypen

Leo Singer und Judith Katz, die Hauptfiguren aus den beiden ersten Romanen, *Sinnliche Gewißheit* (1988) und *Selige Zeiten, brüchige Welt* (1991) werden dort reichlich geformt und entwickelt. Menasse mag sie, auch ihre Unmöglichkeiten. Anders die Komprechtser, sie interessieren den Autor eigentlich nicht, sie sind Abziehbilder, die gleich Fußballern oder Schifahrern in einen Roman geklebt werden. Dort picken sie an. Sie kommen zwar vor, aber eigentlich sind sie nicht da. Die Komprechtser sind Kopien ihrer selbst. Stellt sich nun bloß die Frage, ob armselige Gestalten oder bloß armselige Gestaltungen.

Menasse läßt sich über die Menschen aus, nicht aber auf sie ein. Er „durchschaut“ sie, indem er durch sie durchschaut. Hineinschauen ist etwas anderes. Er gleitet ab. Er streift an, ohne allerdings wirklich berühren zu wollen. Menasse begreift nicht, er bestaunt. Das ist freilich unmöglich, nicht mehr als eine stille Provokation. Nicht Typen werden gezeichnet, sondern Stereotypen vorgeführt. Sie werden nicht reflektiert, sondern bloß fotografiert. Menasse ist Besucher und Befinder, aber nicht Sucher und Finder.

„Es ist in diesem Komprechts tatsächlich alles rätselhaft und unverständlich“ (S. 91), schreibt der Autor. So nimmt es auch nicht wunder, daß Komprechts nicht an seinem Komprechts erkennbar ist. Komprechts ist bloß ein schlechte Matrize seiner selbst. Die Vorlage gerät dem Künstler so zu seiner Ablage, zur Konstruktion schaler Phantasien. Wenn es stimmt, daß „die Größe der Phantasie das sei, wodurch sich das dichterische Genie beweise“[2] (Hegel), dann schaut es nicht gut aus für Menasse.

Man quält sich durch die Seiten, versucht etwas zu finden, wo nichts ist

---

* Robert Menasse, Schubumkehr, Salzburg und Wien 1995

außer Langeweile. Die kahle Leblosigkeit aber ist nur eines unter vielen gesellschaftlichen Momenten, nicht das, was unser Autor verkürzend verkennt. Aber dazu führt wohl die Absage an das Ganze, eben zur Ausgestaltung äußerst selektiv wahrgenommener Erscheinungen. Daß Menasse fad gewesen ist, glauben wir schon, daß das mit den Komprechtsern zu tun hat, schon weniger.

Das Ganze und die Öde

Genau hier ist ein Punkt, an dem es nachzuhaken gilt. Die ehemalige Suche, ja Sucht nach dem Ganzen, wie wir sie in den ersten beiden Romanen kennengelernt haben, wird nun endgültig gewendet zu einer Flucht vor ebendieser. Menasse verabschiedet sich dezidiert vom Ganzen, es ist nicht mitgedacht, geschweige denn mitgeschrieben. Das Besondere und das Allgemeine werden nicht dialektisch aufgelöst, sondern Versatzstücke des gesellschaftlichen Daseins kommen als Absonderlichkeiten auf uns zu. Komprechts wird zu einem skurillen Ort, derweil es doch nur ein normales Waldviertler Nest ist.

Hegel wird nach hinten aufgelöst. Die Entgeisterung des Robert Menasse ist somit auch eine Entgeistigung. Da ihr der Weg zum banalen gesunden Menschenverstand allerdings ob Hegel und Marx versperrt ist, führt sie nicht zurück in die sinnliche Gewißheit, sondern in eine zerrissene und leidenschaftslose Öde.

Menasse versteht es anscheinend besser zu schreiben als zu leben. In diesem Buch ist er zu nah an sich dran, um von sich wegzukönnen. So hebt er nicht ab, sondern bricht immer wieder ein. Es stellt sich schon die Frage, warum er nach seinem durchaus gelungenen zweiten Roman zu ihm selbst als zentraler Romanfigur zurückkehren mußte. Je weiter er von sich weg ist, desto besser für ihn, würden wir mal behaupten. Denn sein Held ist schon ein eigenartiger Held. Dessen Leben ist so unaufregend, daß der Autor einen Kindesmord und ein vergiftetes Schwammerlgulasch erfinden muß, bevor das Ganze überhaupt vertrocknet in seiner Leblosigkeit.

Als besonders mißlungen muß die Schilderung kommunaler Politik gelten, insbesondere jene des (gänzlich aus den Fingern gesaugten) grünen Gemeinderates Trisko (S. 71, 105, 177f.), aber auch die Persiflage auf Vranitzkys Engagement rund um die Glasfabrik (S. 105). Hier regiert ausschließlich das Klischee. Menasse sieht und erfindet Oberfläche, er wirft keinen Blick hinter die vorne geschaffenen Kulissen, die ihm fremde Welt wird noch zusätzlich verfremdet.

Bei soviel Abklärung tut sich die Aufklärung schwer. Was vor uns liegt, ist eine ganz außerirdische Bestandsaufnahme von Komprechts. Was er erzählt, sind Gerüchte, nicht Geschichten. Es ist wohl der abgehobene Blickwinkel des Hochsitzes, der die anderen so tief erscheinen läßt. Es ist wahrlich richtig, von einem „glotzenden, bewegungsunfähigen, auf den hier herrschenden Wahnsinn fixierten Staunen“ (S. 92) zu sprechen. Doch der herrschende Wahnsinn wird gerade durch die selbstgeschaffene Kopie zu diesem nun so bestaunten Ergebnis. Komprechts verkommt erst durch die Aufnahme(geräte) des Autors zu dem, der herrschende Wahnsinn muß somit auch jener des Kopierers sein.

Verfallsgeschichte

Gefielen sich viele Autoren der siebziger- und achtziger Jahre in der demonstrativen Zurschaustellung ihrer progressiven Haltung, so gefällt Menasse sich in einem regressiven Abgesang. Damit ist freilich der alte Standpunkt nicht überwunden, sondern hat sich bloß verkehrt. Menasse ist die falsche Antwort zur richtigen Zeit.

Wobei man natürlich schon aufpassen muß, Menasses Schriftgut nicht hinsichtlich der Verfallsgeschichte des Autors vom Sozialismus hin zum Demokratismus zu kritisieren, aus den negativ eingeschätzten politischen Schlußfolgerungen auf die Qualität seiner Schriften zu schließen. Das wäre billig, wenngleich diese seltsame wie doch typische Wandlung nicht unberücksichtigt bleiben darf.

Robert Menasse verdient da schon mehr Aufmerksamkeit als etwa Josef Haslinger oder Gerhard Roth, die in ihrer F-Fixierung am Heldenlied des Jörg Haider mitsingen, ohne es eigentlich zu wollen. Menasses Ansätze, erinnert man sich seiner ersten beiden Romane oder einiger verstreuter Artikel aus der Zeit um 1990, waren weitreichender und weiterführender als die vieler anderer Autoren. Die Krisenerscheinungen der österreichischen Literatur und Politik wurden dort rezipiert, die eigenen Überlegungen und Vorgangsweisen theoretisch ausgeführt, um sie nachvollziehbar zu machen. Auch hat Menasse frühzeitig das Manko fortschrittlicher Literatur wahrgenommen und versucht, es aufzuarbeiten. Das sollte man respektieren, auch wenn man die Schlußfolgerungen als aufgetakelten Abklatsch postmoderner Gefälligkeiten erkennen kann.

Menasses Literatur muß dechiffriert werden als Folge des endgültigen Zusammenbruchs des arbeiterbewegten Kulturverständnisses in den achtziger- und neunziger Jahren. Dem Autor ist durchaus anzurechnen, daß er das reflektiert und nach Antworten sucht, sich den gesellschaftlichen Umwälzungen künstlerisch stellt. Freilich wird er ganz ihr Gefangener, kann, ja will sich dem nirgendwo mehr entziehen.

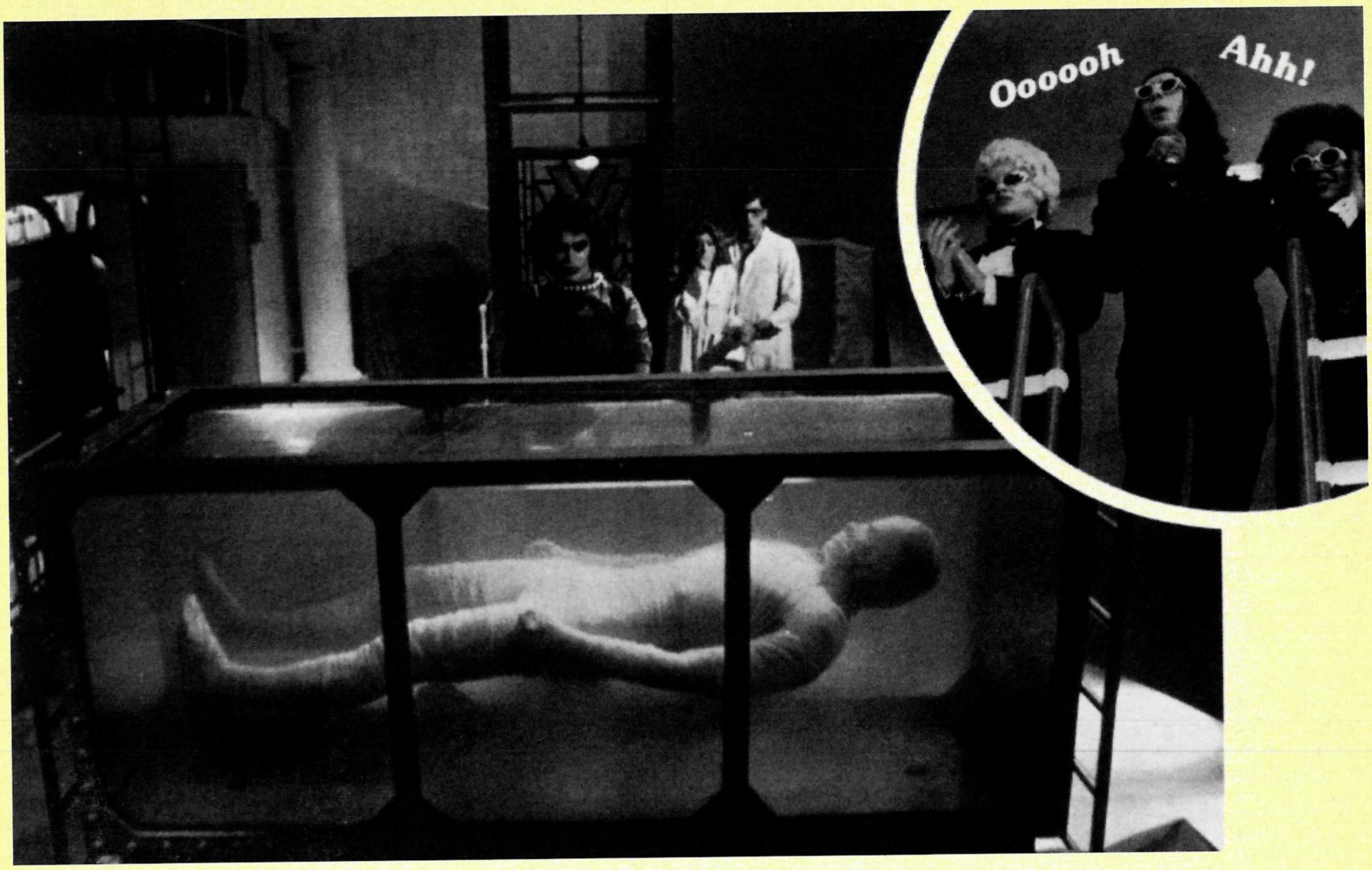
Robert Menasse betreibt regressive Kunst. „Er regredierte hier“ (S. 173), schreibt er über sein Alter Ego. Dem ist zuzustimmen. Hier hat es wirklich einen in alle Stücke zerrissen. Er ist selbst hilfloses Opfer dieser geistigen Schubumkehr geworden. Auch er ist abgestürzt. Die Reflexion der ehemaligen Überzeugungen gerät zu einer wilden Abrechnung, die nur scheinbar leise auftritt, in ihrer Vehemenz aber unüberlesbar ist. Erste Anzeichen eines regressiven Verständnisses lassen sich bereits in *Selige Zeiten, brüchige Welt* finden. Etwa: „Es ist völlig egal, ob etwas wirklich ist oder nicht, wenn man es nur erlebt.“[3] Oder: „Das Sollen tötet das Leben.“[4]

Satzabbrüche

Was inhaltlich bemerkt wurde, kann auch formal beobachtet werden: Die als Stilmittel schon aus *Selige Zeiten, brüchige Welt* bekannten Satzabbrüche dienten dort dem Zweck, dem inkonsistenten Denken, dem Zu-keinem-Schluß-Finden des Leo Singer, einen adäquaten sprachlichen Ausdruck zu verleihen. Es handelt sich dabei um Sätze, die nicht mehr zu Ende geführt verhungern, um Sätze, die ihre eigene „Unterzeugung“ mit sich tragen, die sich im Dokumentieren gleich demontieren.

In der nun in der *Schubumkehr* gehäuften Anwendung und beliebigen Verallgemeinerung wirken sie konkret oft deplaziert, obwohl sie abstrakt schon passen. Sie sollen wohl Ausdruck sein, daß es auch die Sprache zusehends zerlegt, sie ebenfalls gleich Versatzstücken auf uns zukommt. Was in sich durchaus richtig gedacht wäre.

Freilich stellt sich dann aber die Frage, ob – werden diese Stilmittel nicht selektiv, sondern regulativ ange-



wendet – Sprache damit nicht überhaupt zerfällt, da sie sich ihrer Konsequenz, der Aussage verweigert. Aber auch das mag folgerichtig sein, denn dort, wo Ziele gänzlich aufgegeben werden, ist letztendlich auch die Aussage – als Rede, aus der etwas folgt – sinnlos geworden.

Einlösungen

Menasse benennt nirgendwo mehr befreiende Momente des menschlichen Daseins. Waren früher die progressiven Schriftsteller stets auf der Suche nach diesen, geradezu erpicht sie auch an Orten und in Verhältnissen festzumachen, die wenig damit zu tun hatten, so läßt Menasse diesen Anspruch ganz fallen. Da geht nichts mehr. Da kann nichts mehr kommen. Was für den Roman freilich heißt: Da ist nichts. So gesehen ist das Werk durchaus eine adäquate Einlösung der *Phänomenologie der Entgeisterung*.

Was nicht heißt, daß Menasse ob dieses vergänglichen Romans zu vergessen sein wird. Bei aller geharnischter Kritik ist nicht auszuschließen, daß es Robert Menasse unter bestimmten Voraussetzungen durchaus gelingen könnte, ein großes erzählerisches Werk zu gestalten.

Robert Menasse kann nämlich schreiben, er kann sogar witzig und packend erzählen. Das demonstrieren vor allem zwei Briefe seines letzten Buchs, jener der Mutter mit den unterbrechenden Anmerkungen des Sohnes (S. 20ff.), aber auch der Brief an den brasilianischen Freund (S. 91ff.). Sie wirken sowohl dem Inhalt, aber auch der Form nach authentisch, sind rundum gelungene Passagen. Man möchte sie fast als die Kernstücke des Romans bezeichnen. Doch das entlastet nicht, denn es entfaltet sich ja nichts aus ihnen.

Das Handwerk alleine macht eben noch keinen großen Schriftsteller. Wie sagte doch Hegel über die Poesie: „In ihr kommt es auf inhalts- und gedankenvolle Darstellung des Menschen, seiner tieferen Interessen und der Mächte, die ihn bewegen, an, und so muß Geist und Gemüt selbst durch Leben, Erfahrung und Nachdenken reich und tief gebildet sein, ehe das Genie etwas Reifes, Gehaltvolles und in sich Vollendetes zustande bringen kann.“[5]

Regressive Kunst

Kennzeichen regressiver Literatur ist, daß sie die Frage nach dem WARUM gar nicht mehr stellt oder zuläßt. Sie entledigt sich der wesentlichen Fragen. Es ist ganz einfach aus der Mode gekommen, dies einzufordern. Jeder Anspruch an Totalität wird als totalitär entziffert, als Suche nach einem falschen Ganzen.

Solche Kunst läßt sich nicht auf ihre Gegenstände ein, sie läßt sich darüber aus. Sie kommt über ihren Gegenstand nicht hinaus, weil sie gar nicht erst zu ihm vordringt. Sie ist nicht einmal mehr in Ansätzen Synthese, sondern bloß Rässonement, das zwischen These und Antithese jongliert. Ein besonderes Kennzeichen dieser Literatur ist ihre Verächtlichkeit gegenüber ihren Gegenständen.

Die Objekte der Erzählung sind nicht Vergegenständlichungen eines begründbaren, erkennbaren und kritisierbaren gesellschaftlichen Prozesses, sie sind ganz einfach. „Es ist“[6], schreibt Menasse nun. Dummheit ist die „blinde Übereinstimmung mit dem äußeren Schein der Welt“[7], schrieb er einstens, aber „schon wollte ich nicht mehr weiterlesen“ (S. 18), sagt sein anderes Ich, als es wieder auf diese Stelle stößt.

Postmoderne Literatur[8] zeichnet sich oft dadurch aus, daß sie in spielerischer Manier die Leser in die Irre lockt. Sie will nicht anleiten, sie will verleiten. Man denke hier nur an die inzwischen schon abgeschmackten Verwirrspiele eines Umberto Eco. Nichtsdestotrotz muß angemerkt werden, daß ein Irrer in die Irre vorgelaufen sein muß, in die ihm die Verirrten dann nachirren.

Aus dem ehemaligen Anspruch künstlerischer Führung ist nun eine kunstvolle Irreführung geworden. Sind schon keine richtigen Wege auszumachen, falsche gibt es zur Genüge. Die Not wurde zur Tugend und dadurch zum Laster. Ganze Lastwagen derart dimensionierter Literatur werden heute angekarrt. Auch wenn es noch nicht in Sicht ist: Am Ende der postmodernen Literatur angekommen, wird sich die Leserschaft kräftig verarscht fühlen. Das wird sie auch.

Will man Literatur von bleibendem Wert schaffen, dann reicht es einfach nicht aus, irgendeine gute Geschichte zu erzählen. Dichtung auf der Höhe der Zeit muß mehr sein als ein gekonntes Fabulieren eindringlicher Gefälligkeiten. Genannt seien hier neben Umberto Eco etwa Patrick Süskind oder die beiden Österreicher Christoph Ransmayr und Robert Schneider.

Wobei sich heute freilich die Frage stellt, inwiefern der abendländische Roman als bürgerliche Kunstform nicht überhaupt ausgereizt ist, ob vor allem nach Robert Musils monumentaler Auslotung der Grenze hier noch Weiterentwicklungen möglich sind. Die Folge wären dann bloß moderne und postmoderne Abgesänge, die als solche selbstverständlich auch gelingen können. ■

Dr. Franz Schandl ist Historiker und Publizist. Er war von 1985 bis 1995 Gemeinderat der Alternativen Liste in Heidenreichstein/Niederösterreich.

Anmerkungen

1 Robert Menasse, Phänomenologie der Entgeisterung. Geschichte des verschwindenden Wissens, Frankfurt am Main 1995, S. 87.
2 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Stuttgart 1975, S. 121.
3 Robert Menasse, Selige Zeiten, brüchige Welt, Frankfurt am Main 1994, S. 169.
4 Ebenda, S. 196.
5 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesungen über Ästhetik I, Werke 13, Frankfurt am Main 1986, S. 47.
6 Robert Menasse, Phänomenologie der Entgeisterung, S. 70.
7 Robert Menasse, Sinnliche Gewißheit, Reinbek bei Hamburg 1988, S. 171.
8 Wobei die Begriffe „postmodern" und „regressiv" trotz aller Zusammenhänge nicht synonym verwendet werden. Eine notwendige Differenzierung würde hier aber zu weit führen.

Präsentation oder Repräsentation?

„Österreich-Schwerpunkt" bei der Frankfurter Buchmesse 1995

Helmut RIZY

Buchmessen sind, nicht weniger als andere Fachmessen auch, gekennzeichnet von ökonomischen Interessen. Sie dienen dazu, das Buch als Produkt eines Verlags – der Anteil der literarischen Titel beträgt dabei durchschnittlich 12 bis 18 Prozent – zu bewerben.

Es geht also um Umsätze und nicht um Inhalte; und der Autor zählt bei solcher Gelegenheit bestenfalls zum Werbematerial. Die Herbstmesse in Frankfurt hat allerdings auch – gewissermaßen als Vergnügungsbereich – ihren traditionellen Jahrmarkt der Eitelkeiten. Hochschaubahn und Ringelspiel bilden dabei die jährliche Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels sowie seit einigen Jahren die Hervorhebung eines ausgewählten Landes im sogenannten „Schwerpunkt".

Als im Herbst 1992 die Frankfurter Messe GmbH bekanntgab, den Länderschwerpunkt 1995 Österreich zur Verfügung stellen zu wollen, wohl angesichts der anstehenden Jubiläen, war man hier nicht allerorts darüber beglückt. Jedenfalls mußte Ende Juli 1993 die IG Autoren in einem Brief urgieren: „Vermutlich aus Gründen allgemeiner Kulturbewußtlosigkeit und spezieller Ahnungslosigkeit über die wirtschaftliche Bedeutung dieser Hervorhebung haben drei durch das Bundesministerium für Unterricht und Kunst zu Finanzierungsberatungen herangezogene Ministerien (Wissenschaft und Forschung, Wirtschaft und Finanzen) und das Bundeskanzleramt bisher keine Bereitschaft zur Finanzierung dieser Länderausstellung erkennen lassen. Mehr noch lautete eine der zuletzt geäußerten Ansichten aus dem Finanzministerium, man wisse nicht, ob man sich das überhaupt leisten könne." (»Autorensolidarität«, 3/1993)

Immerhin versprach man in der Folge dann doch, 55 Millionen Schilling – ein Betrag in der Größenordnung, wie ihn ein Teil der Regierung ohne weiteres bereit wäre, für eine Militärparade auf dem Wiener Ring auszugeben – für die Leistungsschau in Frankfurt herauszurücken. 15 weitere Millionen wurden darüber hinaus noch flüssiggemacht, um – wenn schon, denn schon – der Schau auch einen entsprechenden Rahmen zu geben. Ein von Adolf Krischanitz entworfener kreisrunder Stahl-Glas-Pavillon erhielt den Zuschlag. Somit war zumindest einmal der Architektur Genüge getan.

Die Verpackung war fix, fehlte nur noch der Inhalt, den es zu verpacken galt. Dazu war ein Organisationskomitee „Frankfurt 95" – Projektleiter Dr. Rüdiger Wischenbart – installiert worden, das sich zu Beginn seiner Arbeit darauf festlegte, im Rahmen des Schwerpunkts „die österreichische Literatur- und Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts" in den Mittelpunkt zu stellen. Was sogleich Kritiker auf den Plan rief, die im Hinblick auf die Milleniumsfeiern des kommenden Jahres unser Jahrhundert als zu eng gegriffen sahen. So schrieb Hans Haider (»Presse«, 27. 12. 1994): „Österreich wird nicht mit seiner tausendjährigen, sondern nur mit hundert Jahren Geschichte vorgeführt. Österreich ist so alt wie die SPÖ. Habsburgs Glanzzeiten werden unterschlagen, auch Grillparzer, Raimund, Nestroy, Stifter, Hebbel."

Zielsetzung

Die entscheidende Frage mußte allerdings sein: Was ist im Rahmen dieses Schwerpunkts tatsächlich zu erreichen? Die IG Autoren meinte in dem schon erwähnten Brief vom Juli 1993: „Länderschwerpunkte der Frankfurter Buchmesse bedeuten ein Ausmaß an öffentlicher Aufmerksamkeit, wie sie durch keine andere Art von Öffentlichkeitsarbeit auch nur annähernd herzustellen wäre." Tatsächlich hatte der

Schwerpunkt Niederlande im Jahr 1993 gewissermaßen zu einer *Entdeckung* der holländisch-flämischen Literatur im deutschsprachigen Raum geführt.

Im darauffolgenden Jahr war zwar Brasilien selbst nicht besonders in Szene getreten, doch war letztlich der Frankfurter Schwerpunkt in den Buchhandlungen deutlich bemerkbar. Jene Verlage, die Übersetzungen von Werken brasilianischer Autoren schon länger im Repertoire hatten, hoben diese hervor; andere wollten ihrerseits nicht abseits stehen, wenn es darum ging, sich im Rampenlicht sonnen zu können, und veröffentlichten nun ebenfalls *ihren* Brasilianer im Hinblick auf die Buchmesse.

Fraglich bleibt allerdings, wie nachhaltig solchermaßen gesteigertes Augenmerk ist. Das Verlagswesen heute ist kaum weniger schnellebig als andere mediale Bereiche. Entscheidend ist, dann präsent zu sein, wenn ein Thema – oder im konkreten Fall auch ein Land – im Gespräch ist. Seit der Buchmesse 1994 ist dies aber bereits Österreich. Und die Eigendarstellung Brasiliens bei der Buchmesse in Frankfurt hatte zwangsläufig kaum Nachwirkungen. Es hat wohl auch niemand angenommen, ein deutscher Verlag würde darauf gewartet haben, erst dort Neues zu suchen. Man hatte schon produziert und damit war der Schwerpunkt erledigt.

Was aber kann nun Österreich überhaupt bieten, angesichts der Tatsache, daß verkaufsträchtige Autorinnen und Autoren zumeist schon seit längerem bei deutschen Verlagen unter Vertrag stehen und demzufolge ohnehin als *deutsche* Schriftsteller geführt werden? Etwa wenn eine Anthologie unter dem Titel „Deutsche Erzähler von Hofmannsthal bis Handke“ erscheint oder ein Band „Deutsche Erzähler seit 1945“ nicht nur eine Reihe österreichischer Autoren vereinnahmt, sondern sogar am Umschlag Thomas Bernhard zeigt.

Gerhard Ruiss, Geschäftsführer der IG Autoren und Mitglied des Frankfurt-Komitees, meint: „Die Symbolkraft dieses Österreich-Schwerpunkts ist enorm. Das wird bewirken, daß der Output an Titeln, der in den letzten Jahren kontinuierlich ansteigt, nochmals größer wird“ (»Wirtschaftswoche«, 23. 2. 1995). Tatsächlich hat der Buchmarkt schon in den vergangenen Monaten überaus deutlich gemacht, was in Frankfurt bevorsteht. Fast alle großen deutschen Verlage haben ihre Österreicher schon im Frühjahr herausgebracht, um bereits das vorauseilende Interesse zu nutzen. Selbst das „Literarische Quartett“ wurde zu einem Österreich-Festspiel bemüht. Und die Flut der Neuerscheinungen riß bis zum Herbst nicht ab.

Einerseits waren die Autorinnen und Autoren selbst bemüht, mit neuen Werken die erhöhte Aufmerksamkeit zu nützen; aber auch jene, die glaubten, sich dem Jahrmarkt der Eitelkeiten verweigern zu können, unterlagen zumeist dem Diktat der Verlage, denen der Umsatz klarerweise vor etwaigen Animositäten *ihrer* Schriftsteller geht. – Und wenigstens bei dieser Gelegenheit werden die österreichischen Autorinnen und Autoren auch als Österreicher gehandelt.

Nationalmannschaft und Unterliga

Diese Effekte wurden gewissermaßen allein durch die Ankündigung des Österreich-Schwerpunkts seitens der Frankfurter Messe GmbH und ohne Zutun des österreichischen Frankfurt-Komitees erzielt. Wenn also Robert Menasse, immerhin dortselbst Eröffnungsredner, meint: „Ich glaube, daß die österreichischen Autoren die Frankfurter Buchmesse nicht so sehr brauchen wie der österreichische Fremdenverkehrsverband“ (»Wirtschaftswoche«, 23. 2. 1995), mag das für jenen Teil der Autorinnen und Autoren durchaus zutreffen, denen quasi schon im voraus die deutsche Öffentlichkeit zuteil wurde.

Michael Scharang geht noch einen Schritt weiter, wenn er findet, Österreich hätte sich die Bereitstellung öffentlicher Gelder sparen können. In einem an den „Lieben Staat“ gerichteten offenen Brief (»Die Zeit«, 1. 3. 1995 und in gekürzter Form »Standard«, 2. 3. 1995) kommt er zur Auffassung: „Und es wäre an den unzähligen mit österreichischer Literatur überhäuften Verlagen gewesen, zu zeigen, was ihnen die Sache wert ist, und wie sie kostenlose Österreich-Werbung der Messeleitung nutzen.“

Welche Verlage sind es jedoch, die sich um die österreichische Gegenwartsliteratur bemühen? Zum einen sind da natürlich eine Reihe potenter deutscher Verlage, die ein paar Dutzend österreichische Autorinnen und Autoren in ihren Programmen führen. Diese sind zweifellos ohnehin auf der Buchmesse entsprechend vertreten, wobei ein Länderschwerpunkt für sie nur eine zusätzliche Werbemöglichkeit darstellt. – Wie aber schaut es mit jenen Autorinnen und Autoren aus, die bei den rund 500 eingetragenen österreichischen Verlagen veröffentlichen? Klein- und Kleinstverlage in ihrer übergroßen Mehrheit, die zwar nicht de facto, aber in der Praxis vom deutschen Buchmarkt ausgesperrt sind.

Vier Fünftel des österreichischen Buchmarktes kommen aus deutschen Verlagen, umgekehrt geht aber fast nichts. Hier zumindest einmal die Barriere zu durchbrechen, dazu bot der Österreich-Schwerpunkt eine Chance; falls man sie nutzen wollte. Und dazu bedurfte es öffentlicher Mittel, damit eben auch jene Klein- und Kleinstverlage auf der Buchmesse zeigen könnten, was ihnen *ihre* Sache wert ist. Denn sie sind es vor allem, die sich mit vollem Einsatz für österreichische Autorinnen und Autoren, für die österreichische Gegenwartsliteratur engagieren.

Oder wollte hier jemand ein Qualitätsmaß anlegen: Autoren, die bei österreichischen Verlagen veröffentlichen, gleichsam in eine Unterliga reihen, während all jene, die bei Suhrkamp, Luchterhand, Fischer oder Rowohlt unter Vertrag stehen, pauschal schon zur Nationalmannschaft gezählt werden müssen? Läßt sich aus entsprechenden Auflagen ein Werturteil fällen?

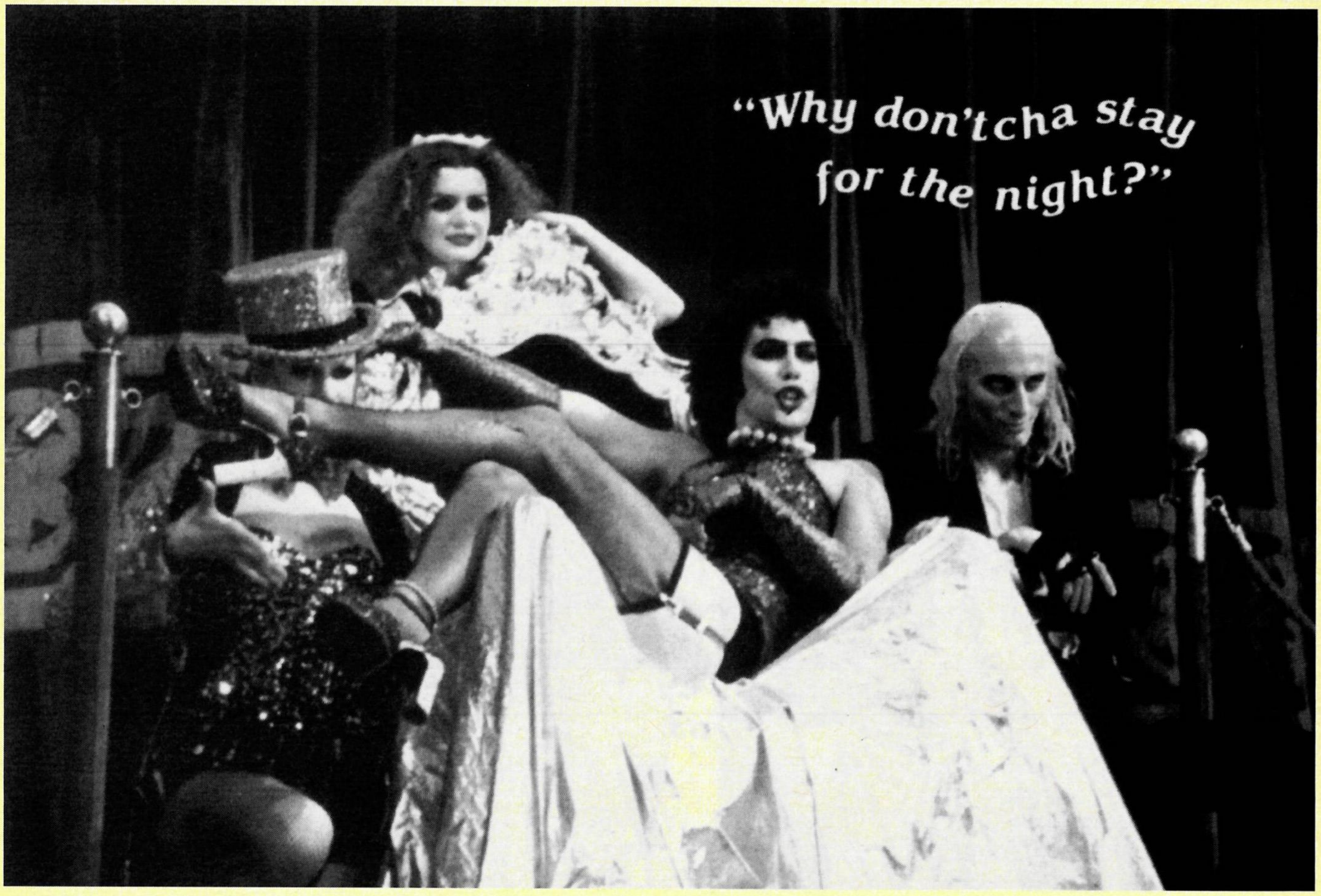
Mehr als 10.000 literarisch tätige österreichische Autorinnen und Autoren, Übersetzerinnen und Übersetzer sind in einer „Österreichischen Literaturdatenbank des 20. Jahrhunderts“ auf CD-Rom erfaßt, die die IG Autoren mit Mitteln, die für den Österreich-Schwerpunkt bereitgestellt wurden, erarbeitet hat. Wenigstens auf dem silberglänzenden Scheibchen sind sie vorurteilsfrei in Frankfurt vertreten.

„Der sechste Sinn"

Denn ohne Klassenunterschiede kann es natürlich bei einer Österreich-Schau nicht abgehen. Schließlich wollte man es vom Frankfurt-Komitee her nicht mit einer schlichten Präsentation bewenden lassen, sondern eine repräsentative Hauptausstellung bieten, gewissermaßen eine Autoren-Parade im Quargelsturz. Wozu hatte man schließlich den extra dafür angefertigten Pavillon? Dr. Cathrin Pichler, Kuratorin für bildende Kunst und seinerzeit Gestalterin der „Wunderblock"-Ausstellung über 300 Jahre Psychiatriegeschichte bei den Wiener Festwochen, wurde ausersehen „ein Bild der österreichischen Geistes- und Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts" zu entwerfen.

Als Titel dieser Schau wurde „Der sechste Sinn" gewählt, keine Verbeugung vor der Esoterikwelle am Buchmarkt, sondern, wie Koordinator Wischenbart erklärt, eine Huldigung an die Kunst, „die mehr schaffe, als mit den fünf Sinnen zu erfassen sei" (»Die Presse«, 27. 12. 1994). Solches kann natürlich nicht jeder Schriftstellerin und jedem Schriftsteller eigen sein, beziehungsweise konnte ja schon allein aus Platzgründen nicht Krethi und Plethi berücksichtigt werden. Deshalb erstellte ein dreiköpfiger „wissenschaftlicher Beirat" (die Germanistik-Ordinarien Wendelin Schmidt-Dengler und Friedbert Aspetsberger sowie der Bundesverlags-Lektor Franz Schuh) eine Liste der „ersten Garnitur".

Den noch lebenden Teil der so ausgewählten Autoren kontaktierte Cathrin Pichler dann schriftlich: „Als



Ausstellungsobjekt möchten wir von Ihnen einen Gegenstand ihrer Wahl erbitten: Dieser Gegenstand kann zu ihrer Arbeit gehören, ein Erinnerungsobjekt sein, symbolischen Charakter haben oder einfach als Repräsentant ihrer Person ausgewählt werden. Die Ausstellung wird eine Vitrinenpräsentation sein, das gewählte Objekt sollte daher ungefähr in der maximalen Größenordnung einer Schreibmaschine gedacht werden."

Michael Scharang schrieb dazu in dem genannten Brief an den „Lieben Staat": „Spätestens jetzt, da die Rede ist von einem Objekt, das gedacht werden soll, wo es doch nicht um Denken, sondern nur um einen Gegenstand geht, der nicht größer sein soll als eine Schreibmaschine, ist öffentliche Gegenrede angebracht, will man nicht zulassen, daß man von einer alles verwurstenden Ausstellungsmacherei – *der* Wachstumsbranche übrigens innerhalb der Freizeitindustrie – als Objekt in der maximalen Größenordnung eines nützlichen Idioten gedacht wird. Wer allerdings wie ich die Vitrinen-Idee für einen Unfug hält, auf den man öffentlich reagieren muß, wird, während er das tut, entsetzt erkennen, was jede nicht aufgestellte Vitrine bedeutet: Noch mehr Platz für noch Schlimmeres."

Und auf die Behauptung eingehend, daß *im Mittelpunkt der Vorbereitungen* seitens des Frankfurt-Komitees *von Beginn an die Autoren gestanden hätten*, schlußfolgert Scharang: „Mit dem unaufhaltsamen Auseinanderbrechen von Kultur und Kunst gerät Literaturförderung in Gegensatz zu Autorenförderung, wird zur Mästung eines sich verselbständigenden Betriebs aus Animateuren, Vermittlern, Organisatoren, Projektanten, eines Betriebs, der die permanente Literaturshow auf allen Bühnen und in allen Ausstellungshallen garantiert, und dessen Betreiber ein umso besseres Auskommen haben, je besser sie ohne Autoren auskommen."

Rüdiger Wischenbart, obwohl in Scharangs Brief nicht namentlich angesprochen, fühlte sich verpflichtet, darauf – ebenfalls in einem offenen Brief (»Standard«, 4. 3. 1995) – zu antworten. Darin betont er auf die rhetorische Frage „Warum aber dann überhaupt ein ‚Österreich-Schwerpunkt'?" emphatisch: „Wegen des Gesprächs, also wegen der Autoren." Und dann kommt an anderer Stelle noch der Satz: „Es wäre Unsinn, ausgerechnet in Deutschland eine unbekannte österreichische Literatur präsentieren zu wollen."

Unmut seitens der Autoren

Reden wir also nur über die ohnehin bekannten Autoren, führen wir mit ihnen das Gespräch oder bringen wir sie ins Gespräch? Da ja niemand voraussetzen kann, daß in Deutschland all das, was man als österreichische Gegenwartsliteratur fassen muß – einschließlich dessen, was in Österreich veröffentlicht wird –, bekannt ist, ist Wischenbarts Erklärung nur so zu verstehen. Und das entspricht ja auch ganz dem Konzept der Hauptausstellung, wo eben nur ein Häuflein Autoren, die man ohnehin nicht mehr vorstellen muß, nun mittels eines Gegenstands ihrer Wahl bildhaft präsentiert.

Auch die Äußerung Jochen Jungs, Chef des Residenzverlags und ebenfalls Mitglied des Frankfurt-Komitees, „Die einzige Gefahr ist, daß es zu viele werden könnten. Alle werden dabeisein und in der ersten Reihe stehen wollen. Und dabei werden sie sich gegenseitig wohl ein bißchen auf die Füße treten" (»Wirtschaftswoche«, 23. 2. 1995), geht in die gleiche Richtung.

Daß diese Einstellung, aber auch die Tatsache, daß die Vorbereitungen weitgehend unter Ausschluß der in gewisser Weise doch Betroffenen getroffen wurden, zu Unmut bei einem größeren Teil der Autorinnen und Autoren, aber auch bei Verlegerinnen und Verlegern führte, ist nur allzu verständlich. Und das betraf keineswegs nur jene vernachlässigbare Größe der „Unbekannten". So schrieb die Schriftstellerin Ilse Aichinger in einem offenen Brief an das Frankfurt-Komitee (»Standard«, 29. 6. 1995): „Auf Ihre Einladung, in Frankfurt einzig einer Vorführung meiner zehnminütigen Szene *Belvedere* beizuwohnen, möchte ich doch allgemeiner antworten: Ihr mehr als grotesker Vorschlag – und das kurz vor der Eröffnung des ‚großen Spektakels' in Frankfurt (Sie hatten, soviel ich weiß, zwei Jahre Zeit) – bringt das Verhalten des österreichischen Staates, seiner Ministerien und Funktionäre, klar zutage." Und an anderer Stelle: „Der Literaturbetrieb, zwei Begriffe, die sich von ihrem Wesen her absolut ausschließen, hat in diesem Jahr krankhafte Formen angenommen."

Vor allem aber außerhalb Wiens fühlte man sich ausgeschlossen und vom Frankfurt-Komitee düpiert. So hat der Verleger Richard Pils (Bibliothek der Provinz) schon im Jänner dieses Jahres seiner Verärgerung in einem Brief Luft gemacht: „Sehr geehrte Kulturschaffende, liebe Autoren, Journalisten, Galeristen, Verlagskollegen, Buchhändler, Freunde ... über die Vorarbeiten zum Österreich-Schwerpunkt 1995 bei der Frankfurter Buchmesse wird man kaum informiert und man kann sich auch kaum einbringen. Und man ist irgendwie angewiesen auf so etwas wie Gerüchtebörse. Zumindest mir geht es so. Man macht Vorschläge, reicht Projekte ein usw., aber wenn man nachfragt, wird man, wenn's gut geht, vertröstet oder an eine andere Stelle verwiesen; und allmählich merkt man, daß der 55-Millionen-Kuchen, der da zum Jubiläumsfeste für Frankfurt 95 ausgeschüttet werden soll, längst schon von Interessengruppen, die ohnehin, wie halt schon all die Jahre her, sich an den Subventionen gütlich tun, aufgeteilt ist. So ist es nicht nur mit dem löblichen Gelde, sondern auch mit den Lokalitäten und den daraus resultierenden Möglichkeiten für Ausstellungen, Lesungen udgl. Es wird scheinbar verteilt unter dem Motto: Die guten ins Kröpfchen (Wien und so) – die schlechten für Restösterreich."

Oberösterreichische Autoren wurden ihrerseits in einer Plattform aktiv, wollten sich gemeinsam einbringen und entwickelten Projekte. Mit dem Ergebnis, daß sie sich von Wien aus nicht genügend berücksichtigt fanden. Deshalb wandten sie sich auch an ihre Landesregierung, die schließlich aus Fördermitteln eine Million Schilling Sonderbudget für ein oberösterreichisches Literaturprojekt zur Verfügung stellte. So gelang es, einen eigenen Messestand für Oberösterreich zu ergattern, wo nun 22 oberösterreichische Verleger ihre Neuerscheinungen vorstellen.

Und der Einsatz führte immerhin dazu, daß im Rahmen des von der IG Autoren veranstalteten 14-Tage-Österreich-Programms im Literaturhaus Frankfurt doch noch fünf Veranstaltungen Oberösterreich gewidmet sind – wozu allerdings Rüdiger Wischenbart in Linz erklärte, grundsätzlich sei es bei der Konzepterstellung für die Messe aber nicht darum gegangen, „mit einer Sammlung von Schrebergärten anzutanzen", sondern „das Land als Ganzes, nicht nur die Literatur" zu präsentieren (»OÖ-Krone«, 26. 2. 1995).

Cliquen und Claquen

Es hat sich ausgezahlt, unausgesetzt lästig gefallen zu sein, meint man dennoch in Oberösterreich. Daß man sich zumindest in Ansätzen durchsetzen konnte, lag aber nur daran, daß sich Autorinnen und Autoren gemeinsam rührten, sich selbst Gedanken machten und nicht darauf vertrauten, ein ministerielles Frankfurt-Komitee würde das gegenwärtige literarische Schaffen in Österreich in all seinen Aspekten und seiner Bandbreite von sich aus zu erfassen suchen.

Um derartiges zu erwarten ist allerdings der gelernte Österreicher – im besonderen auch die gelernte österreichische Autorin und der gelernte österreichische Autor – ohnehin schon zu gewitzt, vor allem wenn er fernab von Wien sitzt. Doch schaut die Situation in der Bundeshauptstadt selbst nicht anders aus. Hier hat sich gewissermaßen *seit jeher* das kulturelle Leben in Cliquen und Claquen abgespielt. Und dieser Tradition huldigt man heute um nichts weniger. Allerdings demokratisch: Die Claqueure werden nicht mehr gekauft, man sitzt mit ihnen im selben Kaffeehaus. Und wenn es etwas zu verteilen gibt, dann ist es allemal wichtig, daß man zur richtigen Clique gehört, man bei der richtigen Literaturzeitschrift publiziert, kurz gesagt, daß man mit den *Entscheidungsträgern* auf gut wienerisch gesagt *verhabert* ist.

Kaum anders hat es sich bei der Vorbereitung des Österreich-Schwerpunkts für die Frankfurter Buchmesse abgespielt. Die Lautstärke der Claque ist immer entscheidend. Deshalb sei noch eine Stelle aus Ilse Aichingers Brief zitiert: „Ich bin, wie Sie in ihrem Brief schreiben, ‚still', das stimmt. Aber ich wurde und werde auch still gemacht. Und ich bin nicht verträumt, keine Poetin, ich schaue genau hin, auch auf die Lüge dieses für jedes Leiden blinden Staates." ■

Helmut RIZY ist Schriftsteller und Journalist.

Das Schicksal setzt den Hobel an

Zur Funktionsweise von Buchmarkt und Bestseller

Lutz HOLZINGER

In immer engeren Grenzen entscheidet sich, ob ein Buch Erfolg hat oder nicht. Der Markt wird mit Titeln überschwemmt, obwohl nur ein verschwindender Prozentsatz jenes Auflagenniveau erreicht, das ihren Autorinnen und Autoren ein menschenwürdiges Lebensniveau und das berufliche Überleben gewährleistet. Die Qualität eines Buches ist heute kein Garant, sondern bestenfalls eine Voraussetzung für seinen Erfolg. Welche Faktoren spielen dabei eine entscheidende Rolle? – Hier einige „Rezepte" der Buchindustrie.

Vermutlich war eine Redaktionssitzung von »Weg und Ziel« der Anlaß dafür, daß ich zu Beginn des Jahres und kurz nach Geschäftsschluß an der Buchhandlung Gerold vorbeikam. Eine Rolltreppe hatte mich aus der U-Bahnstation Stephansplatz auf den Graben gebaggert. Die Hauptauslage des Ladens war großflächig mit Exemplaren von bloß drei Romantiteln gepflastert: Erich Hackls *Sarah und Simón*, Josef Haslingers *Opernball* und Robert Menasses *Schubumkehr*. Eine, wie man sagt, geballte Ladung. Sie legte den Gedanken nahe, daß der Wiener Buchhandel endlich einmal mit heimischen Autoren sein Glück oder – besser – Geschäft zu machen sucht.

Ob es mit dem Herannahen des Österreich-Schwerpunkts auf der Frankfurter Buchmesse zu tun hatte, daß die drei Titel bei unterschiedlicher Aufnahme durch die Kritik ausreichend gepuscht wurden, um sich seither (bis hinein in den Juni 1995) in wechselnder Rangordnung auf den österreichischen Bestsellerlisten zu halten, ist schwer zu sagen. Jedenfalls war kurz vor der Präsentation von Josef Haslingers Thriller *Opernball* am 24. Februar 1995 im MAK (Museum der Hochschule für Angewandte Kunst) die Februar-Sendung des »Literarischen Quartetts« (Untertitel: Unterhaltung – Kritik – Polemik) zeitgerecht über die Bildschirme gerauscht. Mit dem Effekt, daß laut Verlagsauskunft allein am Tag nach der vierstimmigen Lobeshymne auf Haslingers Opus im ZDF 5000 Exemplare über die Ladentische des deutschen Buchhandels gewandert sein sollen. Ein Bestseller war geboren. Eine Tatsache übrigens, die für Josef Haslinger so unerwartet gekommen ist, daß er dem Vernehmen nach aus freudiger Erregung beinahe einen Nervenzusammenbruch erlitten hat.

Erfolg versus Renommee?

Das Schockerlebnis des Autors deutet allerdings an, daß er nicht von vornherein beabsichtigt hatte, einen Bestseller zu verfassen. Tatsächlich handelt es sich bei Bestsellern um einen Wechselbalg: So groß der finanzielle Ertrag eines derartigen Erfolgsbuchs auch sein mag, so gering fällt meist das damit erzielbare literarische Renommee aus. Analog zur allgemeinen Konzentration und Zentralisation in der Wirtschaft werden im Verlagsbereich die Marktzugänge zunehmend enger: Wer nicht nur für den Ruhm, sondern auch das sogenannte liebe Geld schreibt, ist immer mehr darauf angewiesen, daß die Vermarktung einigermaßen stimmt. Dabei kommt es im Bereich der Literatur des deutschen Sprachraums neuerdings vor allem darauf an, daß das Wechselspiel zwischen »Literarischem Quartett«, das den Ton angibt, und Sellerlisten funktioniert.

In unserem Land, dessen kulturelle Tradition so idealistisch gefärbt ist, daß beispielsweise die „Wehs" von der F davon ausgehen, erfolgreiche Schriftsteller würden von staatlichen Subventionen leben, ist es ein ungewöhnlicher Gedanke, das Buch einfach als Ware zu betrachten. Wie die Dinge liegen, würden es alle Beteiligten vorziehen, daß Bücher um ihrer selbst willen gelesen beziehungsweise geliebt werden. Würde man die Hoffnung auf einen Verkaufserfolg allerdings auf derartig vage Fundamente bauen, könnte ein positives Ergebnis so lange auf sich warten lassen, bis man, wie es heißt, schwarz wird. Aus der Sicht von AutorInnen muß man das Schicksal speziell auf dem Gebiet der schönen Literatur entweder selbst in die Hand nehmen oder die Rolle einem wirklich potenten Verlag überlassen.

In einer Gesellschaft, die nicht nur im materiellen sondern auch im geistigen Bereich auf der Ebene des Fastfood gelandet ist, besteht die Gefahr, daß alles Vorgefertigte und Halb- oder Ganzfertige bei der Abspeisung der mehr oder weniger schweigenden Mehrheit reüssiert. Die Chance von Produzenten (Menschen) und/oder Produkten (Waren), überhaupt wahrgenommen zu werden, besteht nur dann, wenn sie sich marktschreierisch in Szene setzen oder gesetzt werden. Wenn dem Bildungs-(Klein-)Bürger auch noch so sehr vor dem Gedanken grauen mag, muß die Frage doch gestellt werden, weshalb sich dies bei Büchern anders verhalten sollte? – Die Quintessenz der folgenden kleinen Warenkunde über den Bestseller ist es jedenfalls, daß hier kein großer Unterschied besteht!

In *Meyers Handbuch über die Literatur* (Bibliographisches Institut, Mannheim 1964) heißt es unter dem Stichwort „Bestseller": „Bezeichnung für ein Buch, das sofort oder bald nach Erscheinen beträchtlich über dem Durchschnitt liegende Absatzziffern erreicht; ein Buch kann zum B. werden, wenn es einer herrschenden Geschmacksrichtung oder Mode entspricht und eine vorhandene oder durch geschickte Werbung geweckte oder gesteigerte Nachfrage befriedigt. Der Verkaufserfolg eines Buches, eines B.s also, ist kein Kriterium für seine literarische Bedeutung." (S. 21)

Drei goldene Regeln

In einem Gespräch mit Andy Warhol hat der US-amerikanische Schriftsteller Truman Capote die Behauptung aufgestellt, ganz genau zu wissen, wie man ein Buch auf Erfolgskurs bringt. Sein Patentrezept sieht folgendermaßen aus:

„Weißt du", fragt Capote Warhol, „daß die Buchindustrie im letzten Jahr

einen größeren Umsatz als die Filmindustrie gemacht hat?“ Anschließend setzt er zu folgendem Monolog an: „Im letzten Jahr hat die Buchindustrie 23 Milliarden Dollar gemacht. Das ist ein größerer Reingewinn, als ihn die gesamte Fernsehindustrie gemacht hat. Natürlich geht ein großer Teil des Betrags für Lehrbücher ab. Ich würde sagen 70 Prozent davon. Die Colleges und die Universitäten kaufen lastenwagenweise Lehrbücher, deshalb ist eine Firma wie McGraw/Hill – eine Witzfirma – sehr reich. Deshalb können sie Herrn Soundso eine Million Dollar in den Rachen werfen. (...)

Alles in allem ist es besser, in einem Verlag zu sein, der eine Menge Geld hat, wegen der Werbung: Er wird keine Werbung machen, wenn er kein Geld hat. (...) Dieses Thema fasziniert mich, ich weiß soviel darüber, daß ich sieben Stunden davon reden könnte. Nonstop. Darüber, wie Verleger arbeiten, und weshalb man dies und das tun sollte. (...)

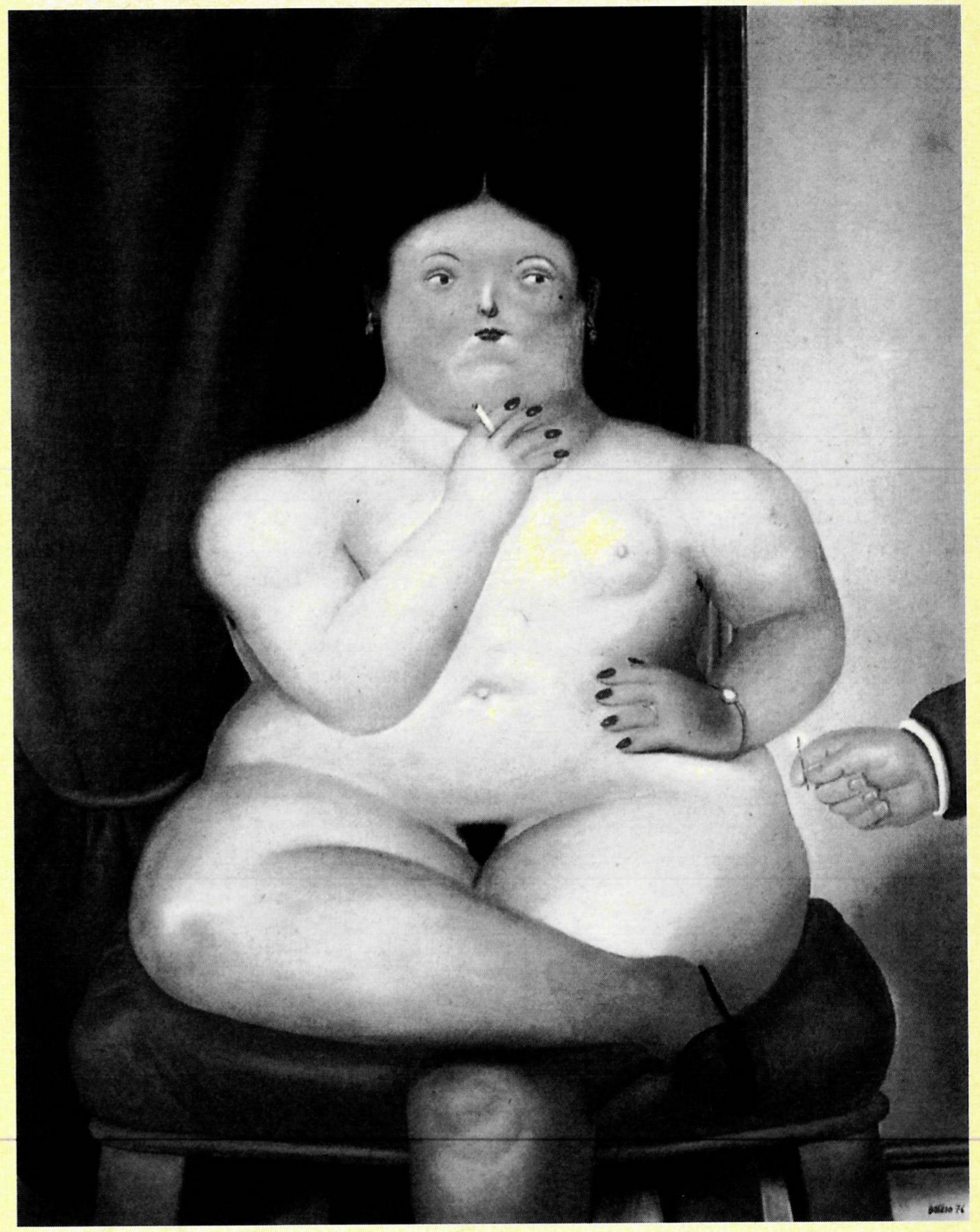
Beim Buchveröffentlichen gibt es drei Regeln. Erstens: Das Buch muß mindestens drei Monate vor Erscheinen fertig sein. Ich meine, fertig in jeder Hinsicht. Es muß absolut aussehen, wie es aussehen soll. Es muß Stil haben. Es wird an vielleicht dreihundert Personen geschickt, nicht mehr. Nach einem bestimmten Schema. Zweitens: Alle Besprechungen müssen eingefädelt werden – nicht ‚eingefädelt‘ im Sinn von gut oder schlecht, vielmehr so eingefädelt, daß sie innerhalb von drei oder vier Tagen nach Erscheinungsdatum kommen. Whamm! Zur gleichen Zeit. Keine Streuung. Alle müssen zur gleichen Zeit erscheinen.

Und, drittens: Wenn du alle Besprechungen hast, setz dich mit einem großartigen Layout-Künstler zusammen, und mach mit den Besprechungen ein Layout, wie es dir paßt. Je einfacher, desto besser.

Es gibt keinen Verleger in der ganzen Branche, der mich nicht anruft, um mich um Rat zu fragen, denn ich versteh' wirklich etwas davon. Ich bin dabei, seit ich 16 wurde ...“ (Andy Warhol/Truman Capote, *Ein Sonntag in New York*, übersetzt von Wolfgang Herrmann, Berlin 1993, S. 110 ff.)

Moldens Durchreißer

Obwohl es eher unwahrscheinlich ist, daß Fritz Molden sich an Truman Capote gewandt hat, wird dem längst auch mit seinem Buchverlag pleitegegangenen Hans-Dampf-in-allen-Gassen nachgesagt, „die Sales Promotion, die Verkaufsförderung, für die Buchbranche (im deutschen Sprachraum) entdeckt“ zu haben. Zur Illustration erzählt Hartmut Panskus in seinem Aufsatz „Wie Bücher gemanagt werden“ (in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), *Literaturbetrieb in der BRD*, München 1981) folgende Geschichte:



Fernando Botero, Sitzende Frau, 1978

„Das Paradebeispiel ... war das erste Buch von Hildegard Knef: Fünf Verleger hatten sich um die Autobiographie bemüht, und Fritz Molden hatte sie sich regelrecht ersteigert – mit einem Garantiehonorar von 250.000 DM sowie mit einem Werbeetat in gleicher Höhe. Der war ausschlaggebend. Das Buch erschien im August 1970; aber im Januar schon startete der Verlag eine Promotion-Kampagne, wie es sie in dieser Konsequenz in der deutschen Buchbranche zuvor nicht gegeben hatte. Die Rechnung ging auf: Die Saison war noch nicht zu Ende, da hatte Molden über 300.000 Exemplare des Titels abgesetzt. Nach Meinung der Buchhändler ein Jahrzehntereignis, das nur mit dem Sensationserfolg von Boris Pasternaks *Doktor Schiwago* (1958) vergleichbar sei.“ (S. 80)

Panskus plaudert weiter über den „Werbe-Mix“ des Molden Verlags: „Eine Inside-Story der Zeitschrift »Buchmarkt«, vom Verlag mit Geschick wenige Wochen nach Erscheinen des Buches lanciert, legte offen, wie man die Knef-Erinnerungen aufbaute: So stellte Molden schon im Januar 1970 eine Leseprobe her, die an den Buchhandel versandt wurde. So begann im Mai die Anzeigenwerbung im »Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel«, dem offiziellen Fachor-

gan; in nahezu jeder Nummer dieser zweimal wöchentlich erscheinenden Publikation plazierte der Verlag über drei Monate hin doppelseitige Inserate. So wurde Ende Mai ein sogenanntes Promotion-Package mit einem Leseexemplar, einer von Hildegard Knef besungenen und besprochenen Schallplatte und einer signierten Autogramm-Postkarte dem Buchhandel ins Haus geschickt. So wurden – noch während Hildegard Knef an ihrem Manuskript arbeitete – Presse, Funk und Fernsehen regelmäßig mit Bulletins beliefert (schönster Lohn dieser Bemühungen: ein einstündiges Fernseh-Interview mit Hildegard Knef in der ARD-Sendung »Zwischenstation«, ausgestrahlt am Eröffnungstag der Frankfurter Buchmesse). Im August lief eine mehrmonatige Publikumswerbung mit großformatigen Anzeigen – vom »Spiegel« bis zum »Zürcher Tagesanzeiger« – an. Höhepunkt der Sales Promotion: eine Tournee kreuz und quer durch Deutschland mit Signierstunden und abendlichen Empfängen für Buchhandel und Presse. – Um Mißverständnissen vorzubeugen: Bei dieser Aufstellung handelt es sich nur um einen Auszug aus dem Katalog der Werbemaßnahmen."

Moldens Durchhänger

So entscheidend für den Erfolg dieser Aktion der gigantische Finanzaufwand war, so gering ist die Garantie, daß der Einsatz derartiger Mittel sich in jedem Fall lohnt. Beim Buch der Knef fiel auch ins Gewicht, daß das Produkt hielt, was nicht nur die Werbung versprach, sondern auch die LeserInnen sich erwarteten. Daß der materielle Einsatz nicht der Weisheit letzten Schluß darstellt, mußte ebenfalls Fritz Molden sozusagen am eigenen Leib erfahren. Dazu schreibt Hartmut Panskus:

„Verleger Fritz Molden hatte 1980 kein solches Glück wie vor zehn Jahren. Diesmal verlor er im Lotteriespiel des Bestsellergeschäfts. Er hatte auf den Roman *Prinzessin Daisy* von Judith Krantz gesetzt, einer Jet-Set Schnulze aus dem Milieu von Mode und Film, hatte in dieses Buch allein die horrende Lizenzsumme von 800.000 DM investiert, hatte vom amerikanischen Original Format, Schutzumschlag und die gesamte Werbekonzeption übernommen – aber im Gegensatz zu den USA mit einer anderen Mentalität, wo es zu den bestverkauften Büchern gehörte, erreichte *Prinzessin Daisy* nicht ein einziges Mal einen Platz unter den ersten zehn, und in der Liste der Jahresbestseller von »buchreport« rangiert es sogar nur auf Rang 43." (S. 83 f.)

Der Autor schließt daraus, daß „der Keim für den Erfolg im Buch selbst liegen muß". Weiter schreibt Panskus: „Es sind in der Tat soziologische und psychologische Aspekte, die sich meist im vorhinein nicht genau fixieren lassen. Aber auch nachträglich ist man eher auf Vermutungen als auf schlüssige Belege angewiesen. Instinkt ist alles, und ihn darf man den... Büchermachern zuweilen attestieren. Einkalkulierbar sind diese Aspekte jedoch nur äußerst begrenzt." (S. 84)

Buch und Markt stehen in einem antagonistischen Widerspruch. Das Buch ist unkalkulierbar, während die Wirtschaft – und zu ihr gehört die Buchindustrie – auf Kalkulierbarkeit aus ist. Überwunden wird dieser Gegensatz in der Praxis durch eine Eselsbrücke. Sie trägt den Namen Bestsellerliste, und obwohl sie meist an Objektivität zu wünschen übrig läßt, ist es kein Wunder, daß sie in der Branche so beliebt ist. Ihr „Wesen" besteht in der Zusammenstellung von Büchern, die schon allein dadurch für Buchhändler und LeserInnen Erfolg signalisieren, daß sie auf der Liste überhaupt aufscheinen. Es liegt auf der Hand, daß der Manipulation damit Tür und Tor geöffnet sind. Eine dazu passende Geschichte findet sich in Georg Ramsegers Aufsatz mit dem martialischen Titel „Bestsellerlisten – zynische Verhöhnung des Lesers" (in: H. L. Arnold (Hg.), a.a.O.):

Dieter E. Zimmers Enttäuschung

„Als die »Zeit«, die wohl einst – sie tut es lange nicht mehr – den Bestsellerrummel angezettelt hatte – in Gestalt des damaligen Jungredakteurs Dieter E. Zimmer –, vom Kölner Bahnhofsbuchhändler Ludwig anläßlich eines seiner berühmten »Bahnhofsgespräche«, hören mußte, daß er, Ludwig, natürlich nicht die Titel nenne, die er verkaufe, sondern die, die er verkaufen wolle, brach für den jungen Zimmer eine Welt zusammen. Heute gesteht jeder Verleger freimütig, daß Bestsellerlisten selbstverständlich nicht ‚stimmen' können, und sie fügen in den meisten Fällen ebenso freimütig hinzu: ‚Aber wir freuen uns, wenn wir drauf sind, denn es hilft beim Verkaufen.' So zum Beispiel Reinhold Stecher vom Heyne Verlag." (S. 95)

Panskus erklärt das Interesse von Verlagen und Buchhandel an der Konzentration des Geschehens auf wenige Titel mit ökonomischen Überlegungen. Er schreibt: „Das Gerangel um einen Platz auf der Bestsellerliste ist simpel zu motivieren. Davon abgesehen, daß diese (Verkaufs-)Ranglisten die Titel über einen langen Zeitraum präsent halten können, signalisieren sie Erfolg. Und Erfolg fasziniert – auch den Buchhändler, der – hier dreht es sich im Kreise – für das Zustandekommen der Sellerteller das Seine beiträgt. Bei ihm werden ja die Erhebungen durchgeführt. Der Buchhandel muß kommerziell orientiert sein. Er braucht das problemlos zu verkaufende Buch, das schnellen Umsatz bringt." (S. 89)

Allerdings werden diese Zielsetzungen nur höchst bedingt erreicht. Trotz aller Bemühungen aller beteiligten Akteure läßt es das lesehungrige Publikum sich nicht gefallen, seinen Horizont in der Tendenz auf einen Autor bzw. eine Autorin oder ein Buch einzuschränken. Was sich auf dem Buchmarkt abspielt, ist trotz aller Bemühungen um eine Verschlankung des Angebots weit mehr als der sogenannte Trend zum Zweitbuch. Auch das läßt sich an Zahlen belegen: „Tatsächlich machen die Bestseller nur einen Umsatz von 5 Prozent aus." (Panskus, S. 89)

Diese Ziffer stammt aus dem Jahr 1981. Seither haben bestimmte Rahmenbedingungen sich markant verändert. Und zwar wurden mit der Einführung der Fernsehsendung »Das Literarische Quartett« (Erstsendung ZDF, Wiederholung 3sat), die sechsmal pro Jahr läuft und in der jeweils von Sigrid Löffler, Hellmuth Karasek und Marcel Reich-Ranicki und einem Gast fünf Bücher vorgestellt werden, im gesamten deutschen Sprachraum neue Maßstäbe gesetzt. Sämtliche Buchhandlungen erhalten vom ZDF ein Kleinplakat zugesandt, auf dem Sendetermine und die Liste der Bücher vermerkt sind, „über die gestritten wird". „Zur Unterstützung im Buchhandel" wird auf der Rückseite des Prospekts ein eigenes „Verkaufsdisplay" angeboten, damit – wie es an die Buchhändler gewandt heißt – „Sie Ihren Kunden die Bücher besser präsentieren können".

Keine Erfolgsgarantie

Wenn die Erwähnung im »Literarischen Quartett« für eine Neuerscheinung zwar keine Erfolgsgarantie ist, so

Fernando Botero, Das Haus von Raquel Vega, 1975

stellt sich aber dennoch die Frage, wie es Büchern ergeht, die erst gar nicht erwähnt werden. Sind sie mehr oder weniger zum Flop verurteilt? Es liegt wohl auf der Hand, daß keine Buchhandlung bis auf weiteres mit bloß sechsmal fünf Neuerscheinungen pro Jahr auskommen wird. In der Tendenz zeichnet sich aber eine für die Kunstproduktion eminente Gefahr ab: Die zunehmende Verengung des Marktes könnte es künftig verhindern, daß „schwere" Literatur und „schwierige" Bücher überhaupt noch jene Verkaufszahlen erreichen, die erforderlich sind, damit ein Titel sich, wie man sagt, rechnet.

Was man unter „geordneten Verhältnissen" versteht, ist dadurch in den kleinen und daher unbedeutenden österreichischen Buchmarkt noch nicht gekommen. Heinz J. Hackethal schrieb im »Extradienst« (1-2/1995): „Der Buchmarkt, vor allem der in Österreich, lebt von den Verkaufslisten und den Rezensionen auf den Buchseiten der Zeitungen sowie den entsprechenden Sendungen in Hörfunk und Fernsehen. Klassische Werbung gibt es (weil der Markt zu unbedeutend ist, L. H.) so gut wie keine ... ‚Bücher, die ganz oben auf der Bestsellerliste stehen, verkaufen sich von selbst', weiß Gerald Schantin, Geschäftsführer bei Mohr-Morawa, dem größten Buchauslieferer des Landes. ‚Bestsellerlisten haben sicherlich einen sehr bedeutenden Einfluß auf das Kaufverhalten der Buchhändler und wahrscheinlich auch der Buchkäufer, das spüren wir deutlich. Manchmal ist es aber verwunderlich, wie diese Reihungen und Auswahlen zustande kommen. Denn es gibt Bücher, die verkaufen sich ganz vorzüglich, obwohl sie in keiner Liste sind. Andere wiederum verkaufen sich weniger gut und sind ganz oben.'" (S. 72)

Tatsächlich ist es verwunderlich, daß die Erstellung der Bestsellerlisten im Computerzeitalter mehr oder weniger dem Zufall überlassen wird, statt sie auf konkreten Verkaufszahlen aufzubauen. Laut Hackethal beziehen ORF, »Profil« und »Die Presse« ihre Bestsellerlisten vom Verlagsbüro Schwarzer in Purkersdorf, das Informationen von 90 Buchhandlungen in ganz Österreich zur Ermittlung der Spitzenreiter auswertet. Wörtlich heißt es dazu im »Extradienst« weiter: „Einflußversuche von Verlagen oder Autoren kämen wohl vor, seien aber relativ selten. Schwarzer: ‚Auf unsere wöchentlichen Listen kann man sich absolut verlassen, andere Reihungen, vor allem die im »Kurier« und bei »News«, sind nicht repräsentativ.'" (S. 72) Auf die Zahlen von – allerdings nur zehn – Händlern beruft man sich auch im »Kurier«, erntet aber mit den Ergebnissen nicht gerade Loblieder. Morawa-Geschäftsführer Schantin spricht laut »Extradienst« von der „schlechtesten von allen Wertungen".

Die Unschärferelation der Bestsellerlisten in Österreich fällt mangels Masse (beziehungsweise Buchumsatz) nicht besonders ins Gewicht. Bezeichnend für den heimischen Literaturbetrieb ist jedoch, daß er im Bereich des Rezensionswesens über »Das Literarische Quartett«, in dem unser Land allerdings mit Sigrid Löffler vertreten ist, immer stärker in den Einflußbereich Deutschlands gerät. Reich-Ranicki gibt den Ton an, nach dem der literarische Geschmack sich auch in unserem Land formiert. Es ist in der Regel gleichgültig, ob ein Buch in Übereinstimmung mit oder im Gegensatz zum Geschmacksdiktat des deutschen Literaturpapstes beurteilt wird. Es kommt ohnehin nur mehr auf die so oder so vorhandene Verstärkerfunktion der Besprechungen in den heimischen Medien an, wie etwa der Streit der zweit- bis drittrangigen Rezensenten (zum Beispiel in »Die Presse« und »Falter«) über die Qualität von Haslingers *Opernball* demonstriert hat.

Vermutlich wäre es reizvoll, eine Studie über die auf diesem Sektor meinungsbildende Funktion der einschlägigen deutschen Multiplikatoren-Medien in Österreich anzustellen. Zu zeigen wäre, wie der jeweilige Zeitgeist sich etwa von den Hamburger Höhen eines »Spiegel« oder einer »Zeit« langsam aber sicher auf die Wiener Niederungen eines »Profil« oder eines »Standard« senkt.

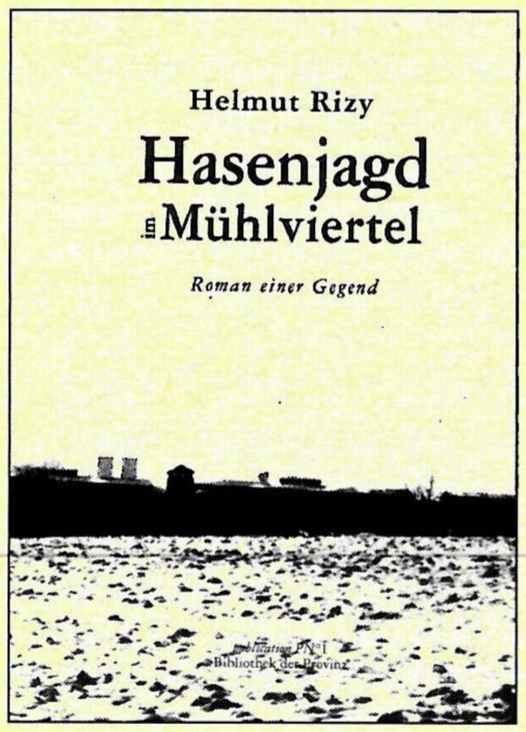
Aber das ist schon wieder eine andere Geschichte. Ob die Europäische Union für diesen Zweck Forschungsmittel zur Verfügung stellt? – „Mal sehen!" ■

Dr. Lutz HOLZINGER ist gelernter Literaturwissenschaftler und arbeitet als freiberuflicher Journalist.

Ein Werk geballter Kälte

Helmut Rizy, Hasenjagd im Mühlviertel. Roman einer Gegend; Bibliothek der Provinz, Wien-Linz-Weitra 1995, 406 Seiten, 398 Schilling.

Die berüchtigte „Mühlviertler Hasenjagd", bei der im Februar 1945 von rund 500 aus dem Konzentrationslager Mauthausen ausgebrochenen sowjetischen kriegsgefangenen Offizieren nur 17 mit dem Leben davongekommen sind (sogar diese Zahl dürfte eher zu hoch als zu niedrig angesetzt sein), hat heuer, zum 50. Jahrestag des Grauens, einige wuchtige künstlerische Manifestationen gefunden. Der Film von Andreas Gruber „Aus lauter Feigheit gibt es kein Erbarmen" hat in seiner schockierenden Wahrhaftigkeit tiefen Eindruck hinterlassen. Von den literarischen Versuchen, diese Mordtage und -nächte zu gestalten, gehört der „Roman einer Gegend" von Helmut Rizy mit dem „sachlichen" Titel „Hasenjagd im Mühlviertel" als ein Wurf besonderer Art wohl zu den stärksten Werken. Das Bedrückende dieser Hasenjagd, bei der die geflohenen Offiziere erschossen, erhängt und erschlagen wurden, ist die massenhafte Beteiligung der Bevölkerung an den Greueltaten. Nur wenige verhielten sich „neutral" und nur ganz wenige stellten die Menschlichkeit höher als alle Blutbefehle und wirkten unter eigener Todesgefahr mutig dem schier unfaßbaren Geschehen entgegen. Bei der „Mühlviertler Hasenjagd" handelte es sich keineswegs um die Bekämpfung einer „Häftlingsrevolte", wie es in einem Leserbrief in einer oberösterreichischen Zeitung zynisch geheißen hat, sondern um die kaltblütige Ermordung von Offizieren, die sich geweigert hatten, durch Eintritt in die Hitlerwehrmacht ihr Land zu verraten.



Um die geballten Greueltaten dieser Tage und Nächte vor fünfzig Jahren einigermaßen künstlerisch darstellen zu können, bedarf es großer Behutsamkeit. Die bloße Aneinanderreihung von Missetaten würde sich der künstlerischen Durchdringung entziehen.

Rizy wählt für seine Darstellung eine Art Panorama-Roman, wie er in der amerikanischen Literatur der zwanziger Jahre, etwa von John dos Passos geschaffen wurde. Die Begebenheiten werden kühl nebeneinander gestellt, die handelnden und mißhandelnden Personen nüchtern und sachlich vorgestellt. Erst alle 22 Kapitel zusammengenommen ergeben den Gesamteindruck. Die Spannung liegt im ganzen Panorama und weniger im einzelnen. Diese Gestaltungsart ermöglicht, gleichsam flächendeckend, wirklich einen „Roman der Gegend" auszubreiten. Die Methode des Verzichts auf eine durchgehende „Geschichte" birgt jedoch auch die Gefahr, daß der künstlerische Schwerpunkt zu dünn werden kann, daß das grausige Geschehen zu einer Fotografie wird und da und dort der Plastizität entbehrt. Es wird meist in direkter Rede gesprochen und das begünstigt den Trend, daß diese Dialoge und Monologe mehr von dem heutigen Wissens- und Gemütsstand gespeist werden, als von dem damaligen. Dies scheint am meisten bei jenen Figuren der Fall zu sein, die „positiv" wirken sollen, also mehr bei den ganzen und halben Antinazi als bei den Nazi. Der eifrige Teilhaber und Teilnehmer an dem Mordtreiben hat natürlich sein eigenes brutales Vokabular. Jener, der gegen die Entfesselung der Mordlust- und -instinkte wirken will, sollte wohl vorsichtiger, lauernder und oft nur in halben Andeutungen reden. Das sind jedoch Fragen, die gar nicht so leicht zu entscheiden sind. Immerhin leben wir 50 Jahre später. Die wenigen Tapferen, die wahre (aber stille, nicht lärmende) Heldentaten bei der Rettung von Opfern vollbrachten, müßten stärker in den Vordergrund gerückt werden.

Am stärksten ist das Gefühl der Kälte, das in diesem Roman greifbare Formen annimmt. Es ist nicht nur die wettermäßige Kälte der Tage und Nächte nach diesem grausigen Mariä Lichtmeß-Feiertag, es ist vor allem die Kälte der Menschen, die einem bei den schrecklichen Szenen förmlich an der Gurgel packt. Das ist eine Wirkung, welche die Kraft des epischen Flusses unterstreicht.

Helmut Rizy stellt mit dieser „Hasenjagd im Mühlviertel" einen überzeugenden und kantigen Erstling vor, der zeigt, daß der Autor seinen Figuren aufs Maul geschaut und es verstanden hat, ein beklemmendes Stück Zeitgeschichte auch in eine beklommen und betroffen machende Form zu gießen.

In einer Nachbemerkung zeichnet der Autor die historischen Ereignisse, ihre Hintergründe und den späteren Umgang mit dem Unfaßbaren nach. Er zeigt, daß diese „Hasenjagd" bis zum heutigen Tag ein Stück unbewältigte Vergangenheit geblieben ist.

Der Verlag sorgt für eine gediegene und solide Ausstattung des Werkes.

Franz Kain

Zur „Weiblichkeit" des Krimihelden

Monika PELZ

Von jeher hat es die Aufmerksamkeit der Literaturkritik oder zumindest des Feuilletons erregt, daß weibliche Autoren sich zum Genre des Kriminalromans so hingezogen fühlen. Als noch bemerkenswerter wird empfunden, daß Frauen in diesem Bereich außerordentlich erfolgreich sind, daß hier nicht eine zweitklassige Literatur entstand, sondern eine gleichrangige, und daß zum Beispiel im berühmten Golden Age der Krimi-Literatur – also etwa 1920 bis 1940 – die populärsten und besten Romane von Frauen, wie Dorothy L. Sayers, Agatha Christie oder Margery Allingham geschrieben wurden.

Eine bis heute anhaltende Erfolgsgeschichte der „Ladies in Crime", die schließlich in der frauenbewegten Behauptung gipfelte, daß Ladies einfach die besseren Krimi-Autoren seien. Damit sind aber nun gerade nicht Agatha Christie und solche, die wie die Christie angeblich „systemkonform" und „an männlichen Denkmustern orientiert" schreiben gemeint; vielmehr jene Krimi-Autorinnen, die mittels ihrer Protagonistinnen und ihrer Plots dieses System kritisch ins Visier nehmen. „Frauen-Krimi" bedeutet in diesem Zusammenhang eine neue Qualität. „Mit den kulturellen, sozialen und gesellschaftlichen Veränderungen in den siebziger Jahren und dem darauffolgenden Ausbruch der Frauen aus ihrer traditionellen Geschlechterrolle mußte es konsequenterweise zu einer Neuorientierung des Genres kommen", schreibt Marylin Wallace, Herausgeberin der Anthologie „Sisters in Crime".[1]

Der Krimi als Märchen

Ich will hier nun nicht so sehr auf die meiner Ansicht nach künstlich hochgespielte Differenz zwischen „weiblichen" und „männlichen" Krimis eingehen, sondern dazu anregen, Kriminalromane von einem anderen Blickwinkel aus zu betrachten. Nehmen wir an – der Gedanke ist nicht neu –, daß der Krimi eine moderne Form des Märchens darstellt und ähnlich wie Märchen die Funktion hat, elementare Wünsche und Ängste auf den Helden/den Detektiv zu projizieren, die eigene Situation in der Phantasie zu transzendieren, Handlungsmöglichkeiten durchzuspielen oder Emotionen wie Zorn oder Angst zu kanalisieren (These 1). Dies würde erklären, daß mehr oder minder unrealistische Stereotype und Rituale für den Krimi mindestens ebenso wichtig sind wie seine Bezüge zur Realität. Thomas Wörtche spricht von der „doppelten Codierung" des Krimi: „nach außen, auf die Wirklichkeit, und nach innen, auf seine eigene Geschichte, auf seine eigenen Entwürfe von Wirklichkeit".[2]

Überspitzt könnte man daraus folgern, daß es für den Kriminalroman grundsätzlich gar keine Verbesserung darstellt, sich, wie Dorothy Sayers das ausdrückte, vom „crossword puzzle to a novel of manners" zu entwickeln, da das eine ebenso wichtig ist wie das andere: Das Puzzle ist ebenso wichtig wie das Sittengemälde. Überwiegt das Sittengemälde, die Gesellschaftskritik – wie etwa in Sjöwall/Wahlöös „Martin Beck"-Zyklus – so läuft der Krimi Gefahr, sich in eine Art „Programmschrift der aufgeklärten Sozialdemokratie" zu verwandeln, wie Thomas Wörtche bissig schreibt, wobei er zurecht anmerkt, daß diese allzu didaktische Aufbereitung des sozialkritischen Teils in den Sjöwall/Wahlöös-Krimis „einen unheilvollen Einfluß gerade auf die deutsche Kriminalliteratur ausübte, der bis heute noch nicht überwunden scheint".[3]

Der Krimi-Held – eine getarnte Frau?

Ich vertrete weiters die These, daß der Krimi für seine AutorInnen von Anfang an Anlaß und Gelegenheit war, mit Mustern von Männlichkeit und Weiblichkeit zu spielen, und bestreite somit schlichtweg die Behauptung, weibliche Autorinnen und ihre Detektive seien die besseren Menschen. „Die literarischen Detektivinnen sind meist wesentlich sympathischer als ihre männlichen Gegenstücke, diese schlecht angezogenen und ständig angesäuselten Kettenraucher", schreibt etwa Edith Kneifl.[4] Stattdessen stelle ich die Gegenbehauptung auf, daß auch die meisten männlichen Detektive getarnte Frauen sind. (Ebenso können weibliche Detektive getarnte Männer sein, man denke nur an Doris Gerckes Bella Block).

Beginnen wir mit einer augenfälligen Voraussetzung, die männliche Detektive mit weiblichen – ja mit Frauen überhaupt gemeinsam haben: Sie werden zumeist nicht für voll genommen. Und sehen wir, ob These 1 und These 2 sich zusammenfügen: Der Krimiheld ist kein „richtiger Mann", sondern eine getarnte Frau, und der Krimi hat ähnliche Funktionen wie das Märchen.

„Am Anfang ist der Held denjenigen ausgeliefert, die wenig von ihm und seinen Fähigkeiten halten, die ihn mißhandeln und ihm sogar nach dem Leben trachten", schreibt Bruno Bettelheim in „Kinder brauchen Märchen". Wen erinnert das nicht an Figuren wie Phillip Marlowe oder Hercule Poirot oder Lew Archer? Es ist ein manchmal bis zur Karikatur abgewandeltes Schema, daß der Detektiv zu Beginn des Romans oder den ganzen Roman hindurch verachtet und verspottet wird. Er ist kein Erfolgsmensch, kein Macher; er hat sich mit seinen korrupten Vorgesetzten verkracht; wegen eines schweren Unfalls (Dick Francis) oder eines seelischen Traumas oder aus Altersgründen ist er am Ende seiner beruflichen Karriere; er lebt als Private Investigator von der Hand in den Mund. Selbst wenn er berühmt und etabliert ist wie der Staranwalt Perry Mason oder Nero Wolfe, so gelangt er bei der Verfolgung eines Falles doch regelmäßig an einen Punkt, wo er gegen das Gesetz verstößt und folglich seine Karriere, seinen Ruf und seine Existenz aufs Spiel setzt. Stammt er aus „höheren Kreisen", wie Lord Peter Wimsey oder Margery Allinghams Albert Campion, so ist er unweigerlich das Schwarze Schaf, er spielt den Clown, ist ein Außenseiter seines Clans. Oder aber der Detektiv ist ein allgemein belächelter, um nicht zu sagen diskriminierter „Ausländer" wie Hercule Poirot, von dem es noch dazu heißt, er sei „effeminiert". Chestertons

Pater Brown trägt ein Priestergewand, also einen „Rock“ und wird von vornherein nicht als Mann betrachtet.

Der unbewegliche Detektiv

Über die sagenhaften neurotischen Angewohnheiten eines Sherlock Holmes muß hier nichts gesagt werden, seine komplizierte Psyche, verbunden mit Kokaingenuß, macht ihn periodisch depressiv oder komatös oder sonstwie handlungsunfähig; Nero Wolfe wiederum ist zwar seelisch robuster, hat jedoch die völlig unheldische Eigenschaft, über einen Zentner zu wiegen, sodaß er kaum sitzen, stehen und gehen kann (überhaupt fällt auf, daß viele Stars der Krimi-Szene mehr fett als fit sind). Urbild für Wolfe ist wohl die berühmte Figur des „arm chair detective“, die 1901 von einer gewissen Baronin Orczy in ihren Erzählungen „The Old Man in the Corner“ erschaffen wurde: Ein Detetiv mit Superhirn, der schwierigste Fälle löst, ohne sich aus seinem Sessel zu rühren. In diese Kategorie fällt natürlich auch Hercule Poirot; der kleine Belgier weigert sich energisch, irgendwohin zu gehen (und wenn er doch einige Schritte tun muß, so trägt er mit Sicherheit die falschen Schuhe). In diesem Zusammenhang sei auch auf die Tatsache hingewiesen, daß Simenons Kommissar Maigret verdächtig häufige Krankheitsepisoden hat und mit Schnupfen das Bett hüten muß.

Diese detektivische Reglosigkeit, meine ich, hat die gleiche Funktion wie die Zauberschlaf-Perioden oder Versteinerungen der HeldInnen im Märchen. Rein äußerlich sind sie unfähig, sich zu rühren, doch ihre Fesselung ist nur scheinbar. Ihre Latenzzeit, ihre Verpuppung, während derer sie von den anderen verachtet, abgeschrieben, vergessen werden, bedeutet eine dramatische innere Entwicklung und wird schließlich durch einen grandiosen Auftritt, eine fulminante „Enthüllung“ beendet. (Nicht von ungefähr gleichen diese erstaunlichen, völlig von jeder Realität abgehobenen Szenen Festakten, wobei nunmehr der Detektiv „lebhaft“ ist und die übrigen es sind, die ihm wie unter Hypnose erstarrt zuhören. Jeder Versuch, eine solche Szene „realistisch“ zu gestalten, muß natürlich scheitern, da sie sich (siehe oben) auf eine Krimi/Märchen-Dramaturgie bezieht. Man denke nur an das Ritual am Ende jedes Nero-Wolfe-Falles, wenn Archie Goodwin alle Verdächtigen in Wolfes Büro einlädt, fürsorglich die verschiedenen Stühle vor dem Schreibtisch arrangiert und sodann jedem seinen individuell gewünschten Drink serviert.)

Kaputte Typen

Ohne leugnen zu wollen, daß es unter männlichen Detektiven einzelne chauvinistische Ekelpakete gibt – typisch für das Genre sind sie keineswegs. Typisch ist vielmehr der geschwächte und gebrochene, der nachdenklich melancholische, sensible Held. Was gegen männliche Detektive von Verfechterinnen des Frauen-Krimi ins Treffen geführt wird, stimmt schlichtweg nicht. Weibliche Detektive wären demnach „Gegenentwürfe“ zu den Hammet- und Chandlerschen Helden; der Frauenkrimi „kommt im Gegensatz zum Männerkrimi ohne glorifizierendes Heldentum aus“; Gewalt wird von Krimi-Autorinnen „weder verherrlicht noch unnötig ausgewalzt“ – sind so die gängigen Abgrenzungen. „Ein weiteres Klischee, mit dem der Frauenkrimi aufräumt, ist das des Trenchcoat Loners, der nur einen einzigen Freund hat, seinen Colt.“[5] Das sind nun allerdings Klischees, die mehr aus Jerry Cotton Heften bezogen sein dürften als aus Chandler- oder Hammet-Krimis. Wer behauptet, männliche Detektive/Detektive männlicher Autoren seien allesamt „Loners“, also einsame Wölfe, vergißt Simenons Maigret ebenso wie Kemelmanns Rabbi David Small. Als Beweis für die Menschlichkeit und den Realismus von Frauenkrimis wird ein „dichtgeknüpftes Netz sozialer Beziehungen“ angeführt, das die Welt ihrer Heldinnen kennzeichnet.[6]

Beziehen nicht auch „Männer-Krimis“ aus solchen Netzen Dramatik und Spannung? Man denke nur an die 87th-Precinct-Serie von Ed MacBain: Nie würde Leutnant Steve Carella zulassen, daß Terry, seiner taubstummen Ehefrau, und seinen kleinen Zwillingen ein Leid geschieht! Oder man denke an das immer aufs neue abgewandelte Plot: Detektiv rächt ermordeten Partner: „Kein Detektiv kann zulassen, daß der Mörder seines Partners ungeschoren davon kommt!“[7]

Soziale Netze

Mein Punkt ist aber nicht nur die Uninformiertheit und Unqualifiziertheit weiblicher Kritik am „Männerkrimi“, sondern vor allem, daß dabei Funktion und Wesen des Krimis verkannt werden. Wesentlich für den Krimi sind nicht sein Realismus, seine Analyse der Gesellschaft und ihrer strukturellen Gewalt. Dafür gibt es Reportagen und Fallgeschichten in der Schule von Truman Capotes „In Cold Blood“. Wenn wir etwa das Stereotyp der „Einsamkeit“ des Krimi-Helden aufgreifen, so sehen wir, daß es die gleiche Bedeutung hat wie die Einsamkeit des Märchenhelden: Es bietet dem Leser (Kind oder Erwachsenen) Gelegenheit, sich darin wiederzuerkennen, seine eigene Einsamkeit anzunehmen. Und nichts ist naiver, als dagegen „soziale Netze“ ins Treffen zu führen. Als ob Kinder und Erwachsene sich nicht auch innerhalb sozialer Netze einsam fühlten! Einsamkeit ist eine existentielle Erfahrung.

Der Krimi-Held – ob männlich oder weiblich – steht meist im Gegensatz zur Sozietät (er/sie ist „ex-zentrisch“) und übt den Aufstand, ob seine Gegner nun die Kollegen und Vorgesetzten am Polizeirevier sind oder die sich selbst überschätzende „gute Gesellschaft“ einer englischen oder italienischen Provinzstadt. Das Establishment, gegen das der Detektiv sich stellt, nimmt ihn nicht ernst – ähnlich wie ein Kind nicht ernst genommen wird. Der Krimi-Held ist schwach und verwundbar, nicht oder nicht nur, weil es ihm an physischer oder krimineller Energie und Kraft fehlt, die seine Widersacher allerdings im Übermaß besitzen, sondern – viel wichtiger – seine Widersacher haben die politische und gesellschaftliche Macht, die behördlichen Befugnisse (Legalität), Geld, Ansehen und Beziehungen – eben alles, was „zählt“, und sie werden alles unternehmen, um diese Macht zu behalten. Das ähnelt der Situation, die jeder von uns, ob Mann oder Frau, schon einmal erfahren hat – als Kind. Als Kind werden wir ausgelacht, verspottet, ausgegrenzt. Für viele bleibt es eine lebenslange Angst, daß sich Derartiges zum Beispiel in Beziehungen oder im Berufsleben wiederholen könnte. Und es ist diese geheime Angst oder dieses Trauma, das uns zu Komplizen des Krimi-Helden macht, der wie etwa TV-Inspektor Columbo als lächerlich und lästig überall fortgeschoben wird. Der Schnüffler paßt ganz offensichtlich nicht in die Gesellschaft der Reichen und Mächtigen, sprich: Erwachsenen. Er kümmert sich um Dinge, die ihn nichts angehen, er stellt dumme Fragen. Wir sehen diese Szenen mit Vergnügen, weil wir wissen, am Ende ist *er* es, der triumphiert, der den Mächtigen die Maske vom Gesicht reißt, am Ende

ist er – für kurze Zeit – der Triumphator. Mit Realismus hat das alles nichts zu tun.

Die Infantilisierung des Helden

„Irgendwie habe ich Sie mir älter vorgestellt."

„Ich bin älter, als ich aussehe."

„Ich hatte John Truttwell ausdrücklich gebeten, mir den Leiter der Agentur zu schicken."

„Ich bin eine Ein-Mann-Agentur."

Diese Unterhaltung zwischen Lew Archer und seiner Auftraggeberin ist der typische Einstieg, bei dem die Potenz des Detektivs, sein Erwachsensein, seine Vollwertigkeit angezweifelt wird.[8]

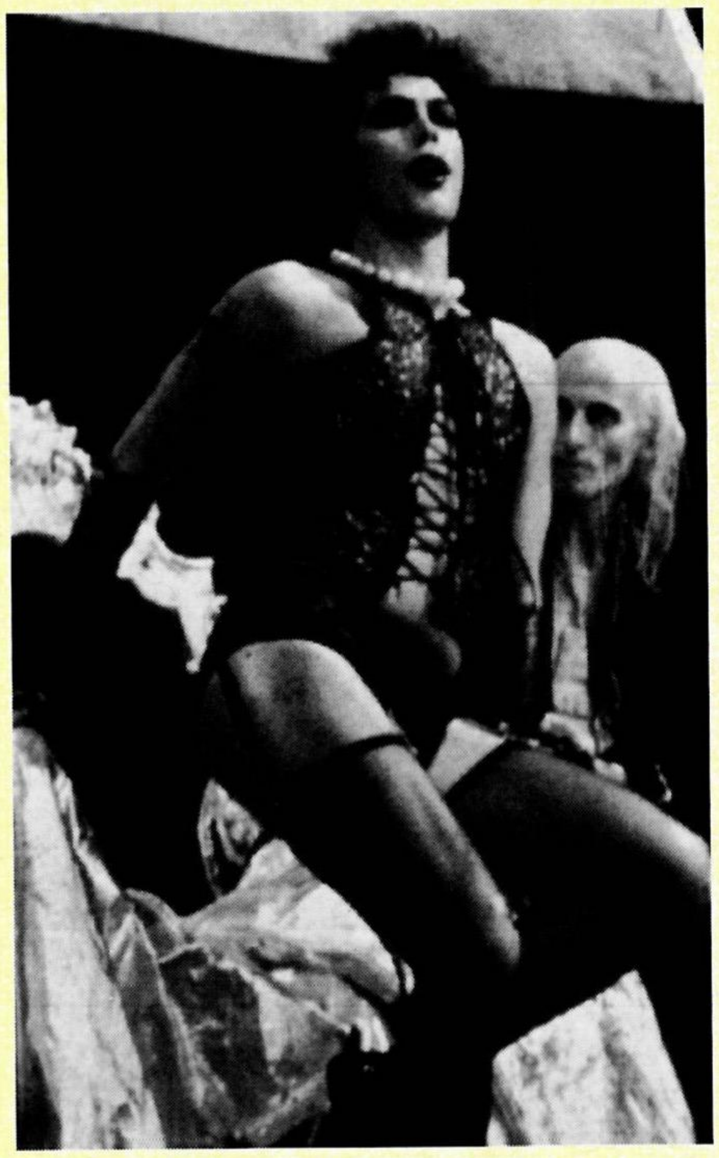
„Halten Sie den Mund. Für mich sind Sie ein junger Mann, deshalb kann ich grob zu Ihnen sein." Das sagt General Winslow, ein alter, überaus reicher Mann zu Detektiv Carmady in „Zielscheibe"[9]; und die Szene zwischen der Vaterfigur des Auftraggebers (Vater in doppelter Hinsicht, denn das Opfer, der Verschwundene, wurde von ihm wie ein Sohn geliebt) und dem Detektiv, der von ihm wie ein kleiner Bub abgekanzelt wird, ist für Chandler eine Schlüsselszene, er verwendet sie nochmals in seinem Roman „The Big Sleep"; diesmal heißen die Kontrahenten Philip Marlowe und General Sternwood.

Mickey Spillanes „The Long Wait" beginnt mit der Infantilisierung des Helden: „The fat lady behind me poked a chubby finger into my shoulder and said: ‚If you dont mind, I'd like that window shut'. The way she said it, you'd think I was a damn kid."[10]

Die Funktion des Detektives ist es also – stellvertretend für den Leser – eine Position der Bedeutungslosigkeit („just another sucker") durch List und Scharfsinn zu überwinden. Seine (echte oder camouflierte) Ohnmacht und Lächerlichkeit dienen hiebei durchaus als Tarnung; sie sind allerdings nicht nur Tarnung. Den Detektiven fehlen tatsächlich die Insignien der Macht respektive die Bedingungen, die erfüllt werden müßten, um Macht zu erlangen: Konformität, Korruptheit, Skrupellosigkeit, Sadismus etc. Doch wie in der alten Geschichte von David und Goliath bildet gerade ihre Ohnmacht und demonstrative Harmlosigkeit, die bis zur vermeintlichen Dümmlichkeit und Oberflächlichkeit übertrieben wird, in Wahrheit ihre Stärke. Über Jane Marple heißt es: Sie hatte eine Waffe und eine Waffe allein, das war Konversation.

Mit weiblichen Waffen

Dies führt uns zurück zur These von der „Weiblichkeit" der Krimi-Helden. Frauen, so heißt es, sind einfühlsamer, begabter im Blick fürs Detail, im Dechiffrieren von indirekten Äußerungen, Blicken, Untertönen, Gesten. Ähnliches gilt für den Detektiv, der sich – sei er auch mit „phallischen Waffen" (also Schießeisen) ausgestattet (viele sind es nicht) –, professionellerweise „weiblicher Waffen" bedient und bedienen muß: Er macht sich unsichtbar, er belauscht, er hört zu, er verstellt sich. Oder, schon etwas unprofessioneller: Er spielt Theater, schwatzt Unsinn, läßt die Gedanken spielerisch schweifen, ergeht sich in unsinnigen Assoziationen. Er ist alles andere als „stark", läßt sich vielmehr fallen und verführen, hat Durchhänger und Depressionen und durchlebt Perioden schwärzester Verzweiflung. Alles dies sind Vorgangsweisen und Verhaltensweisen, um nicht zu sagen „Schwächen", die gemeinhin als unmännlich gelten (zumindest in der westlichen Kultur).



Wir finden „Männlichkeit" und „Weiblichkeit" auch aufgesplittert in detektivischen Ehepaaren: etwa Dashiell Hammets berühmte Turteltäubchen Nick und Nora Charles oder Agatha Christies Topenny und Tommy oder Ngaio Marshs Agatha Troy und Roderick Alleyn, nicht zu vergessen auch Sayers Lord Peter und seine Flamme Harriet Vane. Fast noch notorischer sind Pseudo-Ehepaare von eher „weiblichem" Detektiv und männlichem Freund, Beschützer und Helfer, wie Holmes und Watson, Poirot und Hastings, Peter Wimsey und sein Butler Bunter, Albert Campion und Meggersfontain Lugg – wobei bei diesen seltsamen wenn auch treuen Paaren „Männlichkeit" karikiert wird als Begriffsstutzigkeit, Engstirnigkeit und Rauhbeinigkeit, stets in Verbindung mit physischem Schutz, absoluter Verläßlichkeit und seelischem Zuspruch.

All diese seltsamen Paare geben den Autoren reiche Gelegenheit zu Dialogwitz und rücken die Krimis in die Nähe zur Screwball Comedy, wobei angemerkt sei, daß auch Witz eine Waffe ist, und zwar vornehmlich eine Waffe der Schwächeren. Schon der erste große Detektiv der Weltliteratur, Edgar Allan Poes Auguste Dupin ist dermaßen witzig, daß der Polizeipräfekt lachend zu ihm sagt: „Dupin, ich werde noch an Ihren Witzen sterben".

Umgekehrt bietet das Genre weiblichen (Amateur- oder Berufs)-Detektiven Gelegenheit, mit der „Männer-Rolle" zu spielen. Krimi-Heldinnen sind mutig und aggressiv, kühle Beobachterinnen, hochintelligente logische Denkerinnen. Typisch hiefür sind die englischen College-Krimis, in denen Frauen nicht nur die äußeren Zeichen männlicher Macht (Talare) tragen, sondern auch mit Vorliebe intellektuelle Fehden austragen (am bekanntesten vielleicht Sayers „Aufruhr in Oxford"). Aber auch weibliche Cops, Ärztinnen, Juristinnen, Versicherungs-Agentinnen übernehmen das Feld.

Der Arche-Typus des „Spinster Sleuthe"

Neben der emanzipierten und körperlich gestählten jungen Heldin, deren Tradition von V. I. Warshawski und Cordelia Grey zurückreicht bis zu Hilda Adams (!), genannt Miss Pinkerton, oder Mignon Eberhards Susan Dare (!)[11], ist die Gestalt des „Spinster Sleuthe", also der älteren alleinstehenden Dame, die sich in die Angelegenheit anderer Leute/der Polizei einmischt, bemerkenswert. Diese altjüngferliche Detektivin erlebte ihren ersten Auftritt 1897 mit Anna Katherine Greens Amelia Butterworth und feierte ihre größten Erfolge mit Agatha Christies Jane Marple. Die Gestalt Miss Marples bietet – zugleich mit der literarischen Form des hermetischen Krimi-Puzzles („Wer ist der Täter?") –

seit geraumer Zeit das beliebteste Angriffsziel für Autoren, Kritiker und Leser, die den lebensnahen/zeitgemäßen/literarisch anspruchsvollen/ gesellschaftskritischen/feministischen Kriminalroman bevorzugen, fordern oder definieren (vgl. „Abschied von Miss Marple" von Horst Bieber, in »Die Zeit«, 29. Jänner 1983). Über den obsoleten „Mord im Pfarrhaus" soll der „realistische Großstadtkrimi" triumphieren. Der Konstruktion des „Whodunnit", mit seiner Konsequenz von Überführung und Bestrafung des Täters, wird die Analyse von dialektischen Opfer-Täter-Beziehungen und der psychosozialen Bedingungen von Verbrechen entgegengehalten.

Totgesagte leben länger, und so sterben weder die Miss Marples aus, noch die Whodunnits. So legte die „Queen of Crime", P. D. James, 1995 mit „Wer sein Haus auf Sünde baut" ein klassisches Krimi-Puzzle vor; Gesualdo Bufalno mit „Klare Verhältnisse" eine satirische Paraphrase, wobei er sogar mit einer altjüngferlichen Protagonistin namens Agata aufwartet.

Hinter einer Kunstfigur, die sich so hartnäckig hält wie der/das/die (?) Spinster Sleuthe scheint eine ebenso archetypische Gestalt zu stecken wie hinter Prince Valiant oder der „Damsel in Distress". (Um den Detektiv und seine Herzensdame hier einmal mit ihren Märchennamen zu benennen.) Sehen wir uns also Miss Marple näher an. Einerseits *ist* sie eine Frau, die eher am Rande der Gesellschaft steht – sie hat nicht geheiratet und keine Kinder, weist also keine „Normalbiographie" auf. Dennoch hat sie es durch persönliche Vorzüge geschafft, sich zu integrieren und sich unentbehrlich zu machen. In St. Mary Mead ist sie hochgeachtet. Im Unterschied zum „Außenseiter-Detektiv" ist sie also behaust wie ein Einsiedlerkrebs, der mit dem Hinterteil in einem Schneckenhaus steckt. Ein Schneckenhaus von Tradition, gemeinsamen Erinnerungen, Erfahrungen, Kultur. Miss Marple ist gleichsam die Kultur oder die Seele der englischen Kleinstadt. Gesellschaftliches Wissen und Erfahrungen von Generationen sind in ihr gespeichert. Sodaß sie imstande ist, die größten Rätsel/die Rätsel der großen Welt zu durchschauen, indem sie sich immer nur auf den winzigen Kosmos von St. Mary Mead bezieht. Oder – auch das ist verräterisch – auf den Wortlaut alter Kinderverse. Die alte Dame hat seherische Gaben, wie weise Frauen oder Hexen. In einer Geschichte wird sie sogar mit der Schicksalsgöttin Nemesis verglichen. Und es ist von daher völlig folgerichtig, wenn Miss Marple über ein festes Wertesystem von Gut und Böse verfügt. Wenn wir bei der Analogie zum Märchen bleiben, so ist in Miss Marple zweifellos eine „Frau Holle" oder „Hexe" zu sehen, die gutes Verhalten belohnt und böses bestraft (ist es nicht auffällig, daß immer wieder junge Mädchen als Haushaltshilfen zu ihr geschickt werden, um Manieren zu lernen?).

In einem ähnlichen Kontext sind wohl auch die zahlreichen detektivspielenden, rätsellösenden und philosophierenden Katzen zu sehen, die sich seit geraumer Zeit unter das Personal der Kriminalromane mischen (zum Beispiel bei Rita Mae Brown). In diesen klugen, hilfreichen Tierchen findet man die guten alten „familiars" (Hausgeister) wieder, die – meist in Katzengestalt, in Hexenhaushalten zugegen sind. Und von ihrer mythischen Herleitung her läßt sich auch Miss Marples erstaunliche Furchtlosigkeit erklären. Sie ist vom Schicksal dazu ausersehen, Gerechtigkeit zu schaffen, daher ist das Schicksal/das Glück auch stets mit ihr, und im Grunde kann ihr nichts geschehen.

Riesen und Drachen

Die Helden von Hammet, Chandler und Spillane sind zwar ausgekocht (hard boiled), doch weit weniger zuversichtlich, was ihr Glück angeht. Aber auch sie begeben sich ohne Zaudern in die größten Gefahren und kämpfen im Namen der Gerechtigkeit. Gerechtigkeit steht für sie höher als Erfolg und Glück. Ausgleichende Gerechtigkeit, also Rache ist der große Grundgedanke des Detektivromans – so wie Rache und gerechte Strafe auch unverzichtbar für die Moral des Märchens sind.

Und so deuten viele Stereotype des klassischen Detektivromans auf seinen märchenhaften Sinn hin. Augenfällig sind auch die Gestalten der „Riesen" und „Drachen". Unter „Riesen" fasse ich die Exekutoren physischer Gewalt zusammen: die Bullen und Leibwächter, gedungenen Killer und Psychopathen, die den Helden irgendwann im Lauf der Handlung überwältigen und verwunden, foltern und um ein Haar umbringen. Diese Handlungsmomente sind reine Rituale, die keinen anderen Sinn haben, als zu zeigen, daß der Held zwar verwundbar und sterblich ist, Bedrohung und Qualen jedoch überlebt. Hier ist die Beschreibung eines solchen „Riesen", ebenfalls aus „The Long Wait" von Mickey Spillane:

„Something in the deeper shadow that formed the corner of the building moved and evolved into the bulk of a man. He stood there a minute, broad and tall, then took a step into the light. He was ponderous, the way a heavyweight is when he goes to fat, but without loosing too much of his speed and strength. The light from the window hit his face, highlighting the coarse features that seemed built around the stub of the cigar in his mouth. His suit would have fit if there wasn't the bulge of a gun in his pocket."[12]

Die Riesen stellen also „Prüfungen" dar – ebenso wie das Bündel Dollars, mit dem vor der unbestechlichen Nase des Helden gewedelt wird. Von anderem Kaliber sind die „Drachen", die bösen Könige, die diese Riesen ins Feld schicken und sie auf ihrer Lohnliste haben. Die Drachen sind noch viel abscheulicher und monströser (zumindest was ihren Charakter angeht) und außerdem reich und mächtig. Der Krimi-Held kämpft ja nicht gegen kleine Gauner und Messerstecher, sondern gegen Fabelwesen: Syndikate – Geheimbünde – Lobbyisten – verkörpert durch unermeßlich reiche und böse alte Männer, die im Hintergrund ihre Fäden ziehen und zu Beginn der Story absolut unbesiegbar erscheinen.

Auch bei jenen (schwarzen) Kriminal-Romanen, bei denen das Böse triumphiert und der Held geschlagen, enttäuscht und entmutigt zurückbleibt – Leichen haben seinen Weg gepflastert; auch die der Geliebten; oder sie hat ihn schmählich verraten –, gibt es für den Leser die Genugtuung, daß – wenn schon nicht der Gerechtigkeit Genüge getan wurde – so doch der Anstand gesiegt hat. (Hievon abweichende Figuren wie Ripley oder neuerdings die Mörderinnen von Ingrid Noll befriedigen dieses Grundbedürfnis bewußt nicht; sie finden ebenfalls ihre Leserschaft, doch sind sie – wage ich vorauszusagen – nicht stilbildend.)

Rituale

Aus der Herleitung von Funktionen des Märchens: Erwecken von Angstlust, stellvertretende Befreiung aus der Erniedrigung, Genugtuung durch Gerechtigkeit – manchmal kommt noch die Vereinigung eines jungen Paares hinzu, mitsamt der damit verbundenen Glücksutopie – ergibt sich auch der auffallende Seriencharakter des Krimis: sein gleichbleibendes Personal,

seine Running Gags, seine Zeitlosigkeit. Es gehört zum Wesen und zur Potenz der Märchen, immer wieder erzählt werden zu können. Beim Krimi geschieht etwas Ähnliches. Es ist stets die gleiche Geschichte, in immer neuen Abwandlungen. Die Figuren des Krimis haben – im Unterschied zum Märchen – Namen und Persönlichkeiten, manchmal auch eine über mehrere Romane sich erstreckende Geschichte; doch der Reiz dieser Stories liegt – auch – in der Paraphrase. Ein und derselbe Held gerät immer wieder in vergleichbare Situationen, geht auf immer gleiche Art damit um, und seine Umgebung reagiert darauf immer aufs neue völlig überrascht oder mystifiziert.

Colonel Hastings denkt über seinen alten Freund Hercule Poirot stets das Gleiche: Jetzt ist er völlig senil geworden! Und die geniale Art und Weise, mit der Poirot den folgenden Fall löst, wird Hastings zum hundertsten Mal das Gegenteil beweisen, ohne daß er daraus jemals eine Lehre zöge.

Irgendein Neffe Miss Marples sagt zu seinem Mädchen immer wieder: „Tante Jane wird dir gefallen. Ein herrliches Prachtstück aus einer vergangenen Zeit. Konservativ bis ins Herz. Sie wohnt in einem Dorf, wo nie etwas passiert, still wie ein Waldsee." Wäre dem Neffen so etwas wie die Gabe des Gedächtnisses verliehen worden, so wüßte er, daß es in St. Mary Mead – in Relation zur Einwohnerzahl – mehr Verbrechen gibt als in Chicago, und daß am Ufer des stillen Waldsees schon der nächste Mordfall lauert.

Anna Katherine Greens Roman „The Levenworth Case" von 1878 enthielt bereits wesentliche Krimi-Stereotype: Mord in der Bibliothek, als das vermögende Opfer gerade ein neues Testament unterzeichnen will, ein würdevoller Butler, ein fester Kreis von Verdächtigen. Und so folgt der Krimi-Freund seit über hundert Jahren dem Gast des Hauses um Mitternacht freudig in die Bibliothek, wo sich dieser ein Buch zum Lesen suchen will. Der Krimi-Freund hat völlig richtig vorausgesehen, daß der ahnungslose Gast des Hauses eine nackte weibliche Leiche auf dem Kaminvorleger entdecken wird, doch statt an dieser Stelle das Buch mit einem „Verdammt! Schon wieder eine Leiche auf dem Kaminvorleger!" zuzuschlagen und fortzulegen, macht dem Krimi-Freund das Schmökern ab da erst richtig Spaß.

Der Krimi-Freund liest zum x-ten Mal, daß Nero Wolfe diesen vertrackten, undankbaren, schlecht bezahlten Auftrag auf keinen Fall übernehmen will – im sicheren Wissen, daß der Dicke zehn Seiten später murrend einen entsprechenden Vertrag unterzeichnet. Wenn der Krimi-Freund Philip Marlowe die steilen Serpentinen des Pasadena Drives hinauf in die Hügel bei Los Angeles folgt, so kann er sich ausrechnen, was ihn auf dieser Fahrt erwartet: ein versonnener Blick auf das Lichtermeer der Stadt, melancholische Betrachtungen über das Leben im allgemeinen und am Ziel der Reise a) eine Leiche, b) eine Schlägerei, c) zumindest ein paar Grobheiten vom Türsteher des noblen Nachtklubs in den Bergen.

Gerade daß das Erwartete eintrifft, ist Bestandteil des Lesevergnügens. So wie das Kind beim Märchen die Worte, die es auswendig weiß, laut mitspricht, so freut sich der Fan von John Dickson Carrs „Closed Room Mysteries", wenn Dr. Gideon Fell wieder einmal gravitätisch erklärt: „Es war offensichtlich völlig unmöglich, in dieses Zimmer hineinzugelangen."

Oft sind die Verbrechen und Rätsel, deren Durchführung und Lösung, dermaßen vertrackt, daß das Plot jeder Plausibilität hohnspricht. Doch gerade das Auftürmen von Schwierigkeiten, das scheinbar völlig Unlösbare konstituiert die „Realität" des Genres – eine Realität aus Mythos und Selbstreferenz. Nicht von ungefähr heißt eine Sammlung von Poirot-Stories „Die Sieben Aufgaben des Herkules".

Sieg und Triumph

Folgt man dem Gedanken, daß Kriminalgeschichten moderne Märchen sind, so gehen die stereotypen Kritiken am klassischen Krimi-Schema (wie sie vor allem im deutschsprachigen Raum immer wieder vorgebracht werden) am Wesen der Detektivgeschichte völlig vorbei: „Zudem ist das Whodunnit-Schema zutiefst reaktionär. Ja, reaktionär, denn am Schluß siegt die Obrigkeit, der soziale Friede ist wieder hergestellt, der Mörder dingfest gemacht. Mimi kann sich auf die Seite legen und ruhig einschlafen", schreibt Fred Breinersdorfer[13] und übersieht, daß die Obrigkeit *immer* siegt. Auch und zumal im „Großstadt-Krimi". Auch jene Detektive, die mit der Obrigkeit nichts am Hut haben, die das System als böse und ungerecht empfinden und bekämpfen, erringen höchstens Pyrrhussiege.

Ob der Detektiv durch das Ritual von Überführung und Bestrafung die bestehenden Verhältnisse bestätigt und zementiert oder sich – wie im Roman Noir – ihnen ohnmächtig beugen muß, der Krimi-Liebhaber weiß und akzeptiert, daß sein Held/seine Heldin weder die Verbrechen noch die verbrecheninduzierende Gewalt des Systems abschafft. Alles, was der Detektiv mit Blut, Schweiß und Tränen oder auch mit List, Witz und Verstellung erkämpft hat, ist: für einen kurzen Augenblick – den Augenblick der Enthüllung – ernstgenommen, vielleicht sogar bewundert zu werden. In diesem kostbaren Augenblick stellt sich heraus: Der Detektiv ist klüger als die anderen, er ist der bessere Mensch. „Philip Marlowe nimmt von keinem Menschen schmutziges Geld und von keinem Menschen eine Beleidigung hin, ohne sie gebührend und leidenschaftlich zu rächen."[14] Dem Detektiv ist – so wie ein Kind sich das erträumt – für kurze Zeit Sieg und Triumph. Ein Sieg in der Welt, so wie sie ist. Das zumindest hat er, stellvertretend für den Leser und die Leserin, die während der Lektüre wieder zu Kindern werden, geschafft. ■

Dr. Monika PELZ ist freiberufliche Sozialwissenschaftlerin und Schriftstellerin.

Anmerkungen

1 Zitiert nach Helga Anderle: Crime Ladies First, in: »Buchkultur« Heft 21/3/1993, S. 60.
2 Thomas Wörtche: Plädoyer für einen Sieger. Warum die Kriminalliteratur keinen Verteidiger braucht, in: »Jahrbuch der Kriminalliteratur« 1989, S. 26 f.
3 Ebd., S. 25.
4 Edith Kneifl: Morden Frauen anders? in: »SCRIPT« Nr. 6, Dez. 1994, S. 31.
5 Helga Anderle, a.a.O., S. 61.
6 Ebd.
7 James Hadley Chase: Ängstlich sind die Schuldigen.
8 Ross Macdonald, Geld kostet zu viel, Zürich 1970, S. 1.
9 Raymond Chandler, Zielscheibe.
10 Mickey Spillane: The Long Wait, S. 7.
11 Vgl. Harald Hellmann, Ulrich Hölzer: Die Morde der Lady ABC, in: Hiltrud Gnüg, Renate Möhrmann (Hg.): Frauenliteraturgeschichte, Stuttgart 1985 S. 368.
12 Mickey Spillane, a.a.O., S. 9.
13 Fred Breinersdorfer: Krimi ist Action! in: »Buchkultur«, a.a.O., S. 15.
14 Raymond Chandler: Mord ist mein Geschäft.

Idealismus und Materialismus im Kriminalroman

Einige Thesen über ein Genre der Massenkultur

Lutz HOLZINGER

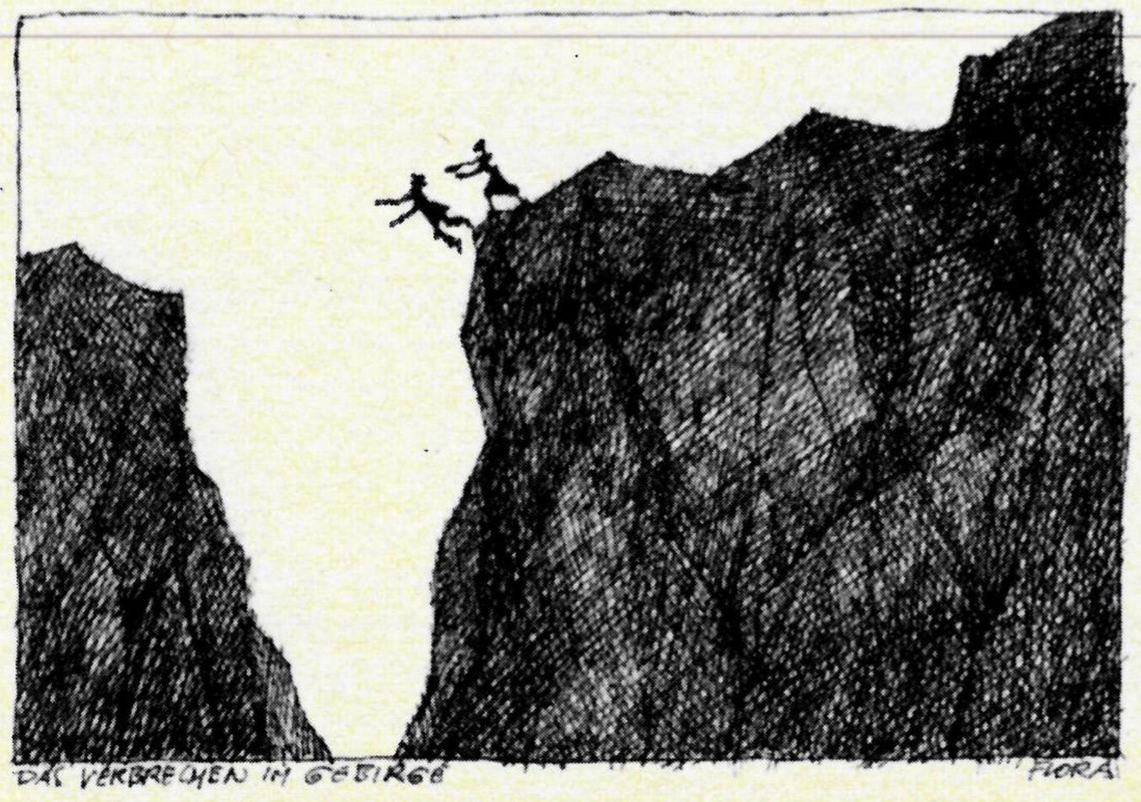
■ Der Kriminalroman ist ein uferloses Thema. Niemand kann es ganz überblicken; jeder ist Experte. Gerade deswegen lohnt es sich, die Diskussion darüber mit überspitzten Thesen zu führen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß einzelne Gesichtspunkte für gewöhnlich nicht die ganze Wahrheit, sondern bloß eine bestenfalls begrenzte Einsicht verkörpern.

■ Das große Interesse am Kriminalroman hängt vor allem mit seinem kompensatorischen Charakter zusammen: Die Auseinandersetzung mit Verbrechen und ihre Bestrafung erleichert es durchschnittlichen BürgerInnen, in ihrem Alltagsleben an der Normalität festzuhalten. In diesem Sinn schreibt Thomas Wörtche in einem Feature über die britische Kriminalschriftstellerin Minette Walters (in: »Freitag«, 11/1995, S. 12): „Hauptsache, das Bedürfnis nach einer geordneten Welt, die durch ein Verbrechen verstört worden ist, wird befriedigt. (...) Der Wunsch nach Wiederherstellung einer ‚guten' Ordnung bleibt selbstverständlich hilflos gegenüber den ungeheuren Komplexizitäten zeitgenössischer Gesellschaften. Aber es wäre zynisch und gefährlich, ihn zu ignorieren: Der Erfolg solcher Romane artikuliert einen Konsens über ‚aufrechte Gesinnung', der offenbar noch immer nicht zerbrochen ist." Die Krimiliteratur hat den Vorteil, daß sie in dem von Wörtche aufgespannten Rahmen praktisch für jeden Geschmack, für jedes Bildungsniveau ein entsprechendes Angebot bereithält. Die angesprochene „aufrechte Gesinnung" scheint jedermann zu teilen, sofern es der äußerst differenzierte „gute Geschmack" zuläßt. Die diesbezügliche Bandbreite des Krimi ist riesig: Sie beginnt beim „banalen" Dreigroschenromanheft und reicht bis zu Werken der Weltliteratur.

■ Es gibt in der Literatur übrigens kaum etwas, das an und für sich moralischer wäre als der Krimi. Selbst diejenigen Kriminalromane, die von dieser Norm abzuweichen scheinen, weil etwa das Verbrechen nicht geklärt oder gesühnt wird (wie in den „Ripley"-Romanen von Patricia Highsmith), tun das nur in Relation zur Moralität des ganzen Genres. Generalziel bleibt zumeist die Wiederherstellung einer Ordnung, die gestört wurde, beziehungsweise die Ausmerzung von Chaos. Insofern ist es fast unmöglich, Krimis zu finden, die über den Rahmen des Trivialen hinausgehen.

■ Vor diesem „gesinnungsmäßigen" Hintergrund ist der Krimi *das* Unterhaltungsmedium der Prosaliteratur schlechthin, weil er nichts anderes tut, als ihren Zweck schlechthin zu erfüllen. Und der besteht darin, denkwürdige Geschichten zu erzählen. Gleichgültig, ob sie aus dem wirklichen Leben gegriffen oder gut erfunden sind. Ein Rezept für die entsprechende Zubereitung liefert Bertolt Brecht im „Dreigroschenroman", und zwar durch den Mund von J. J. Peachum: „Sie, meine Herren, und du, lieber Schwiegersohn, verkaufen Rasierklingen und Uhren, Haushaltsgegenstände und was weiß ich, aber der Mensch lebt nicht davon allein. Er ist noch nicht in Ordnung, wenn er rasiert ist und weiß, wieviel Uhr es ist. Sie müssen weitergehen. Sie müssen ihm auch Bildung verkaufen, ich meine Bücher, ich denke an billige Romane, solche Sachen, die das Leben nicht grau in grau, sondern in lichteren Farben malen, die dem Alltagsmenschen eine höhere Welt vermitteln, ihn mit den feineren Sitten der höheren Schichten bekannt machen, der so erstrebenswerten Lebensweise der gesellschaftlich Bevorzugten. Ich rede nicht vom Geschäft, das damit zu machen ist – es kann bedeutend sein –, ich rede von der Menschheit, der damit ein Dienst erwiesen wird." (Gesammelte Werke, Band 13, Prosa 3, S. 1147)

■ Das Strickmuster der klassischen, vorwiegend britischen Krimis à la Sherlock Holmes ist idealistisch. In ihnen hat das operative Element, wie es etwa Dr. Watson verkörpert, bestenfalls eine Hilfsfunktion. Im Mittelpunkt steht die Frage: „Wer ist der Täter?" Sie wird in erster Linie mit den Mitteln überlegener Geisteskraft beziehungsweise einer Mischung aus intellektueller Anstrengung und kombinatorischer Begabung beantwortet, ohne daß – fast im Stil der klassischen Tragödie – die Einheit von Ort und Zeit aufgehoben wird. Im Zeitalter der elektronischen Medien wird das offenbar allgemeine Bedürfnis, die intellektuellen Fähigkeiten und/oder den Bildungsstand zu überprüfen, nicht mehr vom



Paul Flora, Das Verbrechen im Gebirge, 1982

Kriminalrätsel sondern vielmehr von verschiedensten Quiz-Sendungen in Radio und Fernsehen befriedigt.

■ Dashiell Hammett und Raymond Chandler haben im Gegensatz zum traditionellen idealistischen Ansatz eine materialistische Version des Krimi begründet. Die Aufklärung von Verbrechen ist nicht mehr Resultat einer geistigen Anstrengung, sondern setzt harten Körpereinsatz voraus und erweist sich als Ergebnis konkreter Recherchearbeit. Die statisch agierenden Kombinationsgenies aus meist höherer Gesellschaftsschicht von ehedem werden von beruflichen Versagern abgelöst, die sich als mobile „Schnüffler" für ein paar Dollar die Absätze ihrer Schuhe ablaufen, um zu einem Ergebnis zu kommen. Hammett und Chandler versuchen aber nicht nur das Genre zu variieren, sondern auch die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß der Krimi zur Darstellung der Strukturen der bestehenden Gesellschaft genutzt werden kann. Eine Folge dieser Haltung ist es, daß die Verbrecher häufig bloß als ausführende Organe von Hintermännern erscheinen, die wegen ihrer sozialen Stellung nicht dingfest zu machen sind.

■ In der Praxis zeigen die Ergebnisse der Arbeit von Hammett und Chandler, daß der Krimi ebenso als Transportmittel für gesellschaftskritische Inhalte wie als Folie für die Demonstration formaler Meisterschaft brauchbar ist. In jedem Fall zeigt sich aber auch, daß die Eigengesetzlichkeit des Genres unüberwindbar ist. Andersrum gesagt: Die Spekulation mit dem Krimi geht nur auf, wenn seiner Spezifik Rechnung getragen wird.

■ Ausgehend von den beiden US-amerikanischen Vorläufern hat sich eine quantitativ und qualitativ beachtliche europäische Tradition entwickelt, den Krimi als Folie für die Verpackung von Gesellschaftskritik zu nützen. Zu nennen sind das schwedische Autorenpaar Mai Sjöwall und Per Wahlöö, der Niederländer Janwillem van de Wetering, der Däne Poul Orum, die Deutsche Doris Gercke, der Spanier Manual Vasquez Montalban usw. Diese AutorInnen bieten einen erstaunlichen Einfallsreichtum auf – unter anderem was die Charakteristik ihres Personals betrifft. Die Bandbreite reicht von einer – im Kontrast zu hochgerüsteten Sondereinheiten – traditionell arbeitenden Ermittlergruppe der schwedischen Polizei bei Sjöwall/Wahlöö bis zur Wodka schluckenden Privatdetektivin und ehemaligen Polizeibeamtin Bella Block bei Doris Gercke.

■ Bemerkenswert ist, daß namhafte deutschsprachige Autoren und Autorinnen – aus dem Sprachraum also mit der vermutlich striktesten Trennung von „anspruchsvoller" und „trivialer" Literatur – immer wieder versucht haben, das Krimi-Genre für ihre Zwecke zu nutzen. Die Reihe großer Namen beginnt bei Friedrich Schiller mit dem Krimi-Vorläufer und Romanfragment „Der Geisterseher". Weitere Repräsentanten wie etwa Bertolt Brecht („Dreigroschenroman") und Friedrich Dürrenmatt („Der Richter und sein Henker") unterscheiden sich durch den Charakter ihres Zugriffs. Bedient Brecht sich bestimmter Formelemente zur Handlungsführung, ohne das Genre voll zu reproduzieren, verfaßt Dürrenmatt regelrechte, im Detail allerdings speziell aparte Kriminalromane. In diese Gruppe kann auch der österreichische Autor Helmut Zenker eingereiht werden, der mit den Serienfiguren Major Kottan und Minni Mann die Satire und die Groteske auf beachtliches Niveau geführt hat.

■ Schließlich gibt es Kriminalromane, die handwerklich so bemerkenswert literarisch gearbeitet sind, daß ihre Autoren, wie Hammett und Chandler, nicht in einem Atemzug mit den üblichen Praktikern des Genres (von Agatha Christie bis Ross McDonald) genannt werden können. Gemeint sind Ausnahmeerscheinungen wie sie neben den beiden Genannten meines Erachtens vor allem Friedrich Glauser („Studer"-Romane) oder auch Richard Hey („Ledermacherin"-Romane) darstellen.

■ Überzogen scheint die These der russischen Formalisten (in der Literaturkritik) um Boris Eichenbaum, die in den zwanziger Jahren die Meinung vertreten haben, die Besonderheit des Werks von Dostojewski beruhe auf der Kombination des überragenden Talents des Autors mit dem Konzept des Dreigroschenromans, den er auf eine einsame und ungeahnte Höhe geführt habe. Hingegen ist die Tatsache durchwegs überprüfbar, daß das Krimi-Genre kompositorische Eigengesetzlichkeiten besitzt, die jede Autorin und jeder Autor bei der Nutzung dieser Technik fast zwangsläufig aktualisiert.

■ Gründliche weitere Nachforschungen sind die Vermutung wert, daß diese Überlegungen zum Krimi von jenen AutorInnen inspiriert sind, in deren Werken Volkstümlichkeit (als Gegensatz zu Volkstümelei verstanden!) und Literatur miteinander verschmelzen. Insofern dürfte es kein Zufall sein, daß einige VertreterInnen des Genres sich in ihren Romanen besonders liebevoll mit Eß- und Trinkgewohnheiten als Elemente des Alltagslebens auseinandersetzen. ■

Paul Flora, Pinocchio und die Carabinieri, 1983

Dr. Lutz HOLZINGER ist Journalist und (Krimi-)Autor.

Ästhetik und Ideologie*

Zur Symbolik des Imaginären

Peter MOESCHL

Jede formelle oder informelle Struktur, die eine Gesellschaft entwickelt, muß durch die Köpfe ihrer Mitglieder umgesetzt werden, – ob dies nun dort Niederschlag findet, oder nicht. Mehr noch als die Sphäre der Produktion betrifft das den Bereich der Reproduktion und die hier stattfindenden Differenzierungen. Jede eingehende Analyse muß daher die in den Gemeinschaften maßgebende ideelle Struktur berücksichtigen. Dies ist besonders in der heutigen Zeit der hohen gesellschaftlichen Produktivität von Bedeutung, in welcher die Bindung der Individuen an die Gemeinschaft immer weniger direkt, über deren ökonomische Situation allein, bestimmt wird.

Will man heute der ideellen Reproduktion sozialer Individuen Rechnung tragen, so reichen die herkömmlichen Klassen- und Schichtmodelle zur *entwicklungsdynamischen* Erfassung der Gemeinschaften nicht mehr aus. Die mangelnde klassenspezifische Bewußtseinsbildung – insbesondere der uneinheitlich gewordenen Arbeiterklasse – scheint dies in den entwickelten Industrieländern durchgehend zu belegen. Dementsprechend versucht heute die empirische Sozialforschung, die sich in ihrem „way of life", in ihrer subjektiv gestalteten sozialen Welt etablierenden Menschen nicht mehr allein über die bewußtseinsbildende Funktion der realen sozialen Milieus zu erfassen. Viel bedeutender werden bereits die, über die Vorstellungen und Sehnsüchte der Menschen produzierten, also imaginär realisierten, *sozialästhetischen* Milieus (Meyer 1994) angesehen. Diese korrespondieren, wie vielfach gezeigt, nur vermittelt mit den ökonomisch definierten Bevölkerungsgruppen im Sinne von Klassen und Schichten. Sie bilden oft quer durch die verschiedenen Berufsgruppen Einheiten, innerhalb derer man sich hauptsächlich über Anschauung und Wünsche, mit einem Wort: über Phantasie – oder deren spezifischen Mangel! – verständigt und identifiziert. Freizeitgestaltung und Wohnwelt bilden hier einen bekannt guten empirischen Forschungszugang, zumal diese die wesentlichsten Bereiche der sozialästhetischen Selbstgestaltung der heutigen Menschen ausmachen. Der Arbeit selbst scheint diesbezüglich ebenfalls nur eine, über das Imaginäre vermittelte Rolle zuzukommen. Dementsprechend interessiert die Arbeitswelt auch nicht mehr allein aus ökonomischer Sicht, sondern, mehr noch, hinsichtlich ihrer Einheit mit den übrigen sozialästhetischen Milieus, oder in ihrem spezifischen Gegensatz dazu. – Das aus der Art, der Stabilität und der Intensität der gemeinsamen sozialen Erfahrung resultierende solidarische Verhalten der Individuen ist dementsprechend ebenfalls einem Wandel unterzogen: Dominiert von den flüchtigen illusionären Elementen realisiert der einzelne heute multiple und rasch wechselnde Identitäten, – ein Phänomen, das im besonderen an der jungen Generation deutlich wird.

Ästhetik als sinnliche Organisation der Objektwelt

Ästhetik, Alltagsästhetik, beschreibt die Art und Weise, in der die sinnliche Organisation der Objektwelt für den einzelnen in seinem Arbeits- und Konsumverhalten – aktiv und passiv – erfolgt. Die Welt erscheint dem einzelnen geformt, – und das auch ohne die spezifische Funktion der Gegenstände zu kennen oder Nutzen aus ihnen zu ziehen. Die in den ästhetischen Wertungen vollzogene sinnliche Organisation kann also nicht einfach auf eine Funktion der Objekte reduziert werden. Vielmehr ist es gerade der funktionelle Aspekt, welcher von dem ästhetischen abstrahiert, zumal letzterer die Objekte nicht nur innerhalb ihrer spezifischen Funktion betrifft. Auf diesen *Überschuß* des Wahrnehmungswissens hat bereits Aristoteles hingewiesen (Aristoteles 335 v.). Die Beziehung von Ästhetik und Funktion ist demnach komplex und vermittelt, sie soll hier nicht näher beleuchtet werden.

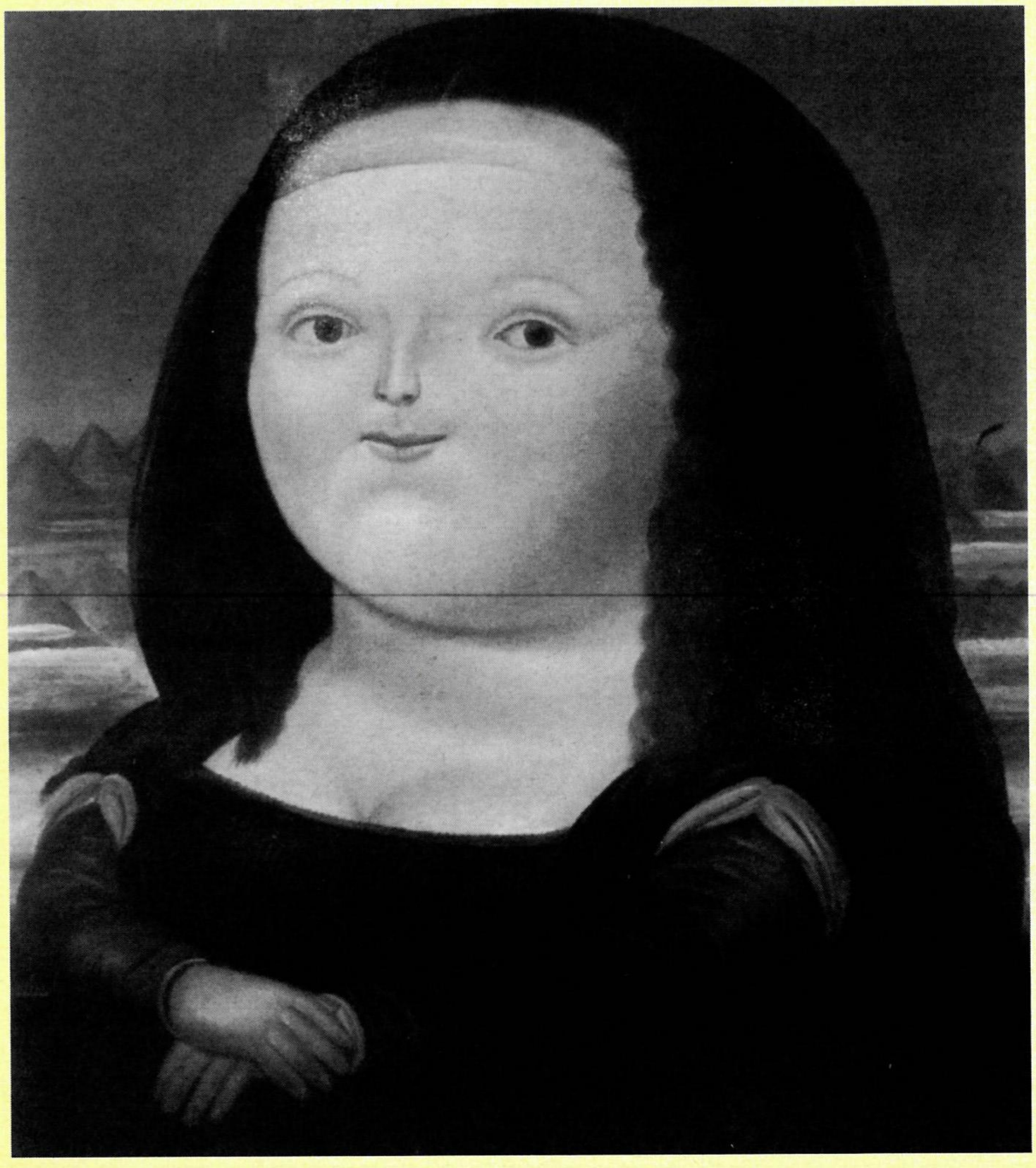
Als perzeptiver Bezug auf die Welt sind ästhetische Bewertungen aber „Primärvorgänge" des menschlichen Lebens (Elkaim, Stengers 1994) und als Anschauung und Vorstellung unserem Erkenntnisvermögen strukturell ein- und vorgelagert. Ursprünglicher noch als bei Kant, für den Anschauung und Vorstellung nur zur *Voraussetzung* der ästhetischen Wertung dienen (Kant 1878), sind diese damit schon als der *Ausdruck* von jener aufzufassen. In dem Sinne wäre die ästhetische Urteilskraft immer schon „vor" der reinen und „vor" der praktischen Vernunft zu kritisieren (Deleuze 1990). In der Praxis werden demnach die ästhetischen Wertungs- und Wertbildungsprozesse nicht eigens ausgewiesen oder angesprochen. In ihrer vorbewußten Funktion dient die ästhetische Wertung aller anderen sozialen Wertbildung, etwa der moralisch/ethischen und der kognitiven, zur Voraussetzung. Sie durchzieht – gerade unbewußt – unser ganzes Leben und strukturiert dieses wie eine Sprache. Diese Sprache ist aber nicht über individuelle Subjektivität verfügbar, sie bildet vielmehr eine, als System geordnete, bewertete Objektwelt, – einen *ideologischen* Kontext also, in den wir hineingestellt sind und von dem aus wir unsere individuelle Subjektivität erst entfalten können. Wenn nämlich Ideologie auch jenes Feld bezeichnet, auf dem sich die Menschen der strukturellen Konflikte bewußt werden (Marx 1848), so ist diese doch nur zum geringen Teil *explizit* im Bewußtsein wirksam. Ursprünglicher noch umfaßt Ideologie jenes ideelle *Vorverständnis*, das dem einzelnen über seine sozial gegebene Welt in allen Bereichen abverlangt wird. Sie betrifft

---

* Gekürzter Abdruck der in der Zeitschrift »texte« 4/1995 erschienenen Arbeit: „Ästhetik und die stille Sprache der Ideologie". (Literaturverzeichnis beim Verfasser).

nicht nur seine theoretischen Überlegungen, sondern auch sein unmittelbar praktisches Handeln (Zizek 1991). Als strukturelles Moment des sozialen Kontexts beeinflußt und entwickelt Ideologie demnach viel mehr noch die *unbewußten* als die bewußten Prozesse der Individuen. Darauf hat auch, unter Verweis auf die ideologischen Apparate und Institutionen, A. Gramsci aufmerksam gemacht (Laclau, Mouffe 1985). Der bezüglich der Ideologiekritik verwendete Begriff „falsches Bewußtsein" ist also irreführend, weil die ideologischen Konnotationen (oder sollte es besser noch: Denotationen heißen?) dem individuellen Bewußtsein nicht *ausdrücklich* gegeben sind. Jede Orientierung innerhalb von Gemeinschaften kann nämlich nur über die vorausgesetzte Anerkennung ihrer sozialen Konnotationen, Ideologie also, erfolgen, welche selbst – zunächst jedenfalls – unhinterfragt bleibt. Als Verständigungsbasis erfüllt Ideologie eine wesentlich strukturelle Funktion für jede Gemeinschaft und ist daher keineswegs, wie etwa 1968, zu Zeiten des Kampfes gegen das Establishment, per se schon als etwas „Falsches" zu bewerten. Die Frage nach dem ideologisch Falschen wäre hier also nicht nur konkret inhaltlich zu beantworten, sondern ebenso zu stellen.

Darüberhinaus ist es aber auch ein wesentliches strukturelles Moment für ein aktives Sozialleben des einzelnen die konkret gegebene Ideologie durch Einsatz seines subjektiven Vermögens immer wieder aufzubrechen und zu entwickeln. Dies geschieht nicht nur durch die bewußte Selbstverständigung der Individuen als theoretische Arbeit. Viel häufiger noch vollzieht sich die ideologische Brechung durch die ästhetische *Reflexion* des Individuums im praktisch-sinnlichen Bereich, durch seine – im weitesten und profanen Sinne – *künstlerische* Aktivität (Moeschl 1994). Erst über diese unausgesprochen allgemeine Funktion von Kunst, und das sind die vielfachen künstlerischen Momente des Alltags, kann ein sich sinnlich verwirklichendes individuelles Bewußtsein objektzentriert entwickelt werden.



Fernando Botero, Mona Lisa, 1978

Symbolisches und Imaginäres: zur „Bildersprache" des Unbewußten

In bezug auf das unser Leben organisierende soziale Zeichensystem der begrifflichen Sprache ist im Anschluß an F. de Saussure bereits verschiedentlich betont worden, daß das Individuum in eine umfassende symbolische Ordnung hineingeboren wird (Saussure 1916). Es ist dies jeweils ein sprachliches „Universum", das durch die Gesamtheit der Zeichen einer Sprache gegeben ist, und wobei erst über die Geschlossenheit dieses „Gesamtinventars" ein systemischer Wertcharakter und dessen durchgehende ideologische Funktion möglich wird. Auch in diesem ideologischen Bereich ist dem Individuum der Zugang zu seinem subjektiven Erleben nicht unmittelbar, sondern immer nur über den Modus der *Brechung* möglich, wie er bereits hinsichtlich der Kunst aufgezeigt wurde. Individuelle Subjektivität verwirklicht sich daher – und das haben die Strukturalisten betont – nicht direkt, sondern immer nur in der Ambivalenz zwischen sozial gegebenen Sprachsymbolen und dem unmittelbaren Erleben. Diese Ambivalenz ist strukturell vorhanden und daher unauflöslich, – dem einzelnen allerdings solange nicht problematisch, wie das unmittelbare Erleben Zugang zum sozialen Symbol findet, um sich darin zu artikulieren. Wo dieses nicht oder nicht mehr möglich ist, schafft sich das Erleben eine „Bildersprache" des Unbewußten, – Symbolisches wird durch Imaginäres ersetzt.

In diesem Sinne etwa erläutert Lacan Freuds Begriff des Unbewußten mit Hilfe der Linguistik (Lacan 1949). Die das Unbewußte hier charakterisierende Leistung besteht also im Schaffen einer eigenen Bildersprache, für die sich, allgemein betrachtet, bereits folgende Aspekte ergeben: Während in der Sprache als einem sozial verbindlichen Zeichensystem die einzelnen sprachlichen Zeichen durch ihren gegenseitigen Bezug als Elemente tendenziell universell bestimmt werden, ist die Bildersprache gerade durch das Fehlen eines in ihr *explizit* wirksamen Bezugssystems gekennzeichnet. Die Bildersprache *verschleiert* ihr eigenes Bezugssystem und entmündigt damit den an sie Gebundenen. Der über das Unbewußte auf sozialen Streß antwortende psychisch Kranke tut dies daher auch in einer, ihm nicht über ein symbolisches Bezugssystem aufschließbaren Bildersprache, – in der stereotypen Form des Symptoms. – Aufs äußerste

verkürzt und überzeichnet, bestünde die psychoanalytische Therapie also gerade darin, die Bildersprache des Unbewußten aus der Sackgasse des Imaginären heraus-, und zum Symbolischen hinzuführen.

Um einem klassischen Mißverständnis zu begegnen, muß jedoch noch weiter ausgeführt werden: Das Unbewußte ist nicht, wie ein Populärfreudianismus oft Glauben machen möchte, selbst die spezifische Ursache von psychischen Störungen. Als ein Hauptbestandteil des psychischen Apparates ist das Unbewußte lediglich der Schauplatz des psychischen Fehlverhaltens, in ihm wird dieses als Reaktionsmuster fixiert. In seinen Möglichkeiten oft überschätzt, bietet auch das Bewußtsein (und dessen Zwischenstufen!) keineswegs per se schon die Lösung, – es ist zumeist in das zu kritisierende Reaktionsmuster miteingebunden. Sowohl die bewußten als auch die unbewußten Anteile des psychischen Apparates sind nicht individuell geschlossen und entwickeln sich auch nicht autark. Der Mensch ist ein durch und durch gesellschaftliches Wesen, ohne den (oder besser: die) anderen ist er nicht einmal „Ich". Dies betrifft ganz besonders die individuell unbewußten Prozesse, – in den Worten Lacans: „Das Unbewußte des Subjekts ist der Diskurs des anderen" (Lacan 1953, 104). Hierin ist zugleich ausgesprochen, daß nicht, wie üblich vermutet, das Bewußtsein (und die bewußte Reflexion), sondern das Unbewußte die Quelle der Subjektivität darstellt. Nicht im Selbstbewußtsein, sondern im Unbewußten, nicht im Geäußerten, sonder in der Äußerung wird Subjektivität begründet. „Es spricht", der Dialog des „vollen Sprechens", wie er auch in der gelungenen Psychoanalyse in Szene gesetzt wird, bedeutet, daß hier das Unbewußte als Ausdruck einer Individualität zur Sprache kommt, welche nicht in der Selbstimagination und deren Illusion des „Bei-sich-seins" befangen bleibt. Das Bewußtsein funktioniert dabei nicht als ein vorausgesetztes und setzendes Selbstbewußtsein im Sinne der klassischen Identitätsphilosophie. Das Bewußtsein ist hier aber insofern tätig, als sich der einzelne dem anderen öffnen, im Dialog förmlich ausliefern muß, – und als hierzu die Sprache als symbolischer Prozeß der Signifikation erforderlich ist. Ebenso wenig, wie das aus dem psychischen Prozeß herausgegriffene Bewußtsein des einzelnen als das Subjekt identifiziert werden kann, vermag das Bewußtwerden selbst schon die psychischen Probleme zu lösen. Unbewußtes („Es") kann im Bewußtwerden durch das Bewußtsein („Ich") nämlich nicht *ersetzt,* sondern lediglich bearbeitet werden. Das Durchgangsstadium des Bewußtwerdens muß also im Rahmen des neuerlichen, gesamtpsychischen Durchlebens der eigenen Probleme in seinem flüchtigen Charakter akzeptiert werden. Die psychische Grundstruktur wirkt aber weiterhin – notwendigerweise – wieder unbewußt, alle „höheren" Prozesse bleiben dieser verhaftet (Arnold 1985).

Dementsprechend kann auch das Imaginäre nicht einfach auf der Ebene des Unbewußten und das Symbolische ausschließlich auf der des Bewußtseins lokalisiert werden. Die symbolische Dimension der Sprache löst das Imaginäre weder ab, noch schaltet sie es aus. So wird auch mittels der Sprache selbst noch das „Spiel des Imaginären" betrieben. Andererseits muß man gerade durch die immer wieder inszenierten Umwege über das Imaginäre das Unbewußte selbst zum Sprechen bringen (Pagel 1989). Im besonderen hat auch F. Guattari auf diese, sich diskursiv verwirklichende, existentielle Funktion des Imaginären hingewiesen (Guattari 1990).

Erst die *Dominanz* des Imaginären als Zweck – und das ist das Bedenkliche daran! – verstrickt das Individuum im Narzißmus der Selbstbespiegelung und verleiht ihm die falsche Illusion bei sich sein und bleiben zu können. Diese dual-imaginäre Erstarrung mit sich betrifft aber nicht nur die, in dieser Struktur zeitlose Vorstellung von sich selbst, sie betrifft das gesamte Welt*bild* des einzelnen, weil in seiner Wahrnehmung auch alle *Objekte* nach der Vorstellung von sich, und damit ebenso statisch strukturiert werden. Der synchrone Charakter, die Zeitlosigkeit des Bildes, ist dabei die sinnliche Grundlage der Vorstellungswelt. Erst die von außen kommende, zeitlich ablaufende Sprache, die Lautsprache also, kann die, in ihren Vorstellungen fixierte Selbstidentität des Menschen aufbrechen. Gerade das Einfließen der diachronen Sprachstruktur ist es, welche die einzelnen in ihren bewußten, wie unbewußten Ich-Funktionen gesellschaftlich zu öffnen vermag. – „Language is a virus from an outer space" hat schon W. S. Burroughs treffend bemerkt (Burroughs 1980): Mit dem Virus der symbolischen Sprache infiziert kann sich der Mensch nicht mehr der Dynamik der sich permanent ändernden und reproduzierenden Sinngebung verschließen, er muß sich gesellschaftlich verwirklichen.

Demgegenüber bestärkt die „Bildersprache des Unbewußten" das Individuum darin, sich ein imaginär *geschlossenes* Selbstbild aufzubauen, da diese über die Statik des Bildhaften und der damit verbundenen Illusion von Zeitlosigkeit funktioniert. – Warum aber sollten wir von einer Bildersprache, und nicht einfach von Bildern des Unbewußten sprechen? Genügt es nicht einfach, auf die imaginäre Struktur von Bildern zu verweisen? – Um es vorweg zu nehmen: Trotz der Dominanz des Bildhaften, sollte hier, wie noch auszuführen sein wird, von einer Bilder*sprache* die Rede sein, weil dabei Bildliches eine Funktion von Symbolen erlangt. Alles Symbolhafte – und das sind auf anderes verweisende, differentiell artikulierende Zeichen! – wird hier jedoch wiederum dem imaginären Anspruch, eine zeitlose, selbstident strukturierte Vorstellung abzugeben, untergeordnet.

Gesellschaftliche Determination im sozialästhetischen Milieu

Für unsere begriffliche Sprache läßt sich aus diesem Kontext darüber hinaus zeigen, daß die in ihr tradierte – und strukturell notwendige! – Ideologie dem einzelnen, wenn auch nur durch Brechung, so doch auf einer *explizit* symbolischen Ebene bearbeitbar ist. – Wie aber steht es mit der ideologischen Funktion der Alltagsästhetik? Ist diese nicht auch als eine „Sprache" der Dinge, als eine der uns gegenüberstehenden Objekte, aufzufassen? Und ist diese dann nicht primär als eine Bildersprache wirksam, zumal sie eine nur *implizite* Symbolik aufweist, welche in der Unmittelbarkeit von Anschauung und Vorstellung keine Chance zu einer direkten subjektiven Antwort, zum Dialog, bietet?

Hier schließt sich der Bogen zu den heute immer wichtiger werdenden sozialästhetischen Milieus. Diese Milieus scheinen jetzt, im Zeitalter des audiovisuellen Konsums und der virtuellen Selbstverwirklichung bereits bei weitem identitätsbildender als die sozialökonomische und damit die klassisch politische Zugehörigkeit der einzelnen zu sein. Das haben bereits viele empirische Studien, und hier im besonderen die zur neuen Politikverdrossenheit, in einem großen Umfang belegt. Die zugleich mit der identitätstiftenden Ästhetisierung des Alltags einhergehende Abkehr von den sich ökono-

misch definierenden politischen Parteien hat heute bereits ein Ausmaß erreicht, welches sogar die auf möglichste politische Passivität der Bevölkerung abzielenden Großparteien um ihr eigenes Bestehen bangen läßt. Jene klassische Gegenüberstellung von „fundamentaler" gesellschaftlicher Basis und dem davon „abgeleiteten" Überbau, die einer *stabilen* Unterordnung des Ideellen unter die Ökonomie entspricht, scheint damit – bezüglich der strukturellen *Dynamik* – in Frage gestellt. Ebenso, wie die Zeiten des Mangels – man denke etwa an Kriege – oft mit einer ideellen Entdifferenzierung der Zivilgesellschaft (Gramsci 1926-37) und einem direkten ökonomischen Zwang einhergehen, wäre beispielsweise in den Phasen des gesamtgesellschaftlichen Reichtums ein – zumindest vorübergehendes – Umschlagen des Verhältnisses zwischen Basis und Überbau denkbar. – Bekanntlich hat auch L. Althusser mit seiner Ansicht von den wechselnden gesellschaftlichen Dominanten das deterministische Basis-Überbau-Modell unter diesem Aspekt kritisiert (Althusser 1965a). Zur Prüfung solcher Hypothesen wäre jedoch eine weitreichende historische Analyse erforderlich, die hier nicht geleistet werden kann.

Der Begriff der Entfremdung

Natürlich hat Alltagsästhetik – unser und der in der Gemeinschaft erwartete „way of life" – immer schon als eine primär ideologische Einbindung der Individuen in die Gesellschaft fungiert. Den über die begriffliche Sprachsymbolik laufenden explizit ideologischen Anrufungen (Althusser 1977, 142) ist aber bisher eine ungleich größere Bedeutung zur persönlichen Identitätsbildung zugekommen als dies heute der Fall ist. Durch die imaginären „Anrufungen" der mittels umfassender gesellschaftlicher Produktion immer zwingender auf uns einwirkenden Umwelt wird mittlerweile – mehr noch als unser Bewußtsein – unser „Unterbewußtsein" ideologisch durchtränkt und überflutet. Deren nur implizite Symbolik ist aber, wie schon gesagt, kaum bewußt zu bearbeiten und steigert damit das Ausmaß des, die Gemeinschaft strukturierenden, gesellschaftlichen Unbewußten. – Was hindert uns dann noch von einer, heute die Gesellschaft bestimmenden, kollektiven Symptombildung zu sprechen?

„Entfremdung" bedeutet den Verzicht auf sich selbst um sich einer fremden Macht zu überantworten (Eco 1962). Entfremdung ist daher auch ein sozialwissenschaftlicher Grundbegriff zur Charakterisierung der arbeitsweltlichen Deformierung von Individuen. Er hat die Wurzel seiner Aktualität in Marxens Kritik an Hegel, für den *jede* Vergegenständlichung menschlicher Wesenskräfte, jede Entäußerung, eine Entfremdung des Produzenten durch das ihm in der Folge außen, fremd, gegenüberstehende Produkt bedeutet (Hegel 1807). Ausgehend von seiner sozialhistorischen Perspektive konkretisierte Marx das Phänomen der Entfremdung dahingehend, daß dieses als Spezifikum des Kapitalismus Ausdruck der Enteignung des Arbeiters von seinem Produkt, wie auch von seinen Produtionsmitteln, sei. Der Arbeiter stehe als ein Fremder in der von ihm produzierten Welt, seine Wesenskräfte seien als Motor des kapitalistischen Systems ausbeuterisch gegen ihn selbst gewendet (Marx 1844).

Im besonderen ist bei Marxens Auffassung von Entfremdung festzuhalten, daß diese über eine Enteignung von den Produktionsmitteln vor sich geht, und damit bereits innerhalb der Produktionsbeziehung und noch vor dem veräußerten Produkt gegeben ist. Hierin, sowie in der Betonung der Praxis, geht Marx über Hegel hinaus.

Trotzdem erwies sich diese, den Grundmechanismen des Kapitalismus Rechnung tragende Sicht noch wenig weiterführend. Insbesondere bot sie noch kein ausreichendes Instrumentarium zur Analyse der individuellen psychosozialen Deformierung im entwickelten Kapitalismus. Es war daher nicht verwunderlich, daß um diesen Begriff eine lange und intensive Diskussion entbrannte. Speziell begannen sich, vom französischen Strukturalismus beeinflußte Autoren wie A. Gorz (1960) oder J. Hyppolite (1955) wieder der umfassenderen, abstrakteren, als solcher jedoch leichter zu instrumentalisierenden hegelianischen Sicht zuzuwenden. Andere Autoren, wie L. Seve, beklagten dabei zu Recht den erneuten Verlust einer konkreten historischen Perspektive, – ohne allerdings den Bedarf an einem differenzierten psychosozialen Instrumentarium selbst abdecken zu können (Seve 1978).

Dies alles hinderte den Begriff Entfremdung nicht daran, zu einem Modewort der sechziger und siebziger Jahre aufzusteigen. Selbiges besagte jedoch für den einzelnen kaum mehr, als daß die herrschenden Arbeitsbedingungen unbefriedigend seien. Gerade in diesem unspezifischen Gebrauch aber bildete die Parole „Entfremdung" eine universelle, wenn auch unbeholfen überzogene Kritik an der herrschenden Alltagsästhetik. In seinem inflationären Gebrauch als Modewort bezog sich Entfremdung nämlich nicht mehr allein auf den Arbeitsprozeß in der ökonomischen Struktur des Kapitalismus, sondern umfaßte darüber hinaus noch alle anderen Lebensbereiche, wie sie heute in Form von sozialästhetischen Milieus beschrieben werden können. – Daß damit die kausale Problemerfassung durch nebulose Unmutsäußerungen über die eigene alltagsästhetische Befindlichkeit verschüttet wurde, ist klar. Dies läßt sich derzeit am besten in den massenhaft angebotenen, hoffnungslosen Selbstfindungsseminaren erfahren. Trotzdem scheint in diesen bis zur Esoterik reichenden Praktiken die List der Vernunft, oder besser: der Unvernunft Dinge zu Tage zu fördern, die in den üblichen ökonomischen Analysen eines orthodox marxistischen Ansatzes der Abstraktion verfallen. In den marxistischen Analysen wird nämlich nicht genügend betont, daß Entfremdung – natürlich bedingt durch die spezifische ökonomische Struktur! – kein im allgemeinen auftretendes Phänomen, sondern ein jeweils *persönliches* Erlebnis der Individuen ist, das deren konkrete Lebensbereiche nicht nur in ihrer berufsbestimmten Arbeit, sondern in allen ihren gesellschaftlichen Verhältnissen durchzieht. Auf der Ebene des persönlichen Erlebens wirksam bezeichnet Entfremdung aber kein Erlebnis aktiver Individualität, sondern einen durchgehend passiven Zustand des einzelnen. Dieser ist den aktiv produzierten Lebensäußerungen, in denen sich das Individuum selbst erfährt und differenziert, entgegengesetzt. Im Zustand der Entfremdung ist die subjektiv aktive Orientierung, die Ebene der Reflexion, durch das automatische Funktionieren des Unbewußten ausgeschaltet.

Dieses Thema hat bereits U. Eco in seinem Artikel „Form als Engagement; Das offene Kunstwerk" angerissen (Eco 1962). Er vertritt darin die Meinung, daß Entfremdung im Bereich des Selbstverständlichen, des Bekannten auftritt, – welches, wie Hegel zu Recht bemerkt, gerade deswegen nicht erkannt wird, weil es bekannt ist. Durch die Vergegenständlichung der menschlichen Wesenskräfte entstünden Produkte, die der bestehenden sozialen Konnotation unterworfen sind und nur so ihre vorgegebene soziale Funktion

erfüllen könnten, – ja nur so überhaupt verständlich seien. Dies sei auch der Ort für Entfremdung. Nicht erst die Absonderung des Produkts, sondern das Einfließen des sozialen Kontexts in die Produktion – man denke etwa an die Sprache, die Macht der Institutionen, aber auch an alle öffentlichen und informellen Organisationsstrukturen – schaffe Entfremdung. Das Fremde trete somit von Außen in Form der sozialen Konnotation (oder sogar: Denotation!) nicht erst in das Produkt, sondern, bereits rückwirkend, in den Akt der Produktion selbst ein. Strukturell gegeben, sei dies als ein notwendiger gesellschaftlicher Prozeß zu betrachten.

Trotz ihres strukturalistischen Charakters enspricht diese Auffassung aber nicht dem Hegelschen Aspekt von Entfremdung, da Hegel nur das Produkt als fremd, nicht aber schon die Produktion selbst als befremdend ansieht. Damit ist es auch der historisch spezifische soziale Kontext (und das wäre der im weiteren Sinne marxistische Aspekt!), welcher hier die Art und die ideologische Qualität einer strukturell gegebenen, unbewußten Entfremdung bestimmt. Je unhinterfragter und in der Führung des Alltagslebens selbstverständlicher der soziale Kontext wirkt, umso fremder bleiben dem Individuum die menschlichen und damit wieder seine eigenen Wesenskräfte, – umso höher ist in ihm der ideologische Anteil des gesellschaftlich Unbewußten. Man braucht also gar nicht mehr an den Fließbandarbeiter in seinen psychischen Beschränkungen zu denken, um sich die soziale Auswirkung von permanenter Entfremdung vorstellen zu können. Diese Beschränktheit hat bereits die gehobenen Berufsgruppen erfaßt, – man denke bloß an die in ihre soziale Rolle gepreßten Manager und „Macher", an die gestreßten und sich über den eigenen Streß definierenden Handlungsreisenden in Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Kultur. Schließlich werden diese Leute in ihrem Lebensstil von PCs, Handys und der eigenen Lobby ebenso geleitet wie die Arbeiter von Fließband, Maschine und Wirtshaus. Korrespondierend dazu leistet die am Konsumsektor suggestiv wirkende „bunte Warenwelt" ihr übriges. Der auch hier, im Bereich des Konsums vor sich gehende Prozeß der unbewußten Ideologisierung wird bekanntlich schon seit Beginn dieses Jahrhunderts in Form einer Analyse der Warenästhetik von den verschiedensten Autoren kritisiert (Haug 1971).

Fernando Botera, Der Tanz, 1980

Zur strukturellen Dimension der Entfremdung

Aus all dem Gesagten eröffnet der Begriff Entfremdung eine neue analytische Dimension. In ihrer strukturellen Funktion kann Entfremdung nicht mehr aus der Sicht einer rückwärtsgewandten Utopie einfach als die Vertreibung aus dem Paradies des Eigenen angesehen werden. Darüber hinaus offenbart Entfremdung, als jeweils nur konkret existent, ihren gesellschaftshistorisch besonderen Charakter, an welchen auch historische Maßstäbe der Gesellschaftsentwicklung angelegt werden müssen.

Strukturell betrachtet ist Entfremdung als ein spezifisches Stadium, und zwar als ein unbewußtes Durchgangsstadium, im permanenten individuellen Selbsterschaffungsprozeß anzusehen. In ihm vollzieht sich die ideologisch un-, oder genauer: vorbewußte Einbindung des einzelnen in die Sozietät. In der Praxis wird dies gemeiniglich über Ästhetik, Alltagsästhetik, gewährleistet. Ihr verborgener Sinn liegt also darin, den Menschen fest in die Gemeinschaft einzubinden und eine unmittelbar funktionierende Verständigungsbasis für alle zu bieten. Die Emanzipation des einzelnen als Indivi-

duum geschieht demnach immer durch eine relative und zugleich wieder Relationen ausbildende Abgrenzung von der Gemeinschaft. Sie vollzieht sich durch die Brechung des Ideologischen im besonderen, im konkreten Akt, welches, wie Marx schon betonte, praktisches Handeln erfordert. Es ist dies eine Reflexion der Praxis, in der sich das Individuum dadurch seinen Alltagsobjekten bewußt stellt, daß es diese aus dem – selbstverständlichen – Kontext ihrer üblichen Funktion herausnimmt, oder auch nur einen abgehobenen Aspekt dazu entwickelt. Dadurch verschafft sich der Mensch einen, für seine Zwecke nötigen Handlungsspielraum. Die Selbstbefreiung der Individuen zu eigener Subjektivität wird über die Freisetzung der Gegenstände aus dem kontinuierlichen „Fluß der Dinge" verwirklicht. Eco nennt dieses Herausstellen der Gegenstände einen Akt der – bewußten – Verfremdung, welche die – unbewußt gegebene – Entfremdung in einem jeweils konkreten Punkt aufhebt. Die Möglichkeit den Gegenstand anders, als Metapher, anzusehen, erlaubt es, unsere – mit dem Verstehen des gegebenen sozialen Kontexts schon vorhandene – Anpassung aufzuheben und ihn nach unseren Zwecken zu gestalten. Es braucht daher nicht zu verwundern, daß gerade der von Reflexion förmlich getragene künstlerische Aspekt einen derart schöpferischen „Antientfremdungscharakter" aufweist. – Dieses Phänomen wurde auch schon früher, etwa von A. Rimbaud, wahrgenommen und wird heute in unterschiedlichen kunsttheoretischen Konzepten wieder aufgegriffen. Beispielsweise wird im Anschluß an Wittgensteins Überlegungen zur sinnlichen Wahrnehmung (Wittgenstein 1951) versucht, die Subjektivität generierende Aktivität der Kunst als ein *Aspektwechselsehen* zu charakterisieren (Bezzel 1995). Gegenüber der passiven „ästhetischen Nötigung" (Prange 1995) in der profanen sinnlichen Wahrnehmung ist hier das sinnlich-produktive Moment der Kunst in ähnlicher Weise wie bei U. Eco betont.

Das Stadium der Entfremdung ist als ein immer wieder zu durchlaufendes Moment in der Struktur der menschlichen Existenz anzusehen. Es ist Bestandteil der Dialektik eines menschlichen Aneignungsprozesses, sprich: der Humanisierung der Welt. Das Problem der heutigen Zeit ist allerdings der *Stillstand* der Menschen im Zustand der Entfremdung. Dieser schmerzlich zu verspürende Stillstand kann aber nicht einfach durch eine „große Verweigerung" der bestehenden gesellschaftlichen Anforderungen im Gesamten überwunden werden. Selbst wenn nämlich das gegebene gesellschaftliche System, das Establishment, zusammenbrechen sollte, so würde sich zugleich hinter dem Rücken der Agenten ein anderer, vermutlich weitaus archaischer sozialer Kontext, – eine archaische Form der Ideologie also – herstellen. Die Generation der 68er vermag von solch einem gesellschaftlichen Circulus vitiosus bereits ein Lied zu singen (Pevny 1988).

All das berücksichtigend, stellen sich für die politische Praxis einer Gesellschaft folgende Fragen zum Phänomen der Entfremdung:

Inhaltlich ist zu fragen, *welche* Ideologie in der konkreten Gesellschaft transportiert werden soll. Zugleich muß aber, damit verbunden, formal nach dem nötigen Ausmaß der Öffnungsfähigkeit und Durchbrechbarkeit, also nach der *Entwicklungsfähigkeit* der bestimmten Ideologie gefragt werden.

Vom Standpunkt eines demokratischen Humanismus ist klar, daß die Entfremdung nur dadurch abgebaut werden kann, daß diese in der Dynamik des subjektiven Schaffens jeweils konkret aufgehoben wird. Hier tritt die demokratische Sichtweise gleichsam eine Flucht nach vorne, nämlich über ihren formalen Aspekt, an. Weil ihr eine Humanisierung der Welt allein durch die Stärkung der *individuellen* Subjektivität möglich scheint, organisiert sie die Einbeziehung der Individuen formal universell und stellt dafür immer neue, den Gegebenheiten anzupassende, Strukturen bereit. Im besonderen wird seitens der demokratischen Kräfte versucht, einen höheren Grad an Vergesellschaftung durch die Intensivierung aller diskursiven Konfrontationen der Individuen zu erreichen. Das betrifft nicht nur die explizit politischen Bereiche, sondern darüber hinaus vor allem die Medien und die über sie gebotene Möglichkeit zur allgemeinen Diskussion.

Die Bildersprache der Medien

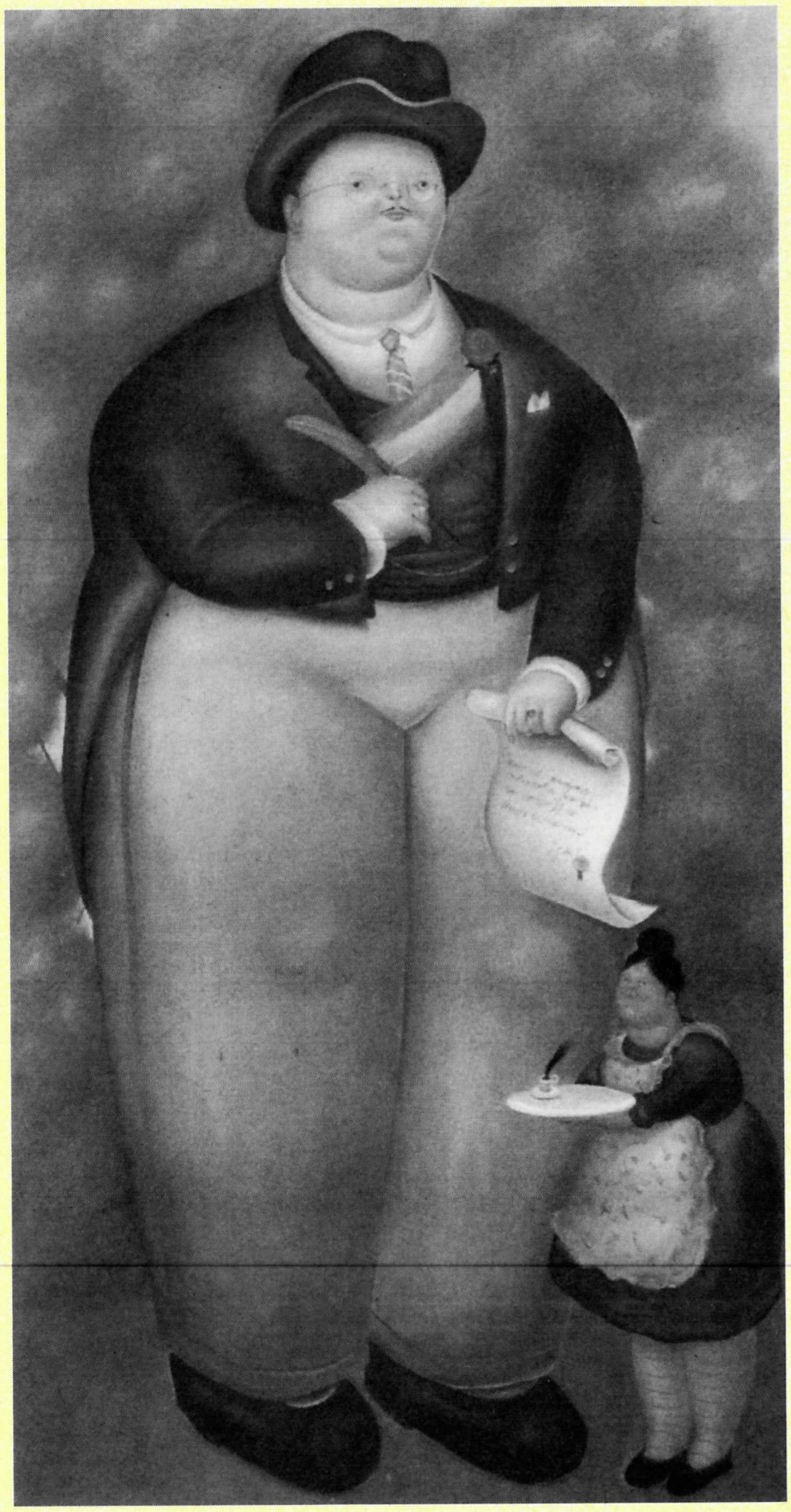
Alle diskursiven Strukturen, insbesondere aber die sich als universell verstehenden Medien, bedürfen einer im sozialen Kontext eigens strukturierten Sprache, die von den einzelnen jederzeit verstanden und entschlüsselt werden kann. Dergestalt ist die Mediensprache der heute wohl allgemeinste Ausdruck des gegebenen sozialen Kontexts, der herrschenden Ideologie. Diese, vor allem von den universell verbreiteten audiovisuellen Medien transportierte Sprache dringt tief in den Arbeitsalltag der einzelnen Bevölkerungsschichten ein und bestimmt damit indirekt auch deren persönliche Einstellung sowie ihre zwischenmenschliche Kommunikation.

Das Besondere an den neuen Medien ist aber, wie schon in den verschiedensten Medientheorien betont, die in ihnen alles überlagernde Dominanz der Bilder. Ihr gegenüber verfällt die zur Unmittelbarkeit der Bilder Distanz aufbauende analytisch-symbolische Sprache, die Lautsprache also, zu einem unverbindlichen Beiwerk. Damit scheint auch jene, vom demokratischen Humanismus angestrebte *individuell-aktive* Kommunikation wieder weiter in den Hintergrund zu treten. Selbst das in den partizipativ inszenierten Talkshows Dargebrachte vermittelt nur die Illusion von einer individuell aktiven Äußerung. Die Botschaft ist hier nämlich nicht die sprachliche Äußerung und das in ihr Ausgedrückte, sondern allein das Erscheinungbild der einzelnen, – und zwar als das individuell faßbare Symptom zu einer ohnehin bekannten Meinung. Das primäre Interesse der Zuschauer besteht darin, die Teilnehmer gewinnen oder verlieren zu *sehen*. Selbst hier geht es also um die Vergewisserung der Erscheinung zu einer bestehenden Meinung und nicht um die sprachliche Mitteilung. Neben diesen nur sprachlich gerechtfertigten Riten des Sehens und Gesehenwerdens läßt sich in den audiovisuellen Medien aber generell der Trend feststellen die Sprache einer *ikonografischen* Ordnung des Sehens ein- und unterzuordnen. Dies betrifft in der Praxis alle Bereiche, scheint aber besonders in bezug auf die sich in ihrer Mitteilung explizit vermeinende Berichterstattung problematisch. Gehetzt durch eine videoclipartige Präsentation vermag der Zuschauer die Nachrichten nur im Rhythmus der bildhaften Komposition, nicht aber durch die Distanz der explizit darstellenden (weil explizit Verbindungen herstellenden!) Sprache aufzunehmen. In dieser Funktion sind die Medien schon von verschiedenen Autoren, unter anderem von G. Anders (1991), H. M. Enzensberger (1964) und P. Virilio (1989), als Desinformationsmedien kritisiert worden. – Das besonders Bedenkliche an der durch die Medien im Zuschauer hervorgerufenen Haltung ist aber seine über sie geprägte Einstel-

lung zur eigenen, zur alltäglichen Realität. Subjektiv eingreifende menschliche Praxis bedarf nämlich eines Mediums der systematischen Darstellung von Realität und der Reflexion, sie bedarf der Sprache. Bildhafte, mythisch-ikonografische Darstellungen können diese Funktion nicht voll erfüllen. Generell läßt sich hierzu sagen, daß die massenhafte Rezeption von Ikonografischem eine Retardierung der symbolischen Ebene zu einer bildhaft vermittelnden Kryptosymbolik bedingt. Der einzelne wird dabei an den präsymbolisch übermittelten ideologischen Auftrag imaginär gebunden, ohne sich diesen selbst auf einer symbolischen Ebene vergegenwärtigen und damit aktiv aneignen zu können.

Subjektiv aktive Aneignung erfordert demgegenüber die zeitliche Dimension der Auseinandersetzung, wie sie nur in der sequentiellen Struktur des Symbolischen, nicht aber in der Simultaneität des Imaginären gegeben ist. Erst in ihrer zeitlich ablaufenden, und damit Raumzeiten (Chronotopoi) schaffenden Struktur durchbricht die Sprache den illusionären Stillstand des Imaginären mit seinen Ikonen. Es ist die innere Form des Wortes, welche laut M. Bachtin (1973, 201) räumliche Bedeutungen auf zeitliche Beziehungen überträgt und diese als einen sinnlichen *Prozeß* erfahren läßt. Gerade als zeitlich offene Struktur ist die Sprache unvorhersagbar, unausgewogen und daher gerichtet. Erst dadurch kann sie auch zum Motor der Sinnstiftung im Dialog werden.

Die imaginäre Funktion von Bildern und deren Macht, die Realität zu strukturieren, wurde schon von verschiedenen Autoren, so etwa von Valie Export im Anschluß an M. Heideggers „Die Zeit des Weltbildes“ kritisch betont (Export 1987). Die Gefahr einer neuen Sprachlosigkeit liegt jedoch nicht in der bildhaften Darstellung, in der Existenz von Bildern schlechthin. Sie liegt in der Art und Weise, *wie* wir diese produzieren, aufnehmen und damit umgehen. Nicht die Ablehnung des Bildhaften durch eine bilderstürmende Theorie, sondern ein aktiver Umgang mit Bildern – man denke hier wieder an künstlerische Momente – vermag daher auch den Bann der Ikonen des Alltags zu brechen. – Bilder immer als Sprache – und das heißt: als vereinfachte Sprache – zu verwenden, kennzeichnet aber das reduzierte Bildverstehen des Informationszeitalters, welches alles Bildhafte nur als Piktogramme erfaßt. Diese Sicht wird weder der Sprache noch den Bildern gerecht. Bilder sind nicht von vornherein ein „Weniger als Sprache“, nicht eine reduzierte Sprache. Sie sind es nur dann, wenn wir sie in unseren sozialen Vermittlungen unbewußt als solche einsetzen. Die Bilder gehen nämlich immer auch über die Sprache hinaus. Da sie der Realität direkter als die Sprache anhaften, ermöglichen sie es uns, die verschiedensten – und immer neue – Sprachen an sie zu richten. Es ist kein Geheimnis, daß man Bilder auch interpretieren, sie also zum Gegenstand von Reflexion machen kann. Auch ist die unmittelbar sinnliche Wirkung der Bilder nicht als ein Mangel anzusehen. Deren polyvalenter Charakter ist vielmehr erst die Voraussetzung für die an die Bilder gerichtete Sprache . – Das Problem der audiovisuellen Medien liegt also nicht am Bild selbst, sondern im allgemeinen Gebrauch des Bildhaften als ein *implizit wirkendes Informationsmedium*. Darin erfüllen die Bilder die Funktion einer nur passiv bestimmenden und suggestiv einengenden, unbewußten Symbolik. Diese Kryptosymbolik wird auch von Seiten der Semiotik als eine, in ihrem hybriden Zeichencharakter systematisch nicht erfaßbare Ikonizität kritisiert (Eco 1975). Die hier bewirkte Entmündigung der Rezipienten erfolgt primär also nicht durch die fragliche Qualität der konkreten medialen Botschaft, – es ist das vielmehr ein generelles, ein strukturelles Problem der Vermittlung.



Fernando Botero, Der Präsident, 1969

Das Bild im Informationszeitalter

Als solches geht dieses Problem schließlich noch weit über den Bereich der Medien hinaus. Auch bei der alltäglichen Konfrontation mit der Realität bekommen wir immer mehr bildhaft „Informatives“ zu sehen. Im geschlossenen System der universell wirksamen Information erhalten wir heute *eindeutige* Anweisungen durch alles unbewußt sinnlich Wahrgenommene selbst. Ob wir handelnd an der Realität teilnehmen oder nur beobachten, ist aber kaum von Bedeutung, weil damit auch das Handeln bereits durch und durch informiert, und das heißt: determiniert ist. – Dies

alles ist gewiß eine Folge aus der *umfassenden* Erweiterung der sozial relevanten Lebensräume, wie sie seit der Zeit der Aufklärung vor sich geht (Horkheimer, Adorno 1944). Es ist dies die notwendige Folge der menschlichen Durchdringung und Gestaltung der Welt, die sich selbst noch keine ausreichende *individuelle* Verfügbarkeit – und sei es einfach nur die, über die Reflexion der eigenen Entwicklungsdynamik! – geschaffen hat. Eine derart infrastrukturell geschlossene, statische und *universell* vergesellschaftete Realität, wie wir sie heute haben, bleibt für den einzelnen jedenfalls nicht mehr offen oder „frei" interpretierbar, – sie wird immer mehr zur eindimensionalen Bildersprache.

Vor Eintritt des „Informationszeitalters" haben wir – aus Mangel an eigenen Möglichkeiten! – den in der Umwelt wahrgenommenen Einheiten, den Dingen, einen eigenständigen Status, ihre „Natur", zuerkannt. So gesehen waren die Dinge zwar unbekannt, in ihrer Bedeutung für uns aber polyvalent. Die Informationen, die wir aus ihnen bezogen, ließen sich lediglich als *An*zeichen an ihnen erkennen. In dem steigenden Maße aber, indem wir begonnen haben, unsere Umwelt, die Dinge selbst zu produzieren, haben wir diesen ihre Eigenständigkeit aberkannt und sie immer mehr als monovalente Zeichen, im Sinne einer ausschließlichen Bedeutung, in unser Leben eingebaut.

Gewiß war die polyvalente Erscheinung der Umwelt zugleich auch der Ausdruck der (noch) nicht realisierten menschlichen Möglichkeiten, – unseres mangelnden Verstehens also. Dem ist nicht nachzutrauern. – Bestand darin aber nicht auch der Raum für das nie zu Ende kommende menschliche Verstehen und die individuelle Entwicklung? Haben wir nicht einen hyperstabilen Kontext der herrschenden gesellschaftlichen Bestimmungen erzeugt und die Individuen darin rettungslos verstrickt? – Und besitzt andererseits dieser Kontext eine entsprechende innere Dynamik, um auch die Möglichkeit zu seiner permanenten individuellen Gestaltung zu gewährleisten?

In ihrer universell informierten Weise erscheint die Welt jedenfalls heute schon durchgängig determiniert und damit eindimensional vernünftig (Marcuse 1967). Wir, die Nachgeborenen, brauchen uns dieser präexistenten Vernunft nur mehr reibungslos anzupassen. – Hat damit aber nicht Platons Universum der vergegenständlichten Ideen letztlich doch noch seine praktische Aktualität erlangt (Platon 370v)? Ist nicht hier die platonische Welt der in den Objekten verwirklichten „ewigen" Ideen zur zwingenden Realität geworden, der sich das individuelle Subjekt im wahrsten Sinne des Wortes „unterwerfen" (subjacere) muß? Alle Intentionalität kommt dabei von den Objekten, – wir, die individuellen Subjekte, versinken in einem Meer von Objektivität (Calvino 1962). Wo aber ist dann der Platz für schöpferische Tätigkeit? Wie kann hier etwa noch Kunst, jene individuell umgesetzte Revolution der objektiven Bestimmtheit, Raum zur Entfaltung finden? Stirbt sie nicht gerade an dem Mangel an Natur, jener polyvalenten Vorstellung des Für-sich-sein-Könnens der Umwelt? Hat eine derart informierte Welt noch Zwischenräume, die als Freiraum der individuellen Entwicklung nutzbar gemacht werden können?

Alles heute sich bildhaft Präsentierende kann also kaum mehr polyvalent aufgenommen werden, es wirkt vielmehr als eine imperativ einengende Bildersprache. In ihrer imaginären Vermittlung bleibt diese jedoch, wie gesagt, unbewußt. Damit kann sich der einzelne aber nicht *sprachlich aktiv* mit den über sie gebotenen Informationen auseinandersetzen, sondern ist diesen passiv ausgeliefert. Die viel kritisierte „Reizüberflutung" über die Medien und im Alltag ist daher auch nicht einfach in einer Überflutung durch Bilder (und dem dazugehörigen Ton) zu sehen. Das Überfordernde liegt bei genauer Betrachtung in dem unverhältnismäßig rasanten Anstieg der bilder*sprachlichen* Präsentation gegenüber der explizit sprachlichen Repräsentation.

Dies alles betrifft die heutigen sozialen Gemeinschaften schließlich in dem Sinn, als über die alltägliche Informationsflut und über die Quantität der medialen Botschaften auch jede Gewohnheit der zwischenmenschlichen Kommunikation, die Gestaltung des praktischen Lebens, geprägt wird. Es bewirkt Verhaltensstereotypen der einzelnen, die im tagtäglichen gesellschaftlichen Verkehr kaum mehr aufgebrochen werden können, – letztlich aber auch gar nicht mehr aufgebrochen werden sollen. Wenn nämlich an allem schon unmittelbar Sinn zu haben ist, so scheint jede individuelle Auseinandersetzung eine sinnlose Zeitverschwendung. Der moderne Mensch gibt sich der trügerischen Unmittelbarkeit der bildhaften Information und der darin versteckten Symbolik hin, – und liefert sich rettungslos an das darin Vermittelte aus. Er verbleibt in dem Maße hilflos, in dem er nicht erkennt, daß er immer schon Hilfe – und das heißt: die anderen (ebenso wie das andere!) und die *aktive* Auseinandersetzung mit ihnen braucht. Er weiß nicht, daß er nur mit ihnen, weil nur über sie, individuell aktiv und gesellschaftlich produktiv sein kann. Ideell vereinsamt, denkt der heutige Mesch automatisch das, was alle denken, wenn sie nicht denken. Darin gleicht er seinen Mitmenschen. Er ist Bestandteil der schweigenden Mehrheit, die deshalb nicht spricht, weil sie schon immer und zu allem eine Meinung hat: eine, über die sie nicht verfügt.

Ideologie und das individuelle Subjekt

Die strukturell notwendige Funktion von Ideologie besteht also, wie wir wissen, in der gesellschaftlich verbindlichen Gestaltung der Objektivität, wie diese für das Individuum immer schon gegeben ist. Ideologie bietet dem einzelnen die Umwelt als eine geformte dar und verschwindet damit gleichsam in den Gegenständen. Sie erfüllt in diesem Sinne eine für das individuelle Bewußtsein vorbewußte Funktion, welche automatisch abläuft. Es ist dies ein Mechanismus, der, wie Lacan sagt, auf einem – vorgegebenen – „Verkennen" gründet.

Mit dieser allgemeinen Vorstellung von Ideologie können auch die ideologischen Effekte im vorsprachlichen, imaginären, – hier also: ästhetischen Bereich erfaßt werden. Demgegenüber scheint Althussers Theorie der „ideologischen Anrufung" nur denjenigen Sonderfall von Ideologie darzustellen, bei dem das Individuum explizit symbolisch dazu aufgefordert wird, sich in einer und zu einer bestimmten sozialen Rolle zu er- und zu bekennen (Althusser 1977, Balibar 1994). Obwohl die sprachliche Ebene eingeschaltet wird, so besteht hier die ideologische Funktion der Sprache (– genau wie die der ästhetischen Objekte auch!) darin, dem Individuum *keine* Wahl zu lassen. Über ihre, anders gar nicht verständliche Symbolik verpflichtet sie die Individuen, sich in den gegebenen sozialen Kontext zu fügen. – Wenn auch immer nur in konkreten Punkten, so besteht hier aber, auf der expliziten Sprachebene, die Möglichkeit zur ideologischen Selbstbehauptung der Individuen über ihre – schon erwähnte – praktische Reflexion. Diese besteht im weitesten

Sinn in der Schaffung eines neuen, eines eigenen Kontexts. Über die Repräsentationsfunktion der Sprache, welche die Ebene eines organisierten Universums ideeller Objekte bietet, können neue ideologische Konstellationen gleichsam experimentell erprobt werden. Diese Verfügbarkeit ist aber auf der Ebene der „Bildersprache" der Realität nicht vorhanden, weil diese eine abgehobene Darstellung der realen Objekte in einem *eigenen sprachlichen Medium* und dessen systematische Geschlossenheit vermissen läßt. Nicht als ein Symbolisches, sondern als Imaginäres, welches eine symbolische Bestimmung suggestiv überträgt, vermittelt die bildersprachliche Realität Ideologie. Damit kann sie auch nicht, wie schon P. Galperin zu Recht betont, als *ein Medium* für das Bewußtsein zur Verfügung stehen (Galperin 1980).

Obwohl Althusser die unbewußten Dimensionen ebenso wie die imaginären Aspekte von Ideologie anerkennt (Althusser 1965b), so scheint hier die ideologische Funktion bezüglich der Subjektivität noch nicht hinlänglich geklärt. Wenn nämlich Althusser von einer ideologischen Anrufung von *Subjekten* spricht, so stimmt das zunächst, indem es sich um Individuen handelt, die einer Ideologie unterworfen werden („subjacere"). Für den Bereich, den er betrachtet, stimmt es auch darin, daß dem Individuum sogar über die *symbolische* Sprachebene die Aktivität abverlangt werden kann, sich in der ideologisch vorgegebenen Weise zu er- und zu bekennen. Hinsichtlich der eigentlich subjektiven Funktion, der Fähigkeit sich zu entscheiden und einen *eigenen* ideologischen Kontext aufzubauen, stimmt es nicht. Dies ist, – wenn überhaupt – erst in der Folge, erst durch Brechung des bereits Akzeptierten möglich. Die ideologische Brechung geschieht nämlich, wie erwähnt, durch ein Sichdistanzieren im einzelnen, – es geschieht in einem konkret-objektiven Bereich, und zwar durch eine praktische Reflexion.

Reflexion bedeutet im weitesten Sinne ein Sich-selbst-mit-der-Welt-in-Beziehung-Setzen. Damit wird aber auch klar, daß eine „reine Selbstreflexion" am ideologisch feststehenden Objekt nicht möglich ist, jedenfalls aber nicht als ein subjektiver Akt angesehen werden kann. Das durch ausschließende Selbstfokussierung gewonnene Ich-Empfinden stellt keine Reflexion, sondern bestenfalls einen unbewußten Reflex auf eine ideologisch konnotierte und als solche unberührte Objektwelt dar. Das Ich, welches hier gefunden werden kann, ist durch und durch passiv und in einer narzistischen Illusion des „Sich-selbst-Habens" befangen. Es braucht daher heute nicht zu verwundern, wenn „Befindlichkeiten" als Surrogat dafür herhalten müssen, daß das Ich nicht mehr ideell-aktiv erfahren werden kann.

Das gesellschaftlich Bedeutsame an der Individualität ist sein Werden, seine Entwicklung. Das Produktive an der Selbstsuche liegt im Aufschub des Findens, in der zugleich aufgebauten Differenz zu sich selbst. Dieses differentielle Verhältnis ist der jeweils aktuelle Ausdruck des Eigenen. Reflexion als Technik der Selbstsuche lebt von der sich ändernden und der zu ändernden Objektwelt, von engagierter Praxis. Die Funktion der symbolischen Sprache, die in ihr gegebenen Repräsentationen permanent ab- und umzubauen, entspricht der einer ideellen Praxis. In ihr ist kein Stillstand, keine permanente Identität. Sie erweist sich damit als Werkzeug, als ein analytischer Apparat. Gegenüber dem Sich-Versenken ins Bildhafte erfordert sie eine fortschreitende Sprachhandlung, welche durch die differentielle Spannung der symbolischen Repräsentation dem Individuum eine aktive Reflexion ermöglicht. – Das in esoterischen Techniken permanent reproduzierte Sich-Finden beruht dagegen auf einer Suggestion mythischer Bilder, einem Sich-Versenken. Die damit verbundene sensorische Aufbauarbeit an einer möglichst stabilen und geschlossenen Befindlichkeit des Ichs wird hier zur paradoxen Illusion von Selbsterfahrung. Die psychische Stabilität der Selbstfindung ist nämlich durch ein Sich-Verlieren in die Passivität erkauft, durch die tödliche Ruhe des Gelebtwerdens. Hier erreicht die bestehende Ideologie eine maximale Ausprägung.

Das Individuum im „Meer der Objektivität"

Ideologisches benötigt aber – und darüber sollten wir uns nicht hinwegtäuschen! – keinen expliziten Selbstbezug der Individuen und kein Sich-Versenken. Die Ideologie transportierende Ikonografie des Alltags ist prosaisch und schlichtweg objektiv präsent. Tagtäglich behaupten wir uns in einer Flut der uns bekannten Dinge. Wir baden förmlich in einem Meer von Objektivität, in dem Medium der herrschenden Alltagsmythen.

Früher, in den Zeiten des notgedrungen naturverbundenen Lebens, war dieses Meer von der Natur „bewegt" und daher, aufgrund der zusätzlichen ideologischen Konnotationen, zweifach zwingend. In der heutigen, von uns selbst gestalteten, tiefgreifend künstlichen Welt, ist der einzelne aber einem um nichts geringeren Zwang in Form einer durchgehend ideologischen Bestimmung und Beschränkung ausgesetzt. Der Anteil an individueller Verfügbarkeit und Gestaltbarkeit der Welt ist bereits zu einer verschwindenden Größe geworden. Gespeist von der Quelle individueller Freiheit droht dieses Meer an gesellschaftlich gemachter Objektivität die menschliche Individualität wieder vollends zu verschlingen.

Dergestalt scheint auch das Modell einer durchgehenden Humanisierung der Welt, das Projekt der Moderne, an seine eigenen ideologischen Grenzen zu stoßen: Versteht man nämlich unter einer Humanisierung der Welt einen Auftrag an die Individualität, und das heißt: die permanente subjektive Anteilnahme der einzelnen an der gesellschaftlich produzierten Realität, so dürfte dieses Ziel heute, im Zeitalter der höchsten gesellschaftlichen Produktivität, weiter entfernt sein denn je.

Ist dieser Pessimismus vielleicht nur die neueste Variante jenes zeitlosen Rufes: „Zurück zur Natur"? Ist das etwa der Traum von einem gesellschaftlichen Naturzustand, wie er schon in jenem: „Los von den großen Erzählungen, den großen Ideologien!" der Postmoderne beschworen wurde? Oder ist es auch nur die Resignation vor den vielen kleinen, den unbemerkt herrschenden Ideologien des Alltags, die uns nicht genug Sinn bieten können?

Mag sein, daß es unangebracht ist, in einen Kulturpessimismus zu verfallen, ist er doch nur die Brutstätte für rückwärtsgewandte Utopien. – Festzuhalten scheint jedoch, daß wir heute, in der „zivilisierten" Welt von jenen großen Ideologien befreit sind, zu denen wir uns bisher *moralisch* verpflichten mußten. Inwieweit aber die vielen unausgesprochen ideologisierten Bereiche des Alltags den sozialen Raum öffnen und die Individualität emanzipieren, oder uns vielmehr unbewußt in den vielen für sich geschlossenen sozialen Räumen desintegrieren, vermag wohl noch niemand klar zu erkennen.■

Univ.-Prof. Dr. Peter MOESCHL ist Chirurg und Mitherausgeber der Zeitschrift »der streit«.

Image-Politik

Stephan GANGLBAUER

Max Weber galt „Politik auf eigene Verantwortung" als die bedeutendste Form, das wichtigste sozialen Handelns in der von technischer Funktionalität beherrschten Welt, im, wie er es nannte, „stahlharten Gehäuse der Hörigkeit". Die in der „totalen Herrschaft" realisierte „Zerstörung der Politik mit politischen Mitteln" stand am Anfang von Hannah Arendts politischem Denken. Neil Postman sieht die Möglichkeit von Politik bedroht durch die televisionär vermittelte Trivialisierung. Und der ORF legt es – mit Beihilfe bereitwilliger Parteichefs – darauf an, Postmans Befürchtungen Wirklichkeit werden zu lassen.

Einen neuen Höhepunkt hat die Behandlung von Politik als Gegenstand der Unterhaltung im heurigen Sommer erreicht: Nun wird „Anders gefragt"! Der angebliche Erfolg bestätigt: Personality Shows sind amüsanter als laue Sommergespräche. Bezeichnend für die Vorgänge: Veranstalter und Gastgeber ist der *Informations*intendant. Die besondere Art von „Informationssendung" kündet davon, wie simpel das Erfolgsrezept ist: man paare sachliche Irrelevanz mit kultiviert sich gebender Schamlosigkeit. Da nichts so erfolgreich ist wie der Erfolg, und der so leicht auszurechnen, bedeutet es keinerlei prognostisches Wagnis, einen selbstverstärkenden Effekt zu behaupten. Allerdings hat der Erfolg auch Folgen. Eine ist die Zerstörung des ins Deutsche nicht übersetzbaren *common sense*. Daß er dafür verantwortlich sein könnte, dies Ansinnen an Herrn Nagiller zu richten, würde unverständiges Kopfschütteln hervorrufen. Der vorliegende Beitrag handelt davon, daß zu den kaum noch bewußten Folgen der Erfolgsgeschichte des Fernsehens zählt, eine solche Reaktion für „normal" zu halten.

Es ist durchaus fraglich geworden, ob eine spezifisch politische Frage *das* Wahlkampfthema werden kann. Anders gesagt: Es steht die Frage nach den Bedingungen und Möglichkeiten von „Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie" (so der Untertitel von Postmans „Wir amüsieren uns zu Tode"). „Denken ist keine darstellende Kunst", schreibt Neil Postman. Das Beispiel einer Diskussionsrunde zum Kinofilm „Der Tag danach" erweise jedoch: „Das Fernsehen erfordert die Kunst der Darstellung und so führte uns die Fernsehanstalt ABC vor, wie das Bild, das man sich von sprachgewandten Männern mit großer politischer Urteilskraft macht, ins Wanken gerät, wenn ein Medium sie zwingt, einen Auftritt zu absolvieren, statt Gedanken zu entwickeln."

Prominenz

Gedanken zu entwickeln und Nachdenken anzuregen, dafür ist ein Medium schlechterdings ungeeignet, dem schon technisch die (bewegten) Bilder als die ihm eigentümlichen Träger all dessen, was es übermittelt, eingeschrieben sind. Politikerinnen und Politiker tun sich aus mindestens zwei Gründen besonders schwer, sich der auf (Wieder-)Erkennen und nicht auf Verstehen basierenden Grammatik der Bilder zu widersetzen. Eine Philosophin, ein Wissenschaftler sind nicht auf landesweite Bekanntheit angewiesen. Künstler sind

Fernando Botero, Hommage an Bonnard, 1973

es schon weit mehr, und wenig bekannte Politiker können keinen Wahlerfolg erringen. Die banale Aussage gewinnt an Relevanz durch die Frage, wie das Fernsehen *Prominenz* erzeugt. Darüber gibt der Vergleich mit dem Sport Aufschluß. Martina Navratilova wurde zur herausragenden Tennisspielerin, weil sie viele Turniere gewonnen, nicht weil sie als Nummer Eins ihrem Aussehen größere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Für die Beurteilung politischer Akteure stehen keine vergleichbaren, dem subjektiven Urteil entzogenen Maßstäbe zur Verfügung. „Die äußere Gestalt eines Menschen ist weitgehend irrelevant für die Gestalt seiner Ideen", schreibt Postman, „solange sich dieser Mensch schreibend oder im Radio an sein Publikum wendet. Anders im Fernsehen. Das Bild eines schwerfälligen Zweieinhalb-Zentner-Mannes würde die Feinheiten jeder sprachlich vermittelten Argumentation alsbald erdrücken." Wiewohl in keiner Verfassung etwas über ein höchstes zulässiges Körpergewicht als Bedingung für die Bewerbung um ein politisches Amt (oder um die Stelle einer Nachrichtensprecherin) steht, ist fehlender Kamera-Appeal zum faktischen Ausschließungsgrund geworden.

Die auffällige (und auffällig auch sein sollende) Wandlung des Erscheinungsbildes von Frau Petrovic verwertete Herr Nagiller als Aufhänger seiner anderen Art zu fragen. Das in einigen Sendungskritiken geäußerte Lob für ihr Sträuben gegen des Showmasters zudringliche Fragerei ist gefangen in der fernsehbestimmten Kultur und behindert die Wahrnehmung des Entscheidenden: Es geht nicht einfach darum, daß eine Politikerin einem Publikum gefallen will, so wie eine Navratilova oder auch ein Herr Müller lieber ge- als mißfallen möchte. Es geht darum, daß die Politikerin, und das gilt auch für den Politiker, des Erfolges wegen gefallen *muß*. Dafür genügt nicht ein wenig Kosmetik. Die Politikerin wie der Politiker muß sich selbst zum gefälligen, TV-gerechten Bild machen. Wie brav die Politikerin Petrovic dem televisionären Imperativ zu gehorchen gelernt hat, davon zeugt ihr ausdauernd freundliches Lächeln gegenüber den Zumutungen für die gebildete Frau. Überangepaßt freundlich war Herr Schüssel. Deshalb konnte er – worum es einzig geht – keinen Eindruck machen. Frau Schmidt hat sich nicht getraut, wozu ihr offensichtlich zumute war. Hätte sie die ausgemachte Blödheit des Wortspielchens verweigert, wäre ihr mediale Aufmerksamkeit sicher gewesen.

Als Meister der Image-Politik hat sich einmal mehr Herr Haider erwiesen. Ihm ist es gelungen, bei einer Veranstaltung, in der es um nichts geht, einen Sieg zu erringen über einen Informationsintendanten, der jämmerlich wirkte mit seinen Versuchen, den F-Chef in die Enge zu treiben. Sehr klug dosierte Haider seine zur Schau gestellten Emotionen: klare Überlegenheit, doch kein Triumph über den hilflosen Showmaster; sich erfreut über einen Vorschlag zur Imageverbesserung zeigend, als der Gastgeber sich über das unfreundlich wirkende Kürzel „F" mokiert; beim Spendenspielchen mit quicker Gescheitheit einen Überraschungseffekt erzielt; den Vorwurf, seine Gegner zu hassen, umgedreht, aber nicht weinerlich den armen, von allen Verfolgten mimen. „Der Jörg, der weiß, was er will. Und davon kann ihn die Übermacht der vereinigten Pfründner und Ausländerfreunde nicht abbringen," so lautet die Botschaft. Die anderntags erfolgten Reaktionen aus den anderen Parteien waren zu nichts geeignet als zum Beweis seiner Behauptung, er treibe die Regierung vor sich her. Aufschluß über den nahezu perfekten Image-Politiker Haider gibt, was er bislang nicht beherrscht: sein schiefes Grinsen, das ihn immer noch verrät.

Gedankenloser Politiker

Aufschluß über das politische Denken Haiders gibt, was in der Öffentlichkeit keine Rolle spielt: Sein Buch weist ihn als einen gedankenlosen Politiker aus. Mit dem Beispiel seiner abenteuerlichen Vorschläge zur Lösung des Wohnungsproblems führt er sich selber als einen vor, der nicht begreift, daß es einen Unterschied macht, ob er in einer Wahlrede an den Neid gegenüber unakzeptablen Privilegien appelliert oder in einem Buch Berechnungen vorlegt, die in aller Ruhe überprüft werden können und für schwachsinnig befunden werden müssen. Wichtiger als dieses und eine Reihe anderer Beispiele ist der logische Widerspruch in der zentralen Begründung seiner „Dritten Republik". Auf Seite 198 diagnostiziert er: „Aussichtslosigkeit, Frust und Ohnmacht führen zu einer neuen Form des Biedermeiers. Der Bürger verliert sich in der Privatheit seiner Interessen und meldet sich als Staatsbürger ab, weil er zum Untertan-Sein verurteilt ist. Die Chancen der Demokratie werden zum Risiko des Bekenntnisses." Was da gesagt wird, untermauert er mit einem das Buch füllenden Lamento gemischt aus Kulturpessimismus und Verfolgungswahn („Da ermahnte mich vor kurzem ein enger Freund aus dem militärischen Geheimdienst zur Vorsicht."). Die privatistischen Biederbürger werden umstandslos zu „mündigen Bürger" ernannt, die der Bevormundung im „Alt-parteien- und Kammerstaat" überdrüssig wären, wenn er sein politisches Ziel als unausweichlich hinstellen möchte. „Die Dritte Republik ist nicht aufzuhalten", heißt es auf Seite 214: „Sie wird aus dem Protest der Bürger gegen die verkommenen politischen Sitten hervorgehen, aber auch aus dem Zwang entstehen, Phänomene von Arbeitslosigkeit, Entindustrialisierung und Entsolidarisierung zu bewältigen." Derselbe, logisch nicht auflösbare Widerspruch durchzieht das einzige bislang vorliegende Konzept eines „Wegs in die Dritte Republik", wie ihn sich Haider und seine Gefolgschaft ausmalen (vgl. »Kontrovers« Nr. 4, Schriftenreihe des Freiheitlichen Forums, Wien 1994).

Moderne Lüge

Der vormalige Leiter von Haiders Bildungswerk konstatierte eine Wandlung der FPÖ von der nationalliberalen Honoratiorenpartei zu einer plebiszitären Emanzipationsbewegung mit dem erklärten Ziel der „Systemüberwindung". Dieses Zieles wegen müsse das Streben nach Konsens dem Zwang zu ständiger Polarisierung weichen. Die so herbeigeführte „permanente Kampfsituation" zwinge zu innerer Geschlossenheit, welche „tendenziell auch eine Uniformität des Denkens und der Meinungen zu erzwingen scheint" (»Freie Argumente« 3/1994). Der mittlerweile demontierte Mölzer plädierte für die Bewahrung eines harten ideologischen Kerns. Daß der ständige Zwang zur Selbstdynamisierung der „Bewegung" stärker ist, und die gesamte „Bewegung" „im immer stärker personenbezogenen Zeitalter der Telegraphie" auf ihre „führende Persönlichkeit" angewiesen, hat Mölzer gesehen und doch nicht begriffen, daß dem Zwang zur Selbstdynamisierung jede inhaltliche Bestimmtheit ebenso ein zu beseitigendes Hindernis ist wie jede organisatorische Festlegung, da sie unweigerlich vergleichsweise umständliche Verfahren mit sich bringt.

Bedenken zu wecken ist Hannah Arendts Einsicht geeignet, daß allein

die persönliche Glaubwürdigkeit des Berichterstatters die Chance biete, unliebsamen Tatsachen Gehör zu verschaffen. Diese Aussage findet sich im Kontext ihrer Erwägungen der Gefahr, daß die Menschen auch außerhalb der totalen Herrschaft ihre gemeinsame Welt verlieren könnten, und zwar durch die Verwandlung von Politik, die mit Tatsachen von Relevanz für das Gemeinwesen befaßt sein sollte, in eine Image-Politik, die eine Geneigtheit zur gefährlichsten Form der Lüge, zum Selbstbetrug, mit sich bringt: „Nur Selbsttäuschung vermag den Anschein der Wahrhaftigkeit zu erwecken, und in einem Streit über Fakten, in dem jeder den anderen des Lügens zeiht, ist sehr oft der Eindruck, den die Person macht, entscheidend." Arendt kennzeichnet in „Wahrheit und Lüge in der Politik" die *moderne Lüge* damit, daß der Gesamtzusammenhang, in dem die einzelnen Tatsachen erscheinen, umgelogen würde. Solche *neuen Wirklichkeitszusammenhänge* nennt Postman *Pseudo-Kontexte*, die eigens inszeniert würden, um den lichtgeschwind weltweit übermittelten „Informationen" über irgendwelche Bruchstücke von Ereignissen den Anschein des Zusammenhängenden zu verleihen.

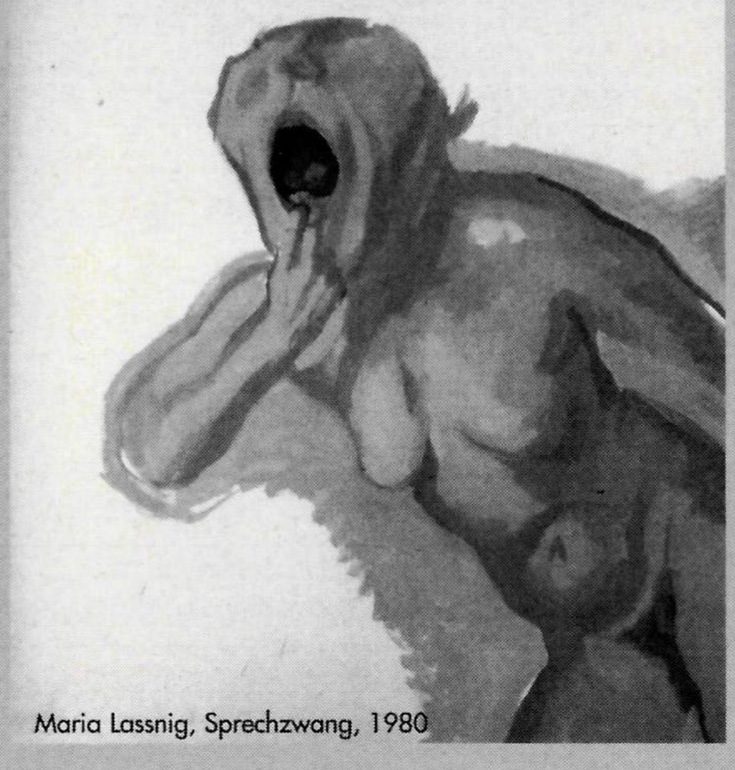
„Information" war immer mit Relevanz für Wahrnehmung und Handeln verknüpft gewesen. Erst mit der telegraphischen „Nachrichten"-Übermittlung ist die Bindung von Information an Relevanz zerrissen. Information braucht seither keinerlei *Bedeutung* mehr haben. Sie ist zur *Ware* geworden, deren *Wert* sich nach Eigenschaften wie „neu, interessant, kurios, aufregend" bemißt: „Nur vier Jahre, nachdem Morse am 24. Mai 1844 die erste Telegraphenverbindung Amerikas eröffnet hatte, wurde Associated Press gegründet, und Nachrichten aus dem Nirgendwo, ohne bestimmten Adressaten begannen kreuz und quer im ganzen Land umzulaufen." Eine Vorstellung davon, was etwa die kontextlose Information der Tagesnachrichten bedeute, könnten sich der Leser und die Leserin machen, indem sie sich folgende Fragen stellten: „Wie oft kommt es vor, daß die Informationen, die ich morgens dem Radio, dem Fernsehen oder der Zeitung entnehme, mich dazu veranlassen, meine Pläne für den Tag zu ändern ..., und wie oft verhelfen mir diese Informationen zu Einsichten in Probleme, die ich lösen soll?"

Schon der Telegraph hatte die neue Sprache der Schlagzeile etabliert, als deren kongeniale Ergänzung sich die der Photographie erwies. Diese kennt keine Vergangenheit und kein Allgemeines, sie kennt ausschließlich die Einzelheit, genauer: ein bestimmtes Bruchstück aus irgendeinem Hier und Jetzt. Die photographierte Welt ist eine in zahllose Gegenstände zerfallene, eine atomisierte Welt, während die Sprache des Denkens die Welt als Idee präsentiert: Es gibt kein Photo von „der Natur", auch nicht von „Baum". Das Photo erwies sich als die vollkommene Ergänzung zur Flut der telegraphischen Meldungen aus unbekannten Gegenden über unbekannte Menschen mit unbekannten Gesichtern. Das Photo verleiht den unbekannten Namen Gesichter und erzeugt die Illusion, die „Nachrichten" hätten mit dem eigenen Erfahrungsraum zu tun: „Es schuf einen Scheinkontext für die ‚Tagesnachrichten'. Und die ‚Tagesnachrichten' ihrerseits schufen einen Kontext für das Photo."

In den elektronischen Medien vollendet sich der Pseudo-Kontext von Augenblicklichkeit und Bild zum mittlerweile weitesthin selbstverständlich gewordenen Schema der Weltdeutung, dessen weniger die deklarierten Unterhaltungssendungen bedürfen als solche, in denen es um ernste Angelegenheiten geht. Gegen Unterhaltung ist nichts einzuwenden, auch nichts gegen Zerstreuung zur individuellen Entspannung. Es fragt sich aber, was es heißt, wenn sich die Menschen zerstreuen und unfähig werden, ihre gemeinsamen Angelegenheiten miteinander zu behandeln, weil Politik nicht mehr imstande ist, ihre eigentliche Aufgabe zu erfüllen: den öffentlichen Raum zu schaffen, in dem die Auseinandersetzungen um die Angelegenheiten von öffentlichem Belang geführt werden können, in denen allein Meinung und Urteilskraft sowie jener common sense sich bilden können, ohne welchen kein menschliches Gemeinwesen Bestand haben kann. Destabilisierung des Gemeinwesens steigert die Ohnmacht gegenüber dem gesellschaftlichen „Problemdruck". Daraus kann die Gefahr erwachsen, daß wiederum Zuflucht gesucht werden könnte bei jener rigoros ausgrenzenden „Machtpolitik", die zum Einsatz des unmittelbar wirkungsvollsten Herrschaftsmittels zu verführen pflegt: der Gewalt.

Alles oder nichts – darum dürfe es in der Politik niemals gehen, ist aus Hannah Arendts Studien über totale Herrschaft zu erfahren. Wer wollte gewährleisten, daß unter der Image-Politik, bei der es um nichts als um Stimmungen geht, unbemerkt das Potential entsteht für eine Gewaltherrschaft, der es um alles gehen könnte? ■

Dr. Stephan GANGLBAUER ist Historiker.

Weg und Ziel
Marxistische Zeitschrift
Das Ende der Sprachlosigkeit

Maria Lassnig, Sprechzwang, 1980

Was muß die Linke wissen?

Postkapitalismus – aber welcher?

Adam SCHAFF

Im vorigen Artikel haben wir uns gefragt, warum der reale Sozialismus Bankrott erlitten hat und wie die Zukunft des Sozialismus aussehen kann. Auf die erste Fragestellung haben wir bereits geantwortet, die zweite wird uns hier beschäftigen.

Beginnen wir mit den postsozialistischen Ländern. Eine einfache Rückkehr zum Kapitalismus, so wie es sich die Neoliberalen erträumt haben, ist bloß ein Konzept von Ignoranten. Sie sagen ja nicht einmal, zu welcher Form des Kapitalismus sie diese Staaten führen möchten; einige von ihnen versuchen uns allerdings aus ideologischen Gründen gar den Manchesterkapitalismus des vorigen Jahrhunderts zu verkaufen. Der Ökonom und Nobelpreisträger John Kenneth Galbraith meinte dazu, man müsse schon ein intellektuelles Loch von krankhafter Größe im Gehirn haben, um den postsozialistischen Ländern solch eine Rezeptur anzubieten. Nur der verlängerte Arm des internationalen Finanzkapitals – Weltbank und Internationaler Währungsfonds – konnte so etwas wagen. Wir haben erst die Blüten dieser Politik geerntet, die Früchte – wie ein russisches Sprichwort sagt – werden noch kommen.

Die Zukunft des Sozialismus

Wir wollen uns damit aber nur am Rande befassen, weil wir uns hier mit der Zukunft des Sozialismus beschäftigen, wenngleich er in diesen Staaten aufgrund ihrer Rückständigkeit nicht auf der Tagesordnung steht. Also kehren wir zu unserem Hauptproblem zurück: Was wird mit den industriell entwickelten Ländern, die vor so vielen unlösbaren Problemen stehen, weiter geschehen? Zuvorderst sind wir über das Problem der strukturellen Arbeitslosigkeit besorgt. Die Antwort darauf ist zwar einfach, aber für viele schockierend: Man wird die Struktur der heutigen Gesellschaft in eine andere, neue, transformieren müssen. Vorsichtshalber nennen wir sie *Postkapitalismus*, was zunächst nur bedeutet, daß es sich nicht mehr um den traditionellen Kapitalismus handelt, ohne daß wir uns, was Aussagen über die konkreten Formen seiner zukünftigen Gestaltung betrifft, näher festlegen möchten.

Können wir denn überhaupt etwas über die Zukunft dieses „Postkapitalismus" sagen, ohne uns gleichzeitig wie Propheten oder Quacksalber zu benehmen? Ich meine, ausgehend von Tatsachen und den daraus abgeleiteten Schlußfolgerungen kann man durchaus Antworten geben, freilich muß man zugleich den hypothetischen Charakter derartiger Aussagen unterstreichen.

Zunächst einmal sollte man die negativen Konsequenzen aus den Erfahrungen des realen Sozialismus ziehen, also aussprechen, wie das künftige System *nicht* sein soll. Es wird jedenfalls in seiner Basis, ohne jetzt auf den konkreten Namen Rücksicht zu nehmen, wegen seiner unabdingbaren kollektivistischen Ansätze dem Sozialismus ähnlich sein. Wie wir schon angedeutet haben, sagt das noch nichts darüber, wie der Überbau dieser Gesellschaft aussehen wird. Aus Gründen der Vorsicht ist es auch angeraten, sich diesbezüglich zurückhaltend zu äußern.

Die Demokratie respektieren

Ein erster Hinweis sollte freilich darin bestehen, daß nicht nur die formale, sondern auch die reale Demokratie unbedingt zu respektieren ist. Die Verwaltungs- und Regierungstätigkeiten dürfen davon nicht leichtfertig abgekoppelt werden. Auch wenn das noch einen gründlichen Wandel der öffentlichen Meinung in den Staaten des ehemaligen Ostblocks – das heißt auch Zeit – erfordern sollte, ist es vorrangig, hier einen demokratischen Konsens zu erreichen. In wichtigen Angelegenheiten wäre das beste Mittel dazu die Abhaltung von Volksabstimmungen.

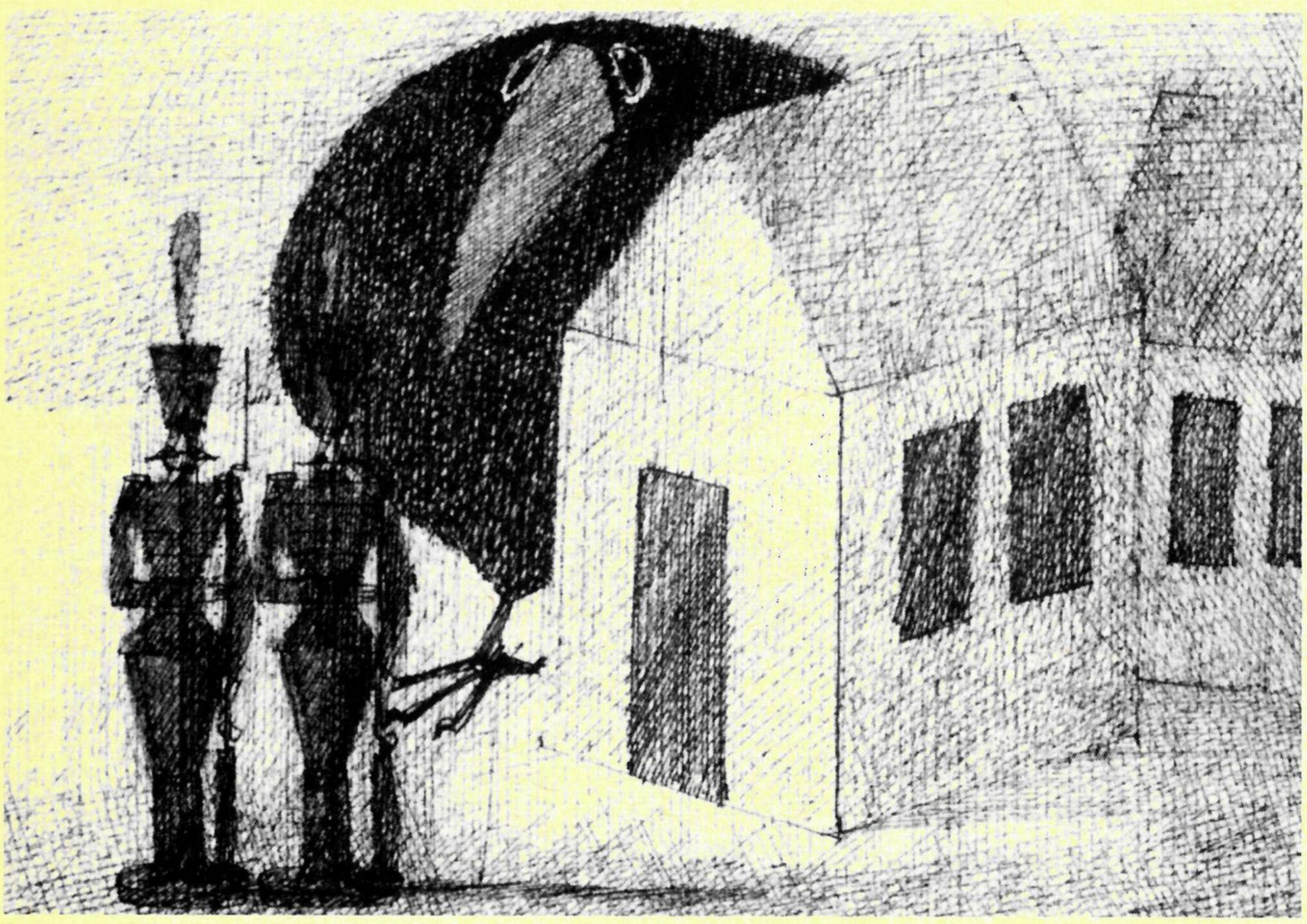
Die zweite Schlußfolgerung aus unseren negativen Erfahrungen mit dem realen Sozialismus ist eine gewisse Mäßigung die in Fragen der ökonomischen Planung notwendig ist. Entgegen den neoliberalen Predigern wird die Planung in der Zukunft eine große Rolle spielen, bloß wäre es lächerlich, schon heute über Form und Ausmaß zu entscheiden. Dazu müßte man nämlich über konkrete Situationskenntnisse verfügen, die wir nicht besitzen. Freilich muß man sich darüber auch heute schon Gedanken machen, um der künftigen individuellen Initiative genug Spielraum zu verschaffen. Das prinzipielle Problem der Verbindung ökonomischer Planung mit dem gesellschaftlichen Interesse bleibt jedenfalls offen, ein Problem, das schon der reale Sozialismus erkannt und dem er sich auch gestellt hat, freilich ohne sichtbare Resultate zu erzielen.

Soviel zu den Lehren, die aus der Vergangenheit gezogen werden können. Viel wichtiger ist es aber, die alten, traditionellen Wahrheiten, die der Marxismus vor mehr als einem Jahrhundert den damaligen Verhältnissen entsprechend formuliert hat, auch neu zu überdenken und gegebenenfalls neu zu formulieren. Hat sich doch die Realität seitdem in manchen Bereichen fundamental geändert. Wir leben im Zeitalter einer neuen industriellen Revolution, und es wäre unverständlich, würden sich in der selben Zeit nicht auch die Ideen des Sozialismus gewandelt haben. Schließlich ist damit aufs engste verbunden, wie die Neue Linke die zukünftige Gestaltung der Gesellschaft bewältigen kann.

Man kann zwar a priori sagen, daß es notwendig ist, die Ideen den geänderten Verhältnissen entsprechend zu erneuern, darüber hinaus besteht aber keine Möglichkeit, sich apodiktisch und endgültig festzulegen. Man kann und soll zunächst über die neu geschaffene Situation nachdenken und überlegen, welche nötigen Entscheidungen zu treffen sind, aber nur hypothetische Urteile fällen. Notwendig wäre eine wirklich breite Diskussion unter kompetenten Teilnehmern, eine Diskussion ohne Dogmen und Tabus und ohne Zurückhaltung gegenüber irgendwelchen Autoritäten, heutigen wie gestrigen.

Der orthodoxe Marxismus

Ich verstehe, daß meine hier nur kurz skizzierten Ideen auf Widerstand stoßen werden, nicht nur seitens der Gegner des Sozialismus, sondern auch der sogenannten „orthodoxen Marxisten". Diese werden davor zurückschrecken, weil sie dazu neigen, den Marxismus entgegen den Empfehlungen seiner Gründerväter in eine Religion zu verwandeln, weil ihre Treue zum Marxismus nichts anderes als ein quasireligiöser Dogmatismus ist! Ich kann nicht sagen, welcher von diesen beiden Gegnern der gefährlichere ist. Man soll diese Widersacher zur Seite schieben und seine Aufgaben ungestört zu Ende führen.



Paul Flora, Der große Rabe, 1983

Wie lauten nun die Thesen meines „Schismas"? Man kann sie in einem Satz zum Ausdruck bringen: Außer der humanistischen Grundthese *jeder* Strömung des Sozialismus konnte keiner seiner alten Pfeiler – den marxistischen Sozialismus mit inbegriffen der beißenden Kritik der Zeit standhalten. In ihrer traditionellen Form werden sie die Neue Linke nicht aufhalten können.

Ein traditioneller Sozialist zu sein, bedeutete vor allem anderen, die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln zu propagieren. Darin sah man den Weg zur Bekämpfung der ökonomischen Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Heute wissen wir nicht nur aufgrund der negativen Erfahrungen mit dem realen Sozialismus, daß man diesem Postulat keine absolute Gültigkeit unterstellen darf, besonders angesichts des ganz neuen Umstands, daß die Information (im speziellen Sinn des Wortes) und die Wissenschaft selbst zu Produktionsmitteln geworden sind. Die Ökonomie der Zukunft wird sicher einen gemischten Charakter haben, aber wie sie sich in den konkreten Gesellschaften darstellen wird, hängt wieder ganz vom Grad ihrer Entwicklung, ihrem historischen und kulturellen Hintergrund etc. ab. Es wird hier noch vieler Diskussionen, praktischer Versuche, Erfolge und auch Fehler bedürfen, aus denen die Menschen lernen werden.

Weiters geht es um die prinzipielle Negation des Marktes zugunsten einer ausschließlichen Planwirtschaft. Die Erfahrungen aus der Vergangenheit lehren uns wieder, daß eine absolute Anerkennung von Prinzipien zu Fehlurteilen führen kann. Ich persönlich bin von der Notwendigkeit einer ökonomischen Planung überzeugt, speziell wenn es sich um eine großteils kollektivistische Wirtschaft handelt. Ich bin auch von der Sinnlosigkeit der neoliberalen Politik überzeugt. Wie uns aber die Praxis lehrt, ist der Markt der Wirtschaft als Regulator behilflich, vielleicht sogar notwendig – als ein *sozialer* Markt, der selbst kontrolliert und reguliert wird, aber doch in der Durchführung von ökonomischen Prozessen behilflich ist. Wieder müßte man das Funktionieren eines solchen Mechanismus konkret durchdenken, was freilich den alten Dogmen widerspräche.

Die These vom Absterben des Staates

Ferner muß man die These vom Absterben des Staates problematisieren. Folgt man den alten Regeln, so war das eine conditio sine qua non, eine *notwendige* Bedingung der Realisierung des Sozialismus. Doch die Klassiker – Engels hat sich speziell mit dieser Frage beschäftigt – haben keineswegs das generelle Absterben des Staates postuliert – das war bekanntlich der Standpunkt der Anarchisten – sondern nur seiner repressiven Funktionen als Ausfluß der Herrschaft des Menschen über den Menschen. Die Verwaltung über die Sachen, was in der heutigen Gesellschaft auch die „Verwaltung" der Menschen bedeutet, blieb davon unberührt. Aber selbst mit dieser Einschränkung bleibt vieles unklar, das Postulat ist vielmehr ebenfalls ein Überbleibsel des alten marxistischen Gedankenguts, als eine taugliche Antwort auf die heutigen Probleme. Man muß dabei aufpassen, um nicht ins Netz des utopischen Denkens zu fallen.

Schlußendlich, um diese selektive Aufzählung aktueller Probleme des Sozialismus zu beenden, stellt sich auch die strittige Frage der Diktatur des Proletariats. Allein wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung könnte man darüber ganze Bände schreiben. In diesem Kontext genügt es aber, wenn wir die schon früher zitierten Worte Rosa Luxemburgs wiederholen: Es gibt keinen Sozialismus ohne Demokratie und keine Demokratie ohne Toleranz für die Anschauungen der Andersdenkenden. ■

Prof. Dr. Adam SCHAFF ist Philosoph; Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Er lebt in Warschau und Wien.

Arbeit und Bildung im Modernisierungsprozeß*

Entkoppelung oder neue Synthese?

Peter ALHEIT

Wir haben uns an die Diagnose gewöhnt, daß wir in einer dramatischen gesellschaftlichen Umbruchsituation leben. Die Orientierungen der Klassischen Moderne sind Geschichte (vgl. Alheit 1994a).

Die kritiklose Feier von Arbeit und Technik als selbstverständlichen Garanten des humanen Fortschritts ist beinahe obszön geworden. Und wenn irgendwann, dann ist heute das Ratifizierungsdatum jener hellsichtigen Analyse Walter Benjamins:

„Es gibt nichts, was die deutsche Arbeiterbewegung in dem Grade korrumpiert hat wie die Meinung, sie schwimme mit dem Strom. Die technische Entwicklung galt ihr als das Gefälle des Stroms, mit dem sie zu schwimmen meinte. Von da war es nur ein Schritt zu der Illusion, die Fabrikarbeit, die im Zuge des technischen Fortschritts gelegen sei, stelle eine politische Leistung dar. Die alte protestantische Werkmoral feierte in säkularisierter Form bei den deutschen Arbeitern ihre Auferstehung ...

Dieser vulgärmarxistische Begriff von dem, was die Arbeit ist, hält sich bei der Frage nicht lange auf, wie ihr Produkt bei den Arbeitern selbst anschlägt, solange sie nicht darüber verfügen können. Er will nur die Fortschritte der Naturbeherrschung, nicht die Rückschritte der Gesellschaft wahrhaben." (Benjamin 1965, S. 86f)

Freilich, auch der Reiz von „Bildung" hat nachgelassen. Nicht allein die faszinierenden Massenbildungsideen der zwanziger Jahre, auch die weniger radikalen Konzepte der sozialliberalen Bildungsreform sind Vergangenheit. Angesichts der alltäglichen Gewalt in den Schulen, dem schleichenden Chancenabbau von Arbeitsmarkteinsteigern und dem motivationstötenden Massenbetrieb an unseren Universitäten scheinen Perspektiven nicht mehr gefragt zu sein. An die Stelle der Utopien sind die Risikoszenarien getreten (vgl. Beck 1986). – Arbeit und Bildung sind heutzutage also Krisenthemen. Die fragende Prognose „Von der Arbeitsgesellschaft zur Bildungsgesellschaft?" hat womöglich den herben Charme jener skeptischen Allerweltserfahrung „Vom Regen in die Traufe?".

Freilich, selbst wenn es so wäre: Erklärungsbedürftig bliebe allemal, wie es in wenig mehr als 20 Jahren so weit hat kommen können. – Wir erinnern uns an die großen Entwürfe des Bildungsgesamtplans, an die Ideen einer strategischen Herstellung von Chancengleichheit. Wir assoziieren spontan „Gesamtschule", „Hessische Rahmenrichtlinien", „Berufsbildungsreform"; wir erinnern die Vielzahl von Universitätsneugründungen und das beinahe naive Vertrauen, das uns damals – bei aller analytischen Kritik – erfüllte, mit dem nun einsetzenden Prozeß unsere Gesellschaft gestalten, wenn nicht verändern zu können.

Gehen wir noch weiter zurück – in die oft geschmähten fünfziger Jahre – und erinnern uns an ganz überraschende perspektivische Ideen eines der Nestoren der späteren Bildungsreform, Hellmut Beckers. – In einer bemerkenswerten Rede Ende 1957 auf der Jahrestagung des Deutschen Werkbundes, also jener 1907 gegründeten Assoziation, aus der später das „Bauhaus" hervorgeht, macht er eine erstaunliche Bilanz auf:

„Wir hatten und haben bis heute im Grunde eine Elitebildung, das heißt wir hatten eine Bildung für Eliten, um es klarer zu sagen. Diese Bildung war in einer Vergangenheit richtig. Wir haben heute Bildungseinrichtungen, die für Eliten geschaffen sind und eine Massenbildung vollziehen sollen. Genau hier liegt der Punkt, an dem sich die Dinge wandeln müssen, unbeschadet der Tatsache, daß wir auch in dieser neuen Bildungswelt, in der die Bildung für jeden etwas Notwendiges ist, eine hohe Zahl qualifiziert Ausgebildeter benötigen. Bei dem Beibehalten von Elitebildungseinrichtungen in einer Massenbildungswelt schaffen wir weder die echte Möglichkeit für eine Massenbildung, noch geben wir die Möglichkeit in einem vielleicht neuen Sinne, qualifiziert auszubilden." (Becker 1975, S. 59)

Beckers scharfsinniges Urteil klingt überraschend aktuell und liest sich fast wie ein Vorgriff auf die mehr als 30 Jahre jüngere, amüsante und kluge Analyse der Bildungsreform bei Ludwig von Friedeburg (1989). Die „Sanierungsidee", das was Becker in der selben Rede mit dem Begriff vom „Breitmaschigwerden" des Bildungssystems fordert, ist ein Affront gegen die preußisch-deutsche Bildungspolitik von eineinhalb Jahrhunderten. Es geht ihm um **ein** anderes Bildungskonzept, dem die **bestehenden** Institutionen nicht **gewachsen sind**. Auch hier mag ein „historisches" Zitat mehr sagen als spröde analytische Schlußfolgerungen: „Lassen Sie mich", konkretisiert Becker seine Bildungsidee, „von der Krananlage der Rheinischen Braunkohle ausgehen, die etwa 20 Millionen Mark kostet, 100.000 cbm Kohlen in 16 stündiger Schicht fördert und von sieben Menschen bedient wird; das ist eine Anlage, die immerhin in der Größenordnung einem kleinen Kreuzer entspricht, für den man früher einen Kapitän zur See und zahlreiche andere, qualifiziert vorgebildete Leute benötigte, ganz abgesehen von den Mannschaften, während hier nur sieben Mann tätig sind, von denen auch der Kranführer nichts anderes als die Vorbildung eines unge-

---

* Dieser Beitrag stammt aus: Peter Alheit u.a. (Hg.), Von der Arbeitsgesellschaft zur Bildungsgesellschaft. Perspektiven von Arbeit und Bildung im Prozeß europäischen Wandels; Universität Bremen; Vertrieb: Universitätsbuchhandlung Bremen, Bibliothekstraße 3, 28359 Bremen; Bestellnummer: AuB 25; Preis: 28 DEM plus Versandkosten.

lernten Arbeiters besitzt, der im Betrieb groß geworden ist. Das bedeutet in unserem Zusammenhang, daß wir Menschen brauchen, die ein gesteigertes Maß an Verantwortung besitzen. Dieser Kranführer muß nämlich den ersten Moment erfassen, in dem etwas an den Dingen nicht funktioniert ... Das heißt ... , daß der moderne Mensch ein gesteigertes Maß an Verantwortung und ein gesteigertes Maß an Verständnis benötigt, das über das hinausgeht, was er praktisch zu tun braucht. Nun werden Sie sagen, das ist eben ein Spezialist. Das ist eben kein Spezialist; denn zu der Zeit, zu der der Mann ausgebildet worden ist, gab es diesen Kran noch gar nicht, und zu der Zeit, zu der man den Kran kannte, hat man Leute ausgebildet, bis zu deren Aktivwerden es ganz andere Einrichtungen geben wird." (Becker 1975, S. 55)

Was an diesen Zitaten aus heutiger Sicht fasziniert, ist die selbstverständliche Verknüpfung von Bildung, Arbeit und Demokratie – sozusagen das Vertrauen in die Nichthintergehbarkeit der Moderne. Es scheint für Becker nicht einmal der Problematisierung wert, daß seine Konzepte noch keineswegs an politische Hegemonien anschließen können. Ihre sachliche und moralische Autorität ist derart überzeugend, daß sie beinahe schon wieder Mut macht. Jedenfalls provoziert sie die Frage, warum wir heute so weit von dergleichen Realutopien entfernt sind, warum die heimlichen Gefühle, die wir bei Begriffen wie „Bildungsreform" hegen, eher melancholisch anmuten. Uns scheinen keineswegs nur ökonomisch, sondern auch sozial und politisch die Horizonte verloren gegangen zu sein, die Phantasien ermöglichten, wie sie uns Hellmut Becker vorführt.

Die folgenden Überlegungen gehen **diesem Utopieverlust nach. Es geht dabei um den Versuch, den Prozeß zu beschreiben, der unsere Bildungsphantasien so düster einfärbt, aber auch um das vorsichtige Experiment, neue Chancen für eine ganz andere Bildungsreform** zumindest anzudeuten. Und die zentrale These lautet: Beides – der Phantasieverlust wie der mögliche Perspektivengewinn – hat mit der Modernisierung des Verhältnisses von Arbeit und Bildung zu tun.

Die „Entkoppelung" von Bildung und Arbeit

Der erste Gedanke widmet sich deshalb einer dramatischen „Desynchronisation" von Arbeit und Bildung in entwickelten kapitalistischen Gesellschaften – einem Prozeß, der zwangsläufig einen Perspektivenverlust zur Folge haben muß. Dabei zeigt diese schleichende Entwicklung historisch zunächst eine erwünschte, ja, geradezu sympathische Seite: Jenseits von falschen Bildungseuphorien und mit einem leidenschaftslosen Interesse für die „lange Dauer" und die „großen Zahlen" beobachten wir einen Anstieg der Bildungsbeteiligung nicht erst seit Hellmut Beckers Aufbruchstimmung. „Die Bildungsexpansion, die ansteigende Teilhabe an weiterführender Bildung, ist", wie Heiner Meulemann (1990, 93) sehr überzeugend belegt hat, „eine langfristige Tendenz der letzten 70 Jahre, die sich seit Mitte der sechziger Jahre spürbar verstärkt hat."

Was die historische Perspektive angeht, hat sich dieses Kalkül offensichtlich als erfolgreich erwiesen, denn die Bildungsexpansion wurde von einer deutlichen Ausweitung staatlicher Dienstleistungen begleitet, „so daß sich (beispielsweise) der Zusammenhang zwischen höheren Bildungsabschlüssen und leitenden Positionen im öffentlichen Dienst verstärkt hat" (Meulemann 1990, 95). Für den expansiven Schub zwischen 1965 und 1980, also die Phase, in die auch der Ausbau des quartären Bildungssektors fällt, beobachten wir nun einen Umkehreffekt: Die Bildungsergebnisse werden sukzessive kontraproduktiv. Sie führen gerade nicht zu den sozialen Folgen, die sie politisch suggerieren.[1]

Bildung und Ungleichheit

Auch in diesem Zusammenhang sollen freilich keine pauschalen Einschätzungen vorgenommen werden, sondern die sogenannten „harten Daten" sprechen, die sich auf Bildungskarrieren der vergangenen drei Dekaden beziehen. Eine Reihe von Befunden, die wir in Deutschland vor allem der großen Lebenslaufuntersuchung am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (stellvertretend Mayer 1989; Mayer & Blossfeld 1990; Blossfeld 1988, 1990; Blossfeld & Huinink 1989; Blossfeld & Nuthmann 1989) oder der Kölner „Gymnasiastenstudie" (Meulemann 1988a, 1988b, 1990; Meulemann & Wiese 1984; Wiese 1982; Wiese, Meulemann & Wieken-Mayser 1983) verdanken, um nur die prominentesten zu nennen, entnehmen wir hervorragend belegte Hinweise auf segmentierende Effekte von Bildungsverläufen, die sich – bei einem gewissen Mut zur Vereinfachung – etwa auf folgende vier Aspekte verdichten lassen:

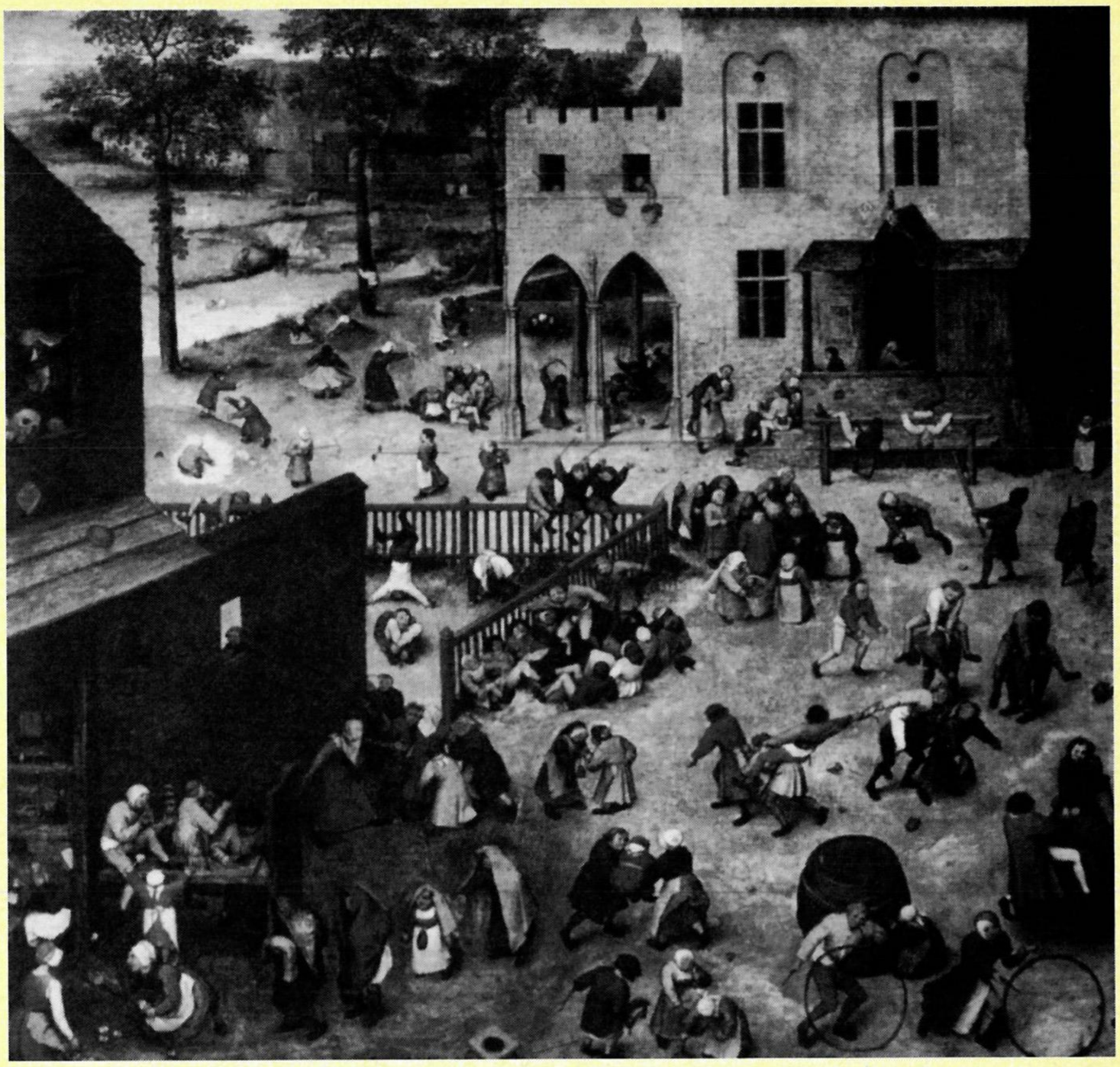
(1) Soziale Herkunft beeinflußt ungebrochen die Entscheidung über Karrierealternativen an jeder Statuspassage des Bildungsweges (Bolder 1983; Blossfeld 1988; Meulemann 1988a, 1990; Blossfeld und Mayer 1988; Mayer & Blossfeld 1990). Dabei verschärft sich der selektive Effekt bei zunehmender Ausdehnung des Bildungsganges nachweisbar: Vom Eintritt in ein Gymnasium zum Beispiel über Abiturerfolg, Studien- und Berufswahl ist eine Kumulation selektiver Effekte der Sozialstruktur zu beobachten (besonders aufschlußreich Meulemann 1990).

Pieter Bruegel der Ältere, Bauerntanz, 1568/69

(2) Das Bildungssystem präferiert ganz eindeutig Lebenswege, die nicht als „Bildungsumwege“ interpretiert werden müssen (vgl. Mayer (Hg.) 1990). Es „bestraft“ zum Beispiel die Korrektur einer frühen Entscheidung für einen niederen Bildungsgang (stellvertretend Wolf 1985; Clausen 1986). Der Wechsel zwischen Lebenswegen ist mit negativen Kosten für die Bildungskarriere verbunden (Meulemann 1990). Dieser Mechanismus verstärkt beide Sozialstrukturvariablen: soziale Herkunft und Geschlecht (Sorerensen 1990).

(3) Geschlechtstypische Bildungswege sind häufig durch prozedierende Muster der Segmentierung gekennzeichnet (Rabe-Kleberg (Hg.) 1990; Soerensen 1990; Krüger & Born 1990a, 1990b; Schiersmann 1990). Dabei lassen sich – besonders schön demonstriert in einer prominenten jüngeren französischen Untersuchung von Marie Duru-Bellat, „L'école des filles“ (1990) – sogar Strategien der „positiven Diskriminierung“ belegen: Mädchen werden in frühen Stadien ihrer Bildungslaufbahnen bei gleichen Testergebnissen besser beurteilt als Jungen. Dieser Effekt kehrt sich nachgerade um, je weiter der Bildungsprozeß voranschreitet (Krüger & Born 1990b). Schließlich wird die Variable „Geschlecht“ für die Prognose des weiteren Bildungsschicksals sogar deutlich dominanter als die Variable „soziale Schicht“ (Meulemann 1990).

(4) Der quartäre Bildungssektor relativiert nun keineswegs diese Effekte, sondern verschärft sie seinerseits. Weiterbildungsprozesse schließen im Lebenslauf nahtlos an die selektiven Mechanismen primärer und sekundärer Bildungsgänge an (Saterdag & Dadzio 1977; Alex et al. 1981; Kuwan 1989; Becker 1991). Dabei zeigen sich beispielsweise Zweit- und Drittkarrieren als kontraproduktiv. Die Ausdehnung der Weiterbildungsangebote – insbesondere dort, wo ihre Ergebnisse mit positiven Karriereeffekten verknüpft sind – erweist sich de facto als Kumulation sozialer Chancen in den Bildungsgängen und Lebensläufen einer erstaunlich kleinen (sieht man von den „Massenumschulungen“ in den neuen Bundesländern einmal ab, ca. 10 Prozent der Bevölkerung nicht übersteigenden und natürlich vorwiegend männlichen) Gruppe von Privilegierten (Becker 1991). – Die Prognose, daß sich jene unkoordinierten, flächendeckenden Weiterbildungsbemühungen, die wir gegenwärtig in den neuen Bundesländern beobachten, als verdeckte



Pieter Bruegel der Ältere, Kinderspiele, 1560

Strategien der „Unterschichtung“ erweisen könnten, ist demnach keineswegs riskant (vgl. Alheit 1992a, 411 ff).

Bildung – heißt das – erhöht systematisch soziale Ungleichheit. Aber das ist gewissermaßen nur der statistische Effekt. Wir beobachten daneben ein „qualitatives Syndrom“, das Bourdieu (1988, 257) ein wenig melodramatisch „strukturelle Deklassierung“ genannt hat. Gemeint ist ein immer deutlicher zu Tage tretender Kohorteneffekt der zurückliegenden Bildungsexpansion, der die Entkoppelungsproblematik erst erkennbar macht.

Nach einer „Öffnung des sozialen Raums“, die mit dem realen Aufstieg der Töchter und Söhne aus Arbeiter- und Angestelltenmilieus oder aus der kleinbürgerlichen Handwerkerschaft plastisch belegt werden kann (vgl. Vester et al. 1992), sind seit Ende der siebziger Jahre rigider werdende soziale Schließungseffekte unübersehbar. Die – historisch betrachtet – „unverdiente“ Chance etwa der 68er Generation und ihrer Folgekohorte, nicht nur problemlos an zum Teil neue Bildungstitel zu geraten, sondern für die expandierenden Titel auch noch neu geschaffene Stellen zu finden, hat sich für die nachfolgenden Generationen als dramatische Blockade von Arbeitsmärkten erwiesen. Sie haben zwar dieselbe Chance, Bildungstitel zu erwerben. Aber für die Titel fehlen nun die Stellen. Der Druck auf dem Arbeitsmarkt nimmt zu. Höherqualifizierte drängen in die nächst niederen Berufssparten. Unqualifizierte fallen aus dem Markt heraus und geraten zunehmend in die Situation von Deklassierten (vgl. Weymann (Hg.) 1987).

Die „geprellte Generation“

Aber verweilen wir noch ein wenig bei den „Öffnungsgewinnern“. Post festum erweist sich nämlich auch ihr Kohortenprivileg als „Achillesferse“. Viele von ihnen rücken in soziale Strata auf, über deren angestammten Habitus sie nicht verfügen. Es fehlt das kulturelle und soziale Kapital, um sich angemessen in den neuen Räumen zu bewegen. Gefühle sozialer Heimatlosigkeit und Isolation sind die Folge (Alheit 1993b).

Hinzu tritt ein weiteres Phänomen: Mit der drastischen Ausweitung von Bildungstiteln und der Eskalation der Humandienstleistungsberufe werden eben jene Titel selbst inflationär ... Der Sohn des Dorfschullehrers, der Oberstudienrat wird und damit zwar einen höheren Bildungstitel besitzt als sein

Vater, jedoch in eine gesellschaftliche Position eingerückt ist, die – ironischerweise – gerade dadurch strukturell entwertet wurde, daß *er* und seinesgleichen sie besetzen. Bei Licht besehen steht er schlechter da als sein Vater. Der hatte immerhin in der Dorfgemeinschaft eine exponierte Position inne, war hochakzeptiert und in seiner Stellung geachtet. ... Die Krankenschwester, die mit beträchtlichen Entbehrungen das Abitur nachholt, um Sozialpädagogik zu studieren, im Anschluß an den Erwerb des akademischen Titels jedoch den Löwenanteil ihrer Reproduktionskosten durch Nachtwachen im Krankenhaus absichert. Im Grunde hat sich auch ihre soziale Position verschlechtert, weil der mühevoll erworbene Bildungstitel nicht einmal mehr „symbolisches Kapital" verspricht.

Pierre Bourdieu vertritt in seiner gelegentlich sogar amüsanten Analyse des universitären Feldes in Frankreich (Bourdieu 1988) die keineswegs absurde These, daß schon die 68er Revolte nicht wirklich begriffen werden könne, wenn wir jene Irritation des Aspirationspotentials neuer Adressaten der höheren Bildung ausklammern. Denn die Resistenzbereitschaft der Studenten und Dozenten scheint symptomatischerweise gerade in solchen akademischen Disziplinen überrepräsentativ hoch zu sein, die eine besonders prekäre Beziehung zwischen sozialen Aufstiegserwartungen und realen Allokationschancen aufweisen. Bourdieus These geht sogar noch weiter:

„... derartige Unangepaßtheit fördernde und damit dramatischen Revisionen ausgesetzte Bereiche sind genau solche, die aufgrund der Verschwommenheit des sozialen Schicksals, das sie verheißen, Personen mit verqueren Erwartungen und Ansprüchen anziehen, denen sie wiederum ermöglichen, an dem schiefen Charakter ihrer Erwartungen tendenziell festzuhalten". (Bourdieu 1988, 267)

Die Spätfolgen dieser Diagnose liegen auf der Hand: eine Fülle von universitären Ausbildungsgängen im Bereich der Human- und Sozialwissenschaften, deren AbsolventInnen einem strukturellen Marginalisierungsprozeß ausgesetzt sind; eine Reihe von akademischen Positionen, deren Titel schon deshalb entwertet ist, weil er von Amtsträgern gehalten wird, die diesen Titel einer von ihnen selbst betriebenen Demystifizierung verdanken, deren Konsequenzen ihnen absurderweise heute nicht selten dramatische Midlife Crises beschert. Und die Universität ist hier nur ein besonders markantes Beispiel für breit gestreute Bildungsaspirationen. Was sich in Kollegs und Seminaren sozusagen „hinter dem Rücken" der Akteure abspielt, wiederholt sich vielfach in Volkshochschulen, Berufsakademien und frei floatenden Psychotrainings. Bildungstitel werden erworben und im gleichen Augenblick inflationär. Die offenen und „grauen" Märkte sind unübersichtlich geworden (vgl. Meier & Rabe-Kleberg (Hg.) 1993). Diese Beobachtungen gelten im übrigen mit außerordentlicher Zuspitzung für die prekäre Situation in den neuen Bundesländern.

Das Gefühl einer „Öffnung des sozialen Raums" – eine ursprünglich von Merleau-Ponty so bezeichnete zutiefst optimistische Horizonterweiterung sozialer Erfahrung, ist verschwunden. Das Kolorit psychosozialer Gefühle auch der „Öffnungsgewinner" hat sich eingetrübt. Die gelegentlich karikierte Verfassung der „Alt-68er" – verbittert, gekränkt, depressiv, allenfalls vor sich hin privatisierend – ist durchaus mehr als ein Randphänomen. Eine leidenschaftslose Analyse ihrer tatsächlichen „Karrieren" macht deutlich, daß es dabei nicht nur um eine kollektive Charakterschwäche geht, sondern um die Tatsache, daß ironischerweise gerade sie – die „Öffnungsgewinner" – von den Folgen der zurückliegenden Bildungsexpansion doppelt betroffen sind: Ihr vermeintlicher Aufstieg erweist sich im nachhinein als Chimäre. Dramatischer noch: als Inhaber jener neu geschaffenen Humandienstleistungsberufe im Bildungs-, Sozial- oder Gesundheitswesen (vgl. Hermann 1990) haben gerade sie die Folgen sozialer Schließung zu bearbeiten oder zumindest zu verwalten.

Der „Entkoppelungseffekt"

Welches sind nun diese Folgen? Wenn wir die beschriebenen Befunde zuspitzen, haben wir es mit einem wirklich neuartigen Phänomen der Entkoppelung von Bildung und Arbeit zu tun. Das Interessante daran ist nämlich nicht die aus der Strukturperspektive wahrnehmbare Dysfunktionalität von Bildungs- und Beschäftigungssystems, sondern eine Beobachtung, die Ulrich Beck und Peter A. Berger als „Verzeitlichung sozialer Ungleichheit" beschrieben haben.[2] Das Problem der „Entkoppelung" von Bildung und Arbeit erweist siche keineswegs – oder zumindest nicht vorwiegend – als Funktionskrise moderner kapitalistischer Gesellschaften, sondern gewissermaßen als Risikophase des Lebenslaufs. Das Strukturproblem der Anschlußfähigkeit zweier Systemlogiken wird gewissermaßen „biographisiert". Um es ein wenig konkreter zu machen: Die Einmündung in den Arbeitsmarkt ist für eine immer größere Anzahl von Betroffenen keineswegs ausschließlich ein Qualifikationsproblem. Sie wird zu einer „biographischen Querlage" (vgl. Beck 1986, 147 ff; Kreckel 1992, bes. 138 ff). Zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem entsteht eine Lücke, die sich als biographisches status gap erweist – eine lebenszyklisch und sozial neue Konstellation, die moderne Lebensläufe verändern wird und völlig neue sozialpolitische Risiken in sich birgt (Alheit, Völker, Westermann & Zwick 1994).

Die Symptomkonstellationen, die auf dieses neue Phänomen hinweisen, sind vorläufig theoretisch durchaus noch nicht integriert. Aus der neueren Jugendforschung etwa wissen wir, daß es empirisch hochplausibel erscheint, von einer zweiten, gewissermaßen „nachschulischen" Jugendphase zu reden (vgl. etwa Böhnisch et al. 1986; Gaiser & Müller 1992). Untersuchungen an der sogenannten „zweiten Schwelle" belegen den Trend zur Prekarisierung der Berufseinmündung (Heinz 1988; Friebel 1988). Das aber hat erhebliche Auswirkungen auf die Lebensplanung junger Leute. Zumindest in den Großstädten bedeuten Integrationsprobleme in den Arbeitsmarkt beträchtlichen ökonomischen und sozialen Autonomieverlust: der kulturelle Reproduktionsrahmen wird enger.

Aber er wird zugleich auch bunter. Neuere kultursoziologische Analysen, nicht zuletzt die prominente Zeitdiagnose von Gerhard Schulze (1992), belegen einen drastischen Wandel „kultureller Codes" gerade bei jungen Erwachsenen: neue Lebensstile und kulturelle Szenen lösen einander ab (Becker et al. 1984; Lenz 1986; Zinnecker 1987; Baacke & Ferchhoff 1988; Alheit 1992b). Und es erscheint zumindest nicht absurd anzunehmen, daß es sich dabei um kreative Coping-Strategien in einer keineswegs freiwillig gewählten riskanten Übergangsphase des Lebenslaufs handelt (vgl. noch einmal Alheit, Völker, Westermann & Zwick 1994).

Dafür spricht auch die Entdeckung neuer sozialer Milieus, wie sie etwa die SINUS-Lebensweltforschungen seit Mitte der achtziger Jahre propagieren

(stellvertretend Becker, Becker & Ruhland 1992). Eine der modernsten dieser Gesellungsformen, das sogenannte „hedonistische Milieu", das als sozialstruktureller Ausdruck des Schulze'schen „Code-switching" interpretiert werden könnte, erweist sich bei näherem Hinsehen als Anti-Milieu (Alheit, Völker, Westermann & Zwick 1994). Die am stärksten diskriminierende Variable für dieses Cluster ist nämlich das Lebensalter. Aber auch andere soziodemographische Merkmale sind aufschlußreich. So leben „Hedonisten" deutlich häufiger allein und sind ledig; sie sind überproportional häufig in Ausbildungsphasen, dementsprechend öfter ökonomisch von den Eltern abhängig; und in keinem anderen Milieu gibt es so viele Arbeitslose. Die Wahrscheinlichkeit, daß wir es mit einem eher prekären (post)adoleszenten Übergangsstatus – und eben nicht mit einem klassischen Sozialmilieu – zu tun haben, erscheint damit außerordentlich hoch (Alheit, Völker, Westermann & Zwick 1994, 35 ff).

Die Entkoppelung von Bildung und Arbeit erhält also empirische Konturen. Sie wird als biographische Risikolage erkennbar. Wir begreifen, daß der Verlust an realen Bildungsutopien eine gesellschaftliche Ursache hat. Die melancholische Kolorierung unserer Zukunftshoffnungen besitzt einen „Fluchtpunkt". – Erstaunlicherweise ist nun gerade die „Biographisierung" der Entkoppelungsproblematik auch der Ansatz für eine Kontrastphantasie.

Neue Synthesen von Arbeit und Bildung?

Die Diskrepanz der Systeme von Bildung und Erwerbsarbeit bleibt an den Individuen hängen. Und doch gleichen die Ergebnisse nicht den dramatischen Szenarien etwa der „klassischen" Marienthal-Studie (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel [1933] 1978). Soziale Zeitpräferenzen mögen sich verschieben, aber sie brechen nicht zusammen. Beziehungen im sozialen Nahbereich sind womöglich fragiler geworden, aber es entstehen auch neue Assoziationen. Bildung ohne Arbeit führt zu einer zweifellos prekären, jedoch nicht minder interessanten Situation „zwischen Arbeit und Bildung". Das ist das eigentlich Faszinierende.

Der Zwang zur biographischen Selbstorganisation

Jenseits von sozialer Verelendung, Gewalt, Rassismus und Drogensucht, deren Bedrohlichkeit damit nicht im geringsten relativiert werden soll, entsteht offenbar eine neue Kompetenz: Soziale Akteure lernen, den Zusammenbruch unhinterfragt gegebener sozialer Rahmenbedingungen aktiv zu bearbeiten und mit biographischem Sinn zu füllen. Sie beginnen, Strukturen der Selbstregerentialität aufzubauen, die sie von den prekärer gewordenen Handlungsumwelten moderner Gesellschaften unabhängiger machen.

Wir wollen diesen – durch Ergebnisse des jüngeren „Neofunktionalismus" (besonders Alexander 1993) angeregten – Gedanken ein wenig eingehender prüfen. Die systematische Entkoppelung von Bildung und Arbeit und die Biographisierung ihrer sozialen Folgen tangieren jene klassischen intra-action-environments, die schon bei Parsons, vor allem jedoch bei Habermas (vgl. 1981, 2, 211 ff, 355 ff) mit den Begriffen „Kultur", „Gesellschaft" und „Person" bezeichnet werden. Die zunehmende Verknappung der Erwerbsarbeit – zumal in biographischen Risikolagen – führt zwangsläufig zu einer Erosion dieser Handlungsumwelten (vgl. auch Alheit & Vester 1993):

■ Auf der Ebene der „Kultur" beobachten wir eine latente Enttraditionalisierung der Lebenswelten. Selbstverständlich gegebene Hintergrundgewißheiten moderner Arbeitsgesellschaften werden fragwürdig. Angestammte Habitusformationen verlieren an Bedeutung und hinterlassen eine tiefe Orientierungslücke (Alheit 1994b). Hervorragend erforscht ist dieses Symptom etwa am Bildungsaufstieg von Arbeitertöchtern (vgl. stellvertretend Schlüter (Hg.) 1993).

■ Auf der Handlungsebene der „Gesellschaft" registrieren wir eine soziale Differenzierung der Milieus. Es wäre ein Fehler zu glauben, alle traditionellen sozialen Milieus seien gleichmäßig in Auflösung begriffen. Instabilitäten zeigen sich aber unbestreitbar in jenem bereits beschriebenen „Öffnungskorridor" des sozialen Raums. Hier findet eine deutliche Ausdifferenzierung klassischer proletarischer und kleinbürgerlicher Milieus statt – also der Herkunftmilieus sozialer Aufsteiger (Vester et al. 1993). Es entstehen neue soziale Milieus, deren Konsistenz nur schwer zu prognostizieren ist (Alheit 1992a, 1994a). Eines der spektakulärsten Beispiele der vergangenen Dekade, das „links-alternative Milieu", ist nach einer kurzen Karriere in der ersten Hälfte der 80er Jahre drastisch geschrumpft und tendiert, so die aktuellen SINUS-Daten, heute gegen 2 Prozent der Bevölkerung (Becker, Becker & Ruhland 1992, 80).

■ Auf der „Person"-Ebene beobachten wir eine Entwicklung, die man als Artifizialisierung der Biographie bezeichnen könnte. Im Prozeß der zwangsweisen Lösung von traditionellen Erwartungsmustern werden auch die Baupläne moderner Biographien fragiler. „Lebensgeschichten" sind in bestimmten Sphären des sozialen Raums nicht mehr unhinterfragte Verständigungsversuche sozialer Akteure mit sich selbst und problemlos idealisierten anderen, sondern unter Umständen mühsame oder lustvolle Inszenierungen (Scheuermann 1994; Alheit 1994b). Hier könnte etwas zur sozialen Praxis werden, was die jüngere Systemtheorie hochabstrakt als „Autopoiesis" personaler Systeme beschreibt (stellvertretend Nassehi & Weber 1990).

Überraschend ist nun allerdings, daß all diese Krisensymptome bei den Betroffenen nicht notwendig zum dramatischen Kollaps biographischer Handlungsfähigkeit führen. Offensichtlich sind die Reaktionen sehr viel undramatischer (und kreativer), als wir erwarten. Der Weg vom biographischen Großrisiko zur Revolutionierung des Handelns ist weit. Und selbst der Schritt von der Erosion biographischer Handlungsumwelten zu neuen Mustern biographischer Konstruktion scheint komplizierter zu sein, als die Befunde andeuten. Dies liegt an der theoretisch hochinteressanten Beobachtung, daß die Reaktionen auf Zusammenbrüche von Umwelten eben nicht zwangsläufig „panisch" sein müssen, sondern Aktivitäten des Wiederaufbaus von Handlungsumwelten einschließen können. Das heißt die Interdependenz von Handlung und Handlungsumwelten ist nicht unlinear, sondern zweipolig. Biographische Aktivitäten sind unter Umständen transitorisch (Alheit 1993a). Sie rekonstruieren zerfallende Umwelten auf neuen Niveaus.

Drei Beispiele der Kreativität biographischen Handelns

Zur Plausibilisierung dieser These sollen im folgenden drei Konstruktionstypen diskutiert werden, die gleichsam „Entdeckungen" langjähriger biographischer Forschungen mit ganz unterschiedlichen Samples[3] sind. Sie werden für den vorliegenden Rahmen dramaturgisch so gruppiert, daß man sie als Antworten auf die beschriebenen Erosionserscheinungen biographi-

scher Handlungsumwelten (Enttraditionalisierung, soziale Differenzierung und Artifizialisierung) lesen kann:

- der Typus des biographischen „Networkers“,
- der Typus des biographischen „Patchworkers“ und
- der Typus des biographischen „Designers“.

„Networkers“ sind biographische Konstrukteure, die besonders sensibel auf Erosionen ihrer angestammten Lebenswelten reagieren. Der Zerfall des Familiensystems und des sozialen Nahbereichs wird aktiv biographisch bearbeitet. Ergebnis ist aber nicht notwendig der neurotische Versuch, alles wieder zu heilen, sondern viel häufiger die unprätentiöse Anstrengung, etwas an die Stelle zu setzen. – So beobachten wir bei Frauen nach einer Scheidung, daß sie die intergenerationalen Verwandtschaftsnetze der „alten“ Familie nicht nur um der Kinder willen aufrechterhalten (stellvertretend Hagestad 1989). Wir sehen, daß sie ganz neue Netze knüpfen, daß sie sowohl in der Generationsfolge der eigenen wie fremder Familien „matrilineare“ Beziehungen festigen. Dabei entstehen neue Traditionen, neue Verpflichtungen, auch neue Selbstverständlichkeiten. Der biographische Verlust von Arbeit wird bei dieser Strategie in den größeren Zusammenhang lebensweltlicher Kontexte eingebettet.

Sehr viel eingeschränkter – und zweifellos im Kontrast zu den vollmundigen Ideologien der 70er Jahre – zeigt sich im Zuge der neuen sozialen Bewegungen, daß auch hier innovative lebensweltliche Netze entstehen können: kommunitaristische Projekte, Kinderinitiativen, Versorgungs- und Baugenossenschaften. Erwerbsarbeit wird dabei nicht selten durch intermediäre Mischformen zwischen Haushalt, Staat und Markt ersetzt (vgl. Effinger 1990). Aber auch hier prägen Frauen die Aktivitäten. „Networkers“ sind weiblich. Das muß gegen den Trend zur sogenannten „neuen Männlichkeit“ deutlich festgehalten werden. Die Enttraditionalisierung von Lebenswelten wird biographisch aktiv von Frauen bearbeitet (Alheit 1994b).

„Patchworkers“ erfinden biographische Konstruktionen gegen die bedrohlichen Konsequenzen sozialer Differenzierung und den Verlust an Vergemeinschaftung in angestammten sozialen Milieus. Ihre Strategie besteht nicht selten darin, daß sie Milieuwechsel als eine Art biographischer Sequentialisierung organisieren. Wir finden solche Beispiele vor allem bei männlichen sozialen Aufsteigern, die verschiedene Qualifikationswege aneinanderreihen, ohne den Marktwert des jeweils erreichten Zertifikats überhaupt testen zu können (vgl. Alheit 1994b). Dabei entstehen „nach oben offene“ Moratorienzyklen auf jeweils neuen Niveaus. Biographisch attraktiv ist diese Verarbeitungsstrategie vermutlich deshalb, weil solche Passagen eben nicht „individualisiert“, sondern in neuen Peerformationen durchlaufen werden, so daß die Solidaritätsverluste durch Entfernung von den Herkunftsmilieus durch neue, zweifellos weniger verbindliche Vergemeinschaftungsmuster kompensierbar sind (vgl. auch Vester et al. 1993).

Aber es gibt auch die typisch weiblichen „Patchworkers“. Auf den ersten Blick sind es die „Springer“ zwischen Berufs- und Familienphasen der Biographie (Dausien 1992). Auf den zweiten Blick erkennen wir auch bei ihnen eine allmähliche Lösung von den Ursprungsmilieus und nicht selten ganz erstaunliche Qualifikationsaufstiege (vgl. besonders Schlüter (Hg.) 1993). Auch bei dieser Gruppe scheint freilich nicht das Ziel solcher Bildungsprozesse – also nicht eine klassische „Karriere“ – biographisch entscheidend zu sein, sondern die Tatsache, daß man die passageren Erfahrungen „in Beziehungen“ (in relation) macht (noch einmal Dausien 1992). – Es sieht fast so aus, als sei das patchworking eine alternative Vergemeinschaftungsstrategie, die die Solidaritätsverluste des – sowohl für Frauen wie für Männer ambivalenten – sozialen Aufstiegs (häufig ohne Einmündungschance in den Arbeitsmarkt) auffängt. Wie sich dieser Prozeß biographisch auswirkt, ist sozial und individuell noch ganz offen.

„Designer“ schließlich, der dritte Typus, sind biographische Konstrukteure, bei denen diese Offenheit zum Gestaltungsprinzip ihrer Biographie wird. Sie haben sich am weitesten von den klassischen biographischen Konstruktionen moderner Arbeitsgesellschaften entfernt und nutzen den Freiraum der „Artifizialität“ von Aufstiegsbiographien. Sie sind keine Erzähler mehr, sondern Collageure. „Designer“ inszenieren und ästhetisieren ihre Biographie: das Verhältnis zu ihren Eltern und Geschwistern, ihre hetero- und homosexuellen Leidenschaften, ihre preziösen Vorlieben (vgl. Scheuermann 1994). „Designer“ sind Hedonisten. Sie nutzen ihre Biographie als Bühne.

Symptomatischerweise finden wir Beispiele für diesen Typus in jenem neuen Anti-Milieu, das in den SINUS-Lebensweltstudien „hedonistisches Milieu“ genannt wird.[4] Fast ist man geneigt, hier das biographische Pendant zu Lyotards (1986) „Ende der Metaerzählungen“ zu vermuten, den empirischen Beleg für Derridas Dekonstruktionsthese (vgl. Alheit 1994a, 105 ff). Aber diese reizvolle Annahme über einen empirischen Protagonisten der Postmoderne ist wahrscheinlich voreilig. Wir haben den „Designer“-Typus nur in sehr jungen Samples gefunden. Und auch das „hedonistische Milieu“ ist, wie wir gesehen haben, deutlich altersprofiliert – ein erneuter Hinweis darauf, daß wir es eher mit einer riskanten biographischen Passage zu tun haben (vgl. noch einmal Alheit, Völker, Westermann & Zwick 1994).

Neue Perspektiven sozialen Handelns?

Das konzeptionell interessanteste Ergebnis dieser empirischen Entdeckungen ist die Beobachtung, daß die Biographisierung eines der Großrisiken moderner Gesellschaften außerordentlich funktional zu sein scheint. Soziale Akteure „heilen“ die Differenzierung und Entkoppelung sozialer Teilsysteme wie Bildung und Arbeit durch eine Überbrückung der Problemlage in der Zeit. – In der hochtheoretischen, aber äußerst klaren Diktion der jüngeren Systemtheorie lautet diese Diagnose:

„Biographische Perspektiven sind der Ort, an dem die Differenz von gesellschaftlich erforderter Dividualität und psychisch erlebter... Individualität individuell erfahren, erlitten und – notgedrungen – überwunden wird.“ (Nassehi 1993, 10)

Individualität, oder präziser: Biographizität – die Fähigkeit, biographische Handlungspotentiale als transitorische Lernprozesse zu begreifen (Alheit 1993a) – wird also zu einer funktionalen Ressource, ohne die modernisierte „moderne“ Gesellschaften nicht mehr auskommen können. Makrosoziologische Theorietraditionen, die Bestand und Reproduktion sozialer Ordnung wesentlich den großen Institutionen, den Makrosystemen, zuweisen (zur Kritik etwa Joas 1992), werden gleichsam historisch relativiert. Die Perspektive dieser Entwicklung ist nun keineswegs zwangsläufig jenes Phänomen der „Individualisierung“ (Beck 1986, 205 ff), dessen sozialwissen-

schaftliche Prominenz sich, wie Hans Joas treffend analysiert, vor allem der Tatsache verdankt, daß es zwei widerstrebende Pole der Modernität gleichzeitig erfaßt, ohne sie theoretisch zu integrieren: den gestiegenen Wert persönlicher Autonomie und den „Verlust jeder Gemeinschaftsbindung", also das Risiko der Anomie (Joas 1992, 371). Die Entdeckung von Biographizität als Handlungsressource stößt auf den „Rohstoff" einer neuen pragmatischen Synthese zwischen dem sozialen Gestaltungsbedürfnis konkreter Individuen und den krisenhaft verselbständigten Handlungsfolgen anonymisierter Akteure, sei es in ökonomischen, politischen oder kulturellen Öffentlichkeiten – symbolisch betrachtet: auf den Rohstoff einer neuen Synthese von Bildung und Arbeit.

Pieter Bruegel der Ältere, Das Schlaraffenland, 1567

Joas hat im Anschluß an Abraham Maslow in einem theoretisch verwandten Problemkontext von drei Formen der „Kreativität" gesprochen: der „primären Kreativität", die auf die Freisetzung ursprünglicher Phantasie, des Spielerischen und Enthusiastischen zurückgeht; der „sekundären Kreativität", die durch die rationalen und technischen Erneuerungen in Wirtschaft und Gesellschaft repräsentiert wird; schließlich der „integrierten Kreativität", die beide Formen aufeinander bezieht.

„Die Krise des Fortschrittsglaubens läßt sich als Krise dieser sekundären Kreativität deuten. Es ging und geht in ihr ja nicht um den Zweifel an der Möglichkeit weiteren technischen, wissenschaftlichen oder ökonomischen Fortschritts. Sondern es geht um das Gefühl, daß diese sektoralen Fortschritte sich nicht zu einem wertvollen Ganzen aufaddieren, das den Namen des Fortschritts im Singular verdient. Die Distanz zum Fortschritt aus sekundärer Kreativität führt dann, wenn sie nicht einfach rationalistisch verdammt wird, zu einer neuen Bewertung der primären Kreativität. Aber dabei ergeben sich zwei Möglichkeiten. Es kann eine Sehnsucht nach primärer Kreativität geben, die alle sekundäre Kreativität verachtet. Dies ist der Weg eines Irrationalismus im strengen Sinn. Es kann aber auch eine Integration von primärer und sekundärer Kreativität gedacht werden. Das ist Maslows dritter Typus. Hier führt die Distanz zur sekundären Kreativität zu einer höheren Kreativität, die allerdings nicht die Kontrolle von Rationalität und Kritik ablehnt." (Joas 1992, 373)

Maslows Idee von den drei „Kreativitäten" hat eine eigenartige Affinität zum Problem der Entkoppelung von Arbeit und Bildung und einer historisch neuen Integrationschance über jenes Handlungspotential der „Biographizität". Erinnern wir noch einmal an das kritische Benjamin-Zitat zu Beginn der Überlegungen: „der vulgärmarxistische Begriff von dem, was Arbeit ist" (Benjamin 1965, 87), die kritiklose Feier des technischen Fortschritts in kapitalistischen wie in nominalsozialistischen Gesellschaften, hat die demokratischen Entfaltungs- und Gestaltungschancen der Individuen reduziert. „Arbeit" hat „Bildung" an den Rand gedrängt (vgl. Alheit 1994c). Die Entwicklung „primärer Kreativität" ist durch die Fortschritte „sekundärer Kreativität" in Frage gestellt worden. Es ist dabei zweitrangig, ob wir „Bildung" problemlos mit Maslows primärer Phantasie, mit dem Spielerischen und Enthusiastischen, identifizieren können. Interessant ist allein, daß mit erzwungenen neuen biographischen Verarbeitungskompetenzen des Konflikts zwischen „primärer" und „sekundärer" Kreativität ein überraschendes Potential für eine alternative Entwicklung entstanden ist. Freilich, diese Entwicklung kommt nicht von selbst. Sie ist eine „Potentialität", die nur durch die bewußte Assoziation ihrer Protagonisten soziale Bedeutung erhält.

Wir entdecken hier eine erstaunliche Ähnlichkeit zwischen den Phänomenen „Biographizität" und „Hausarbeit". Beide sind scheinbar trivial und bleiben im Verborgenen. Auch die Hausarbeit begleitet die kapitalistische Moderne, wird zur versteckten und entwerteten „anderen Seite" der Lohnarbeit (vgl. Friese 1990; Krüger 1990). Auch sie ist hochfunktional und bildet den „subökonomischen Kitt" zwischen den Sphären „Arbeit" und „Leben". Freilich, sie wird durch ein repressives Geschlechtsrollenpräskript quasi ontologisiert und der Kritik entzogen. Erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hat die Frauenforschung die wahre Bedeutung der Hausarbeit penibel aufgezeigt und damit ein erstaunliches Obstruktionspotential entdeckt.

Eine ganz ähnliche, in gewisser Weise sogar komplementäre Funktion könnte heute das Phänomen „Biographizität" erhalten – als Lebensarbeit sozusagen. Während die Hausarbeit den erzwungenen Zerfall jenes „oikos" der Vormoderne, des „ganzen Hauses" nämlich, kompensieren mußte (vgl. Alheit 1990), steht Biographizität für die moderne Erosion des „ganzen Lebens". Und wie aus dem einen Problem sich historisch ein Obstruktionspotential

hat entwickeln können, wäre die „integrierte Kreativität“ assoziierter Individuen als Protestpotential durchaus vorstellbar.

Wäre dies eine konzeptionelle Basis auch für die „neue Synthese“ von Arbeit und Bildung? Die letzte, wirklich einflußreiche Utopie zur Integration von Arbeit und Bildung, die „dualistische Utopie“ von André Gorz, beginnt mit den Worten:

„Als die Franzosen an jenem Morgen erwachten, fragten sie sich, welche neuen Umwälzungen sie noch erwarteten. Seit den Wahlen und vor dem Regierungswechsel hatten die Betriebsbesetzungen sich vervielfacht. Den jungen Arbeitslosen, die seit zwei Jahren stillgelegte Fabriken besetzt hielten und eine wilde Produktion verschiedener Gebrauchsartikel organisierten, hatten sich immer mehr entlassene Arbeiter, Rentner und Schüler angeschlossen. Leere Häuser wurden in Kommunen, Produktionsgenossenschaften und ‚wilde Schulen‘ umgewandelt. In die Schulen brachten die Schüler ihr neues Wissen ein; entweder gemeinsam mit den Lehrern oder ohne sie begannen sie, Kaninchen, Karpfen, Forellen zu züchten sowie Metall- und Holzbearbeitungsmaschinen aufzustellen...“ (Gorz 1980, 155)

Erstaunlich, wie schnell auch sympathische Utopien veralten. Gorz' Ideen sind sehr handwerklerisch, und der Gender-Bias ist kaum zu übersehen. Seine Utopie ist in einem politischen Sinn vergleichsweise konventionell: Schließlich läßt er die Neuerungen durch einen Präsidenten verkünden, nicht etwa basisdemokratisch durchsetzen. – Wir wären heute prinzipiell in der Lage, andere Synthesen nicht nur zu konstruieren, sondern auch zu leben. Daß wir es nicht tun, ist einen angestrengten und ernsthaften Verständigungsprozeß wert. Bei allen Risiken, mit denen wir konfrontiert sind – die „integrierte Kreativität“ unserer zweifellos unfreiwillig „modernisierten“ Lebenserfahrung rechtfertigt durchaus den alten, neuen Mut zur realen Utopie. ■

Univ.-Prof. Dr. Peter ALHEIT ist Soziologe und Erziehungswissenschaftler. Er arbeitet als Professor für nichtinstitutionelle Weiterbildung und Leiter des Instituts für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung der Universität Bremen; gegenwärtig als Humbolt-Professor der Dänischen Forschungsakademie an der Universität Roskilde.

Anmerkungen

1 In diesem Zusammenhang muß freilich betont werden, daß es keineswegs um eine lineare Entwicklung geht. Die explosionsartige Ausbreitung von „neuen Berufen“ im Humandienstleistungsbereich (vgl. Hermann 1990), die die Aktivitäten sozial-liberaler Reformpolitik in der Bundesrepublik begleitet, stagniert sehr rasch zu Beginn der 1970er Jahre und führt zu einer Art „implodierendem Arbeitsmarkt“.

2 In einem gleichnamigen Bamberger Forschungsprojekt am Ende der 1980er Jahre (vgl. in: Alheit, Fischer-Rosenthal & Hoerning 1990, 82).

3 Sie beziehen sich vor allem auf Forschungsprojekte zur biographischen Verarbeitung von Arbeitslosigkeit bei Jugendlichen (stellvertretend Alheit 1994e), zum spezifischen Profil von Frauenbiographien (stellvertretend Alheit & Dausien 1991; Dausien 1992, 1994), zu Sexualbiographien von männlichen Homosexuellen (Scheuermann 1994) und zur Veränderung des Sozialprofils von Weiterbildungsstudenten während der 1980er Jahre an der Universität Bremen (stellvertretend Alheit 1994d). Die hier vorgestellte Typenbildung ist heuristisch zu verstehen und bezieht sich implizit auf die zuvor entfalteten Risikokonstellationen. Freilich, selbst diese Heuristik ist ein plausibler Beleg für die Kreativität sozialen Handelns auch in historischen Krisensituationen.

4 Die SINUS-Milieus sind Cluster (vgl. ausführlich Vester et al. 1993). Das heißt, die innere Kohärenz eines Milieus ist durch die (mathematisch bestimmbare) Diskriminationsfähigkeit von Merkmalskonfigurationen definiert, zunächst nicht durch reales Verhalten gesellschaftlicher Subjekte. Im Falle der „Hedonisten“ zeigt sich eine erstaunliche Streuung im Bourdieuschen Sozialraum – ein Hinweis darauf, daß wir mit sehr unterschiedlichen Gesellungspraxen rechnen müssen (ausführlich Alheit, Völker, Westermann & Zwick 1994).

Literatur

Alex, L., et al. (1981), Qualifikation und Berufsverlauf. Erste Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung bei Erwerbspersonen in der Bundesrepublik Deutschland. Sonderveröffentlichung des BIBB, Berlin: BIBB

Alexander, J. C. (1993), Soziale Differenzierung und kultureller Wandel, Frankfurt, New York: Campus

Alheit, P. (1990), Abschied von der Lohnarbeit? Bemerkungen zu einer Erweiterung des Arbeitsbegriffs. In: Peter Alheit et al. (eds.), Abschied von der Lohnarbeit? Dikussionsbeiträge zu einem erweiterten Arbeitsbegriff (Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 12), Bremen: Universität Bremen, 11 – 35

Alheit, P. (1992a), Kultur und Gesellschaft. Plädoyers für eine kulturelle Neomoderne, Bremen: Universität Bremen (= Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 18), Bremen: Universität Bremen

Alheit, P. (1992b), Auf der Suche nach Identität. Die Pluralisierung der Lebensstile als Ausdruck der Individualisierung Jugendlicher? In: Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen (ILS) (Hg.), Jugendzeit. Stadtentwicklungspolitische Aspekte veränderter Lebenslagen von Jugendlichen, Dortmund: ILS, 6 – 12

Alheit, P. (1993a), Transitorische Bildungsprozesse: Das „biographische Paradigma“ in der Weiterbildung. In: Wilhelm Mader (Hg.), Weiterbildung und Gesellschaft. Grundlagen wissenschaftlicher und beruflicher Praxis in der Bundesrepublik Deutschland (Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 17), Bremen: Universtität Bremen, 343 – 417

Alheit, P. (1993b), Die Ambivalenz von Bildung in modernen Gesellschaften: Strukturprinzip kumulativer Ungleichheit oder Potential biographischer Handlungsautonomie? In: Pädagogische Rundschau, 47, 53 – 67

Alheit, P. (1994a), Zivile Kultur. Verlust und Wiederaneignung der Moderne, Frankfurt, New York: Campus (im Druck)

Alheit, P. (1994b), Changing basic rules of biographical construction: Modern biographies at the end of the 20th century. In: Ansgar Weymann & Walter R. Heinz (eds.), Biography and Society. Interrelationships between Social Structure, Institutions and the Life Course, Weinheim: DSV (im Druck)

Alheit, P. (1994c), Selbsthilfe in Lernprozessen. Zur „Karriere“ eines alternativen Konzepts. In: Rudolf Tippelt (Hg.), Handbuch Erwachsenenbildung / Weiterbildung, Opladen: Leske und Budrich (im Druck)

Alheit, P. (1994d), „Patchworkers“: Über die Affinität biographischer Konstruktionen und professioneller Habitualisierungen – Eine Fallstudie über Weiterbildungsstudenten. In: Erika M. Hoerning et al. (eds.), Biographien in Institutionen, Opladen: Westdeutscher Verlag (im Druck)

Alheit, P. (1994e), Taking the Knocks. Youth Unemployment and Biography – A Qualitative Analysis, London: Cassell (im Druck)

Alheit, P. & B. Dausien (1991), Arbeiterbiographien. Zur thematischen Relevanz der Arbeit in proletarischen Lebensgeschichten: Exemplarische Untersuchungen im Rahmen der „biographischen Methode“. Dritte, überarbeitete Auflage des Bandes 6 der Arbeitspapiere des Forschungsprojekts „Arbeiterbiographien“ (Erstauflage 1983), Bremen: Universität Bremen (Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 2)

Alheit, P. & B. Dausien (1992), Biographie – ein „modernes Deutungsmuster“? Sozialstrukturelle Berechnungen einer Wissensform der Moderne. In: Meuser, M., & R. Sackmann (eds.), Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie, Pfaffenweiler: Centaurus, 161 – 182

Alheit, P. & M. Vester (1993), Individualisierung oder neue Assoziation? Neue soziale Differenzierungsprozesse als praktische und theoretische Herausforderungen der Gewerkschaften. In: Thomas Leif, Ansgar Klein & Hans-Josef Legrand (eds.), Reform des DGB. Herausforderungen, Aufbruchpläne und Modernisierungskonzepte, Köln: Bund, 209 – 254

Alheit, P., Fischer-Rosenthal, W. & E. M. Hoerning (1990), Biographieforschung. Eine Zwischenbilanz in der deutschen Soziologie (Werkstattbericht des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 13), Bremen: Universität Bremen

Alheit, P., Völker, S., Westermann, B. & M. Zwick (1994), Lebensstil als Statuspassage? Zur biographischen Bedeutung „hedonistischer“ Orientierungen. Eine explorative Untersuchung (Werkstattberichte des Instituts für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung, Bd. 1), Bremen: Universität Bremen (im Druck)

Baacke, D. & W. Ferchhoff (1988), Jugend, Kultur und Freizeit. In: Hans-Hermann Krüger (Hg.), Handbuch der Jugendforschung, Opladen: Leske und Budrich, 291 – 325

Beck, U. (1986), Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Becker, H. (1975), Weiterbildung. Aufklärung – Praxis – Theorie (1956 – 1974), Stuttgart: Klett

Becker, R. (1991), Berufliche Weiterbildung und Berufsverlauf. Eine Längsschnittuntersuchung von drei Geburtenkohorten. In: MittAB, 24, 351 – 364

Becker, U., Becker, H. & W. Ruhland (1992), Zwischen Angst und Aufbruch. Das Lebensgefühl der Deutschen in Ost und West nach der Wiedervereinigung, Düsseldorf, Wien, New York, Moskau: Econ

Becker, H., et al. (1984), Pfadfinderheim, Teestube, Straßenleben. Jugendliche Cliquen und ihre Sozialräume, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Benjamin, W. (1965), Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Blossfeld, H.-P. (1988), Sensible Phasen im Bildungsverlauf. Eine Längsschnittanalyse über die Prägung von Bildungskarrieren durch gesellschaftlichen Wandel. In: Zeitschrift für Pädagogik, 34, 45 – 64

Blossfeld, H.-P. (1990), Berufsverläufe und Arbeitsmarktprozesse. Ergebnisse sozialstruktureller Längsschnittuntersuchungen. In: Mayer (Hg.) (1990), 118 – 145

Blossfeld, H.-P. & J. Huinink (1989), Die Verbesserung der Bildungs- und Berufschancen von Frauen und ihr Einfluß auf den Prozeß der Familienbildung. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 15, 383 – 404

Blossfeld, H.-P. & K. U. Mayer (1988), Arbeitsmarktsegmentation in der Bundesrepublik Deutschland. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 40, 262 – 283

Blossfeld, H.-P. & R. Nuthmann (1989), Strukturelle Veränderungen der Jugendphase zwischen 1925 und 1984 als Kohortenprozeß. In: Zeitschrift für Pädagogik, 35, 845 – 867

Böhnisch, L., et al. (1986), Lebenslage und Lebensbewältigung in der nachschulischen Lebensphase. Jugendliche und Erwachsene in ländlichen Regionen und in großstädtischen Ballungszentren, München: DJI

Bolder, A. (1983), Ausbildung und Arbeitswelt. Eine Längsschnittstudie zu Resultaten von Bildungsentscheidungen, Frankfurt, New York: Campus

Bourdieu, P. (1983), Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hg.), Soziale Ungleichheiten (Sonderband 2 der Sozialen Welt), Göttingen: Schwartz, 183 – 198

Bourdieu, P. (1988), Homo academicus, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Bourdieu, P. (1987), Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Clausen, J. (1986), Early Adult Choices and the Life Course. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 6, 313 – 320

Dausien, B. (1992), Leben für andere oder eigenes Leben? Überlegungen zur Bedeutung der Geschlechterdifferenz in der biographischen Forschung. In: Peter Alheit et al., Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biographieforschung (Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 19), Bremen: Universität Bremen, 37 – 70

Dausien, B. (1994), Biographie und Geschlecht, Bremen: Diss. Phil. (in Vorbereitung)

Duru-Bellat, M. (1990), L`école des filles. Quelle formation pour quels rôles sociaux?, Paris: L`Harmattan

Effinger, H. (1990), Individualisierung und neue Formen der Kooperation. Bedingungen und Wandel alternativer Arbeits- und Angebotsformen, Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag

Gorz, A. (1980), Abschied vom Proletariat. Jenseits des Sozialismus, Frankfurt am Main: EVA

Friedeburg, L. von (1989), Bildungsreform in Deutschland. Geschichte und gesellschaftlicher Widerspruch, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Friebel, H. (1988), Berufsstart und Familiengründung, Opladen: Westdeutscher Verlag

Friese, M. (1990), Die beiden Seiten der Frauenarbeit. Theoretische und historische Überlegungen zum Arbeits- und Klassenbegriff. In: Peter Alheit et al. (eds.), Abschied von der Lohnarbeit? Diskussionsbeiträge zu einem erweiterten Arbeitsbegriff (Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 12), Bremen: Universität Bremen, 147 – 175

Gaiser, W. & Müller, H.-U. (1992), Die Erosion der „Normalbiographie“. Lebenslage und Lebensbewältigung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Großstädten der Bundesrepublik Deutschland. In: Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen (ILS) (Hg.), Jugendzeit.

Stadtentwicklungspolitische Aspekte veränderter Lebenslagen von Jugendlichen, Dortmund: ILS, 29 – 42
Habermas, J. (1981), Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde., Frankfurt am Main: Suhrkamp
Heinz, W. R. (1988), Selbstsozialisation und Arbeitsmarkt. Jugendliche zwischen Modernisierungsversprechen und Beschäftigungsrisiken. In: Das Argument, 168, 198 – 207
Hermann, Th. (1990), „Neue Berufe" im Raum der sozialen Positionen. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, H. 3, 33 – 43
Jahoda, M., Lazarsfeld, P. F. & H. Zeisel (1978), Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit, Frankfurt am Main: Suhrkamp (Erstpublikation 1933)
Joas, H. (1992), Die Kreativität des Handelns, Frankfurt am Main: Suhrkamp
Kreckel, R. (1992), Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit, Frankfurt, New York: Campus
Krüger, H., (1990), „Reproduktionsarbeit" und erweiterter Arbeitsbegriff: Plädoyer für einen „anderen Blick" auf die Arbeit. In: Peter Alheit et al. (eds.), Diskussionsbeiträge zu einem erweiterten Arbeitsbegriff (Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 12), Bremen: Universität Bremen, 231 – 246
Krüger, H. & C. Born (1990a), Probleme der Integration von beruflicher und familialer Sozialisation in der Biographie von Frauen. In: Hoff, E. (Hg.), Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang, Weinheim, München: DSV, 53 – 73
Krüger, H. & C. Born (1990b), Unterbrochene Erwerbskarrieren und Berufsspezifik: Zum Arbeitsmarkt und Familienpuzzle im weiblichen Lebenslauf. In: Mayer, K. U., et al. (eds.), Vom Regen in die Traufe. Frauen zwischen Beruf und Familie, Frankfurt, New York: Campus
Kuwan, H. (1989), Berichtssystem Weiterbildungsverhalten 1988, Bonn: BMBW
Lyotard, J. F. (1986), Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Graz, Wien: Böhlau
Lenz, K. (1986), Alltagswelten von Jugendlichen, Frankfurt, New York: Campus
Mayer, K. U. (1977), Soziale Ungleichheit und Klassenbildung. In: Soziale Welt, 28, 466 – 493
Mayer, K. U. (1979), Strukturwandel im Beschäftigungssystem und berufliche Mobilität zwischen Generationen. In: Zeitschrift für die Bevölkerungswissenschaft, 3, 267 – 298
Mayer, K. U. (1989), Empirische Sozialstrukturanalyse und Theorien der gesellschaftlichen Entwicklung. In: Soziale Welt, 40, 297 – 304
Mayer, K. U. (Hg.) (1990), Lebensläufe und sozialer Wandel (Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie), Köln: Westdeutscher Verlag
Mayer, K. U., & G. R. Caroll (1987), Jobs and Classes: Structural Constraints on Career Mobility. In: European Sociological Review, 3, 14 – 38
Mayer, K. U., & H.-P. Blossfeld (1990), Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf. In: Berger, P. A., & S. Hradil (eds.), Ungleichheit und Lebensverlauf (Sonderband 7 der Sozialen Welt), Göttingen: Schwartz
Meier, A. & U. Rabe-Kleberg (eds.), Weiterbildung, Lebenslauf, sozialer Wandel, Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand
Meulemann, H. (1988a), Bildung im Lebensverlauf. Startchancen und Verlaufsumstände des Bildungsweges von Gymnasiasten zwischen 1970 und 1984. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 8, 4 – 24
Meulemann, H. (1988b), Jugend als Lebensphase – Jugend als Wert. Über die Politisierung eines kulturhistorischen Begriffs am Beispiel der biographischen Selbstdefinition dreißigjähriger ehemaliger Gymnasiasten. In: Zeitschrift für Pädagogik, 34, 65 – 85
Meulemann, H. (1990), Schullaufbahnen, Ausbildungskarrieren und die Folgen im Lebensverlauf. Der Beitrag der Lebenslaufforschung zur Bildungssoziologie. In: Mayer (Hg.) (1990), 89 – 117
Meulemann, H. & W. Wiese (1984), Bildungsexpansion und Bildungschancen. Soziale Selektion nach dem 10. Grundschuljahr zwischen 1964 und 1973. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 4, 287 – 306
Nassehi, A. (1993), Religion und Biographie. Zum Bezugsproblem religiöser Kommunikation in der Moderne. Vortragsmanuskript: Sektion Biographieforschung in der DGS
Nassehi, A. & G. Weber (1990), Zu einer Theorie biographischer Identität. Epistemologische und systemtheoretische Argumente. In: Bios, Jg. 4, 153 – 187
Rabe-Kleberg, U. (Hg.) (1990), Besser gebildet und doch nicht gleich! Frauen und Bildung in der Arbeitsgesellschaft, Bielefeld: AJZ
Saterdag, H. & W. Dadzio (1977), Die aufstiegsbezogene berufliche Fortbildung. Teil 1. In: MittAB, 10, 399 – 425
Scheuermann, A. (1994), Homosexualität als biographisches Konstrukt. Eine Studie über Sexualbiographien, Bremen: Diss. Phil.
Schiersmann, Ch. (1990), Weiterbildung von Frauen im Spannungsfeld von Familien- und Erwerbsarbeit. In: Grundlagen der Weiterbildung, 1, 173 – 177
Schulze, G. (1992), Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt, New York: Campus
Schlüter, A. (Hg.) (1993), Bildungsmobilität. Studien zur Individualisierung von Arbeitertöchtern in der Moderne, Weinsheim: DSV
Sorensen, A. (1990), Unterschiede im Lebenslauf von Frauen und Männern. In: Mayer (Hg.) (1990), 304 – 321
Vester, Michael, et al. (1992), Neue soziale Milieus und pluralisierte Klassengesellschaft. Endbericht des Forschungsprojekts „Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer gesellschaftlich-politischer Milieus", Hannover: Universität Hannover
Vester, M., et al. (1993), Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Köln: Bund
Weymann, A. (Hg.) (1987), Bildung und Beschäftigung (Sonderband 5 der Sozialen Welt), Göttingen: Schwartz
Wiese, W. (1982), Elternstatus, Lehrerempfehlung und Schullaufbahn. Eine empirische Analyse des Einflusses des Grundschullehrers auf die Bildungslaufbahn des Schülers. In: Zeitschrift für Soziologie, 11, 549 – 563
Wiese, W., Meulemann, H. & M. Wieken-Mayser (1983), Soziale Herkunft und Schullaufbahn von Gymnasiasten. Projekt-Endbericht, Köln: Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung
Wolf, H. K. (1985), Bildung und Biographie. Der Zweite Bildungsweg in der Perspektive des Bildungsverlaufs, Weinheim: Beltz
Zinnecker, J. (1987), Jugendkultur 1940 – 1985, Opladen: Leske und Budrich

Zum Tod von Ernest Mandel*

* 1923 – † 1995

Ernest Mandel starb am 20. Juli im Alter von 73 Jahren in Brüssel an Herzversagen. Er nahm noch am 14. Weltkongreß der 4. Internationale teil, beteiligte sich an den Diskussionen und referierte selbst vor dem Kongreß.

Mandel war seit 1946 gewähltes führendes Mitglied der 4. Internationale, der er einen wesentlichen Teil seines politischen Lebens als Trotzkist, Revolutionär und marxistischer Wissenschaftler gewidmet hatte.

Ernest Mandel wurde 1923 in Frankfurt/Main geboren, er mußte in früher Jugend mit seiner Familie vor der Nazidiktatur nach Belgien emigrieren. Er war schon in früher Jugend im Widerstand und in der trotzkistischen Bewegung tätig. In Antwerpen wurde er von den Nazibehörden verhaftet. Mehrere Gefängnisse und das KZ Buchenwald hat er überlebt.

Sofort nach Kriegsende nahm er seine politische Tätigkeit in der 1938 von Leo Trotzki gegründeten 4. Internationale auf. In Brüssel lehrte er an der Université Libre. Nach Deutschland durfte er erst 1972 – und da nur unter strengen Auflagen – zur Verteidigung seiner Dissertation nach Berlin an die Freie Universität einreisen. Es war ihm aber verboten, den Geltungsbereich des Grundgesetzes, die damalige Bundesrepublik, zu betreten. War es die bürgerlich-konservative Angst vor dem scharfen Kritiker des Kapitalismus und Imperialismus, die trotz allen Reichtums in den fortgeschrittenen Ländern des Westens soviel Elend und Not über zwei Drittel der Menschheit brachten.

So wurde über Ernest Mandel viele Jahre lang Einreiseverbot in die USA, die Schweiz, Frankreich, Australien und besonders gründlich in die Bundesrepublik Deutschland verhängt.

Ernest Mandel hat aber nicht nur den Kapitalismus kritisiert, er war auch – in der Tradition Leo Trotzkis – einer der schärfsten Kritiker des Stalinismus. Seine Kritik bezog sich nicht nur auf die bürokratische Schreckensherrschaft Stalins, er bezog in seine Kritik auch die nachstalinistische Periode der Erstarrung und Stagnation des Systems ein.

Für die StalinistInnen in Ost und West war Ernest Mandel nichts weiter als ein „exponierter Politökonom des Linksradikalismus der Gegenwart".

In seinem Buch „Das Gorbatschow-Experiment – Ziele und Widersprüche", sah er in Glasnost und Perestroika noch die Hoffnung auf eine politische Revolution gegen die Bürokratie, die von der ArbeiterInnenklasse ausgelöst werden könnte. Gorbatschows Experiment analysierte Mandel als Ergebnis des Widerspruchs zwischen den progressiven Kräften und den konservativen Strukturen der Sowjet-Gesellschaft. Gorbatschow ist gescheitert. Die politische Revolution kam nicht zustande. Die kapitalistische Restauration hat begonnen. Der Jelzinismus ist die konterrevolutionäre Machtergreifung des korruptesten Teils der Bürokratie, eine neue Form bonapartistischer Herrschaft.

Ernest Mandel war kein Dogmatiker, er war auch kein Apologet eines „reinen Trotzkismus". Für ihn war wesentlich, die Lehren von Marx und Engels auf die Gegenwart anzuwenden. Er hat unter anderem den Begriff des „Spätkapitalismus" geprägt, in dessen Epoche ein ökonomischer Druck zur Beschleunigung der technologischen Erneuerung entsteht. (Es sei hier nur an die auf die Überproduktion an Konsumgütern auf dem Gebiet der Elektronik und der Unterhaltungsindustrie verwiesen, die zu einem verstärkten Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt führt und die Widersprüche des Kapitalismus auf Weltmaßstab verschärft.) Wir erleben – nach dem Zusammenbruch der osteuropäischen nachstalinistischen Staaten – nicht das Ende der Geschichte und das Entstehen einer neuen Weltordnung, sondern im Gegenteil neue Krisen, Massenarbeitslosigkeit und verheerende Kriege.

Das unterscheidet auch „den Trotzkismus" von allen anderen Antistalinismen; der Trotzkismus – besser: revolutionäre Marxismus – hat als Ziel die Überwindung des Kapitalismus, die Errichtung einer Gesellschaft ohne Unterdrückung durch eine privilegierte Klasse oder Schicht, in der die Gleichheit aller möglich ist. Erst in dieser Gesellschaft wird bewußtes soziales, ökonomisches und ökologisches Handeln möglich sein.

„Durch die Anerkennung, die ihm geistig offene Fachleute zollten, auf jedem Gebiet, in dem er sich zu Wort meldete" (»Frankfurter Rundschau« 22. Juli 1995 Nachruf auf Ernest Mandel), schlugen ihm andererseits Ignoranz und offener Haß entgegen. Das war auch in öffentlichen Diskussionen im Fernsehen zu beobachten. Den beschönigenden Worten seiner bürgerlichen Kritiker, Apologeten des Kapitalismus und der bürgerlichen Demokratie, wie dem deutschen Historiker Michael Stürmer oder dem französischen Politologen Alfred Grosser hielt er offen die Widersprüche des kapitalistischen Systems entgegen. Ernest Mandel trat kompromißlos gegen die Ausbeutung der ehemaligen Kolonien, gegen Imperialismus und rassistische Unterdrückung in der Welt mit den scharfen Argumenten des Wissenschaftlers *und* Revolutionärs auf.

Eine ganze Generation der studentischen Jugend, viele hellhörige Intellektuelle – besonders nach 1968 – haben aus Mandels Schriften gelernt und aus seinen Diskussionsbeiträgen neue Erfahrungen und Kenntnisse geschöpft. Ernest Mandel hat unzählige Diskussionen in Universitätenshörsälen geführt, auch in Wien war er kein Unbekannter.

Mit dem Tode von Genossen Ernest Mandel ist ein Leben voll wissenschaftlicher Arbeit und unermüdlichen politischen Kampfes zu Ende gegangen. ■

Heinrich Thomas

---

* Dieser Artikel stammt aus: »Die Linke« 2. 8. 1995. Wir danken für die Nachdruckerlaubnis.

Aus einem Interview mit Ernest Mandel*

Es gibt trotzdem einen Widerspruch, denn die Profitraten sind gestiegen. Seit 1991-1993 sind die Profite um 12 oder 13 Prozent gestiegen. Warum also sollte ein solcher Aufschwung der Unternehmensgewinne nicht von einer längerfristigen Fortentwicklung begleitet sein?

Der Grund ist einfach – es liegt in dem fundamentalen Fluch des kapitalistischen Regimes. Für einen wirklichen Wiederbeginn von Investitionen und damit die Möglichkeit eines langfristigen dauerhaften Wachstums bedarf es zweier Bedingungen: einer Steigerung des Profits, aber auch einer Ausdehnung des Marktes. Das kapitalistische System kann nicht auf der Grundlage gesamtwirtschaftlicher Meßzahlen funktionieren.

Jede Ware ist etwas Besonderes und sie muß auf eine spezifische Nachfrage treffen. Die Produzenten von Werkzeugmaschinen arbeiten nicht für die Konsumenten, die Schuhe kaufen. Wir stehen einem neuen theoretischen Problem gegenüber, mit dem wir uns befassen müssen. Bis jetzt haben ihm die Marxisten, wie auch die 4. Internationale, zu wenig Bedeutung beigemessen: Spricht man von der Globalisierung (der immer engeren Verflechtung; d. Übers.) der Weltwirtschaft, verhält man sich so, als ob es sich um ein fast magisches Phänomen, über die Beziehungen zwischen den menschlichen Wesen hinaus, handle. Eines der großen Verdienste von Marx und dem Marxismus besteht im Verständnis, daß an der Basis jeder ökonomischen Entwicklung, jedes ökonomischen Systems, aller grundlegenden sozioökonomischen Beziehungen die Beziehungen zwischen den menschlichen Wesen stehen.

Was also hat sich zugetragen? Es fand eine verstärkte internationale Konzentration und Zentralisierung des Kapitals statt. Diese aber wurde von einer Reihe anderer Erscheinungen begleitet, deren volle Bedeutung man erfassen muß... Zuerst einmal hat man an der von mir so benannten „Reprivatisierung des Geldes“ teilgenommen: Das ist die Konsequenz der enormen Macht der multinationalen Gesellschaften, die zu der vorherrschenden, wenn auch nicht einzigen Organisationsform des Großkapitals geworden sind. Und die sich immer mehr der Kontrolle irgendwelcher Regierungen entziehen. Die Politik des Abbaus, des Aufhebens von Vorschriften wie bei Reagan und Thatcher ist nicht die Ursache dieser Erscheinung, sondern nur die Konsequenz. Sie haben ganz einfach die Grenzen dessen, was sie tun konnten, erkannt, und versucht, daraus gegenüber der Arbeiterklasse und der Arbeiterbewegung, gegenüber den Armen und den im Stich Gelassenen zu profitieren. Der tatsächliche Mechanismus bestand darin, daß sie nichts machen konnten. Um ein Beispiel für die Bedeutung dieses Phänomens zu geben: Man kennt nicht den Umfang der Kapitalien, die im Weltmaßstab umherschweifen, weder ungefähr in Prozenten, noch etwa wieviel hundert Milliarden Dollar. Was man nicht kennt, kann man offensichtlich nicht kontrollieren. Solange die expansive lange Welle währte, hielt sich das Phänomen in Grenzen. Aber von dem Moment an, in dem man in die lange depressive Welle eintrat, kam es zu einem Zusammentreffen zweier Phänomene. Zum einen verfügten diese Multinationalen über enorme Mittel, zum anderen gab es trotzdem für produktive Investitionen enge Grenzen. Und unter diesen Bedingungen machte man die Erfahrung mit dem, was ich als eine Erscheinung der Über-Liquiditäten, von außerordentlicher Geldflüssigkeit bezeichnen will, eine Umwandlung eines bedeutenden Teils des Warenkapitals in Geldkapital, flüssiges oder fast flüssiges Kapital, welches sich auf die Spekulation geworfen hat, Spekulation an der Börse oder mit Immobilien. Die elektronischen Mittel erlauben heutzutage den fast augenblicklichen Transfer von Kapitalien im Weltmaßstabe. Noch einmal jedoch: Um sich Rechenschaft abzulegen, wovon wir sprechen, muß man es in meßbaren Größen darstellen. An allen Arbeitstagen – natürlich arbeiten diese Herren nicht jeden Tag, aber schließlich an allen ihren Arbeitstagen, sagen wir 150 pro Jahr –, macht man auf den Devisenmärkten und denen, die daran angeschlossen sind, Geschäfte, die dem jährlichen Volumen des Welthandels gleichen!

Diese „Verflüssigung“ des Kapitals setzt im übrigen ein Phänomen fort, das bereits zuvor wahrnehmbar war. Die kapitalistische Wirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sich in die Expansion über einen Ozean von Schulden gestürzt, die Weltverschuldung war enorm. Die ganze Welt spricht von den Schulden der Dritten Welt, aber diese Schulden, obwohl sie die Hälfte der Menschheit betreffen, betragen kaum 15 Prozent der Gesamtschuld. Da sind die Schulden der imperialistischen Untemehmen, der Kapitalisten, die Haushaltschulden, die Schulden jener Regierungen, die nicht Regierungen der Dritten Welt sind. Das sind Zahlen, die nicht zu errechnen sind, vom Dollar ausgehend spricht man von einer Schuld von Trillionen Dollar. Das geht praktisch über unser Vorstellungsvermögen. Und hier stoßen wir von neuem auf ein Grundphänomen, das erklärt, warum ein Auslaufen der langen Welle nicht absehbar ist.

Spricht man von den Multinationalen, muß man sich hüten, sie als einen „Block“ zu betrachten. Es ist wie in einem Korb von Krebsen, sie geraten dauernd aneinander. Es gibt das Konzentrationsphänomen der Multinationalen, große Firmen verschwinden. Man nennt oft die Zahl von 600 Multinationalen, die auf dem Weltmarkt vorherrschen. Bestimmte Schwarzseher des Systems meinen, in einigen Jahren wird das auf 100 hinauslaufen. Das erscheint auf den ersten Blick etwas übertrieben, aber man weiß nie. Der Dollar ist ja auch in freiem Fall. Und das Fehlen einer hegemonialen imperialistischen Macht hat das Unvermögen, die Unfähigkeit der Weltbourgeoisie zur Folge, Lösungen anzubieten. Die Treffen der G7-Staaten enden für gewöhnlich mit der Feststellung ihrer Ohnmacht. Es werden keine Beschlüsse gefaßt.

Durch unsere Tradition, unser Programm, durch einen realistischen Blick für die Krise der Menschheit, der bürgerlichen Zivilisation und ganz einfach der Zivilisation seit dem Ersten Weltkrieg sind wir gewohnt, von einer Krise des subjektiven Faktors, einer Krise des Bewußtseins, der Führung des Proletariats zu sprechen. Gegenwärtig aber ist man auch Zeuge einer Führungs- und Bewußtseinskrise der Bourgeoisie. Und das ist keine kleine Krise, sie ist mit einer schrecklichen Wahl konfrontiert. Und hier erkennt man, daß – aus einem soziopolitischen Grunde – ein Auslaufen der depressiven langen Welle im Moment nicht absehbar ist. ■

---

* Auszug aus einem Interview mit Ernest Mandel der belgischen Zeitschrift »La Gauche« vom 19. 4. 1995 von Gabriel Maissin. Wir entnahmen diesen Auszug der Übersetzung dieses Interviews der Zeitschrift »Die Linke« vom 14. 9. 1995.

Bilanz

Franz Muhri, Kein Ende der Geschichte; Globus-Verlag, Wien 1995, 221 Seiten, 230 Schilling.

Der langjährige Vorsitzende der KPÖ, Franz Muhri, nimmt in einem Buch, das er in seiner ihn so kennzeichnenden bescheidenen Art als „Schrift" bezeichnet, Stellung zu all den Fragen, die sich im Zusammenhang mit dem Zusammenbruch des realen Sozialismus wohl alle fortschrittlichen Menschen, nicht nur KommunistInnen, stellen.

Auf etwa 200 Seiten und in sieben Kapiteln erfahren die LeserInnen außer Autobiografischem auch viele Dinge, die bisher in keiner Publikation der KPÖ in dieser Deutlichkeit gesagt worden sind.

Der Autor hat es vor allem vermieden, zwei Fehler zu begehen, die Politiker, auch solche der linken Couleur, immer wieder machen.

Erstens die „Aufblähung" eines auch Autobiografisches enthaltenden Buches zu Memoiren. Zweitens den oft sehr peinlichen und unehrlichen Verweis, er, der Autor, „habe es schon immer gewußt/gesagt", oder wie diese Floskeln sonst lauten mögen.

Breiten Raum nimmt natürlich das „Scheitern des ersten sozialistischen Versuches" ein. Sich nach den Ursachen fragend, findet der Autor eine ganze Reihe von Faktoren, die dafür verantwortlich sind. Den Hauptgrund sieht er jedoch in Entwicklungen, die im Inneren der Sowjetunion sich ereigneten und nicht etwa, wie es manche vertreten, in einem von Anfang an bewußten und beabsichtigten „Verrat" seitens Gorbatschows und seiner politischen Berater.

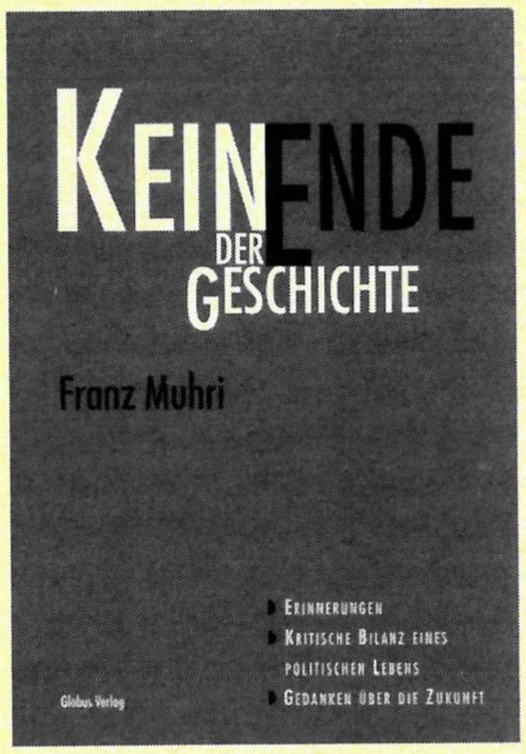
Die Deformation des realen Sozialismus habe sich schon in den Jahren nach Lenins Tod unter Stalin als Generalsekretär ergeben.

Auf Basis der totalen Verstaatlichung und Kollektivierung habe sich ein überzentralisiertes Planungs- und Leitungssystem in der Wirtschaft herausgebildet, dies habe zu einer Abtötung der Initiative von unten geführt. Die Sowjets als die Organe der neuen Volksmacht seien ihres zutiefst demokratischen Charakters beraubt worden und zu bloßen Institutionen der Machtausübung degeneriert. Die Partei, wie sie Lenin auffaßte, sei zu einer Partei Stalinschen Typs verkommen. In der Praxis habe das bedeutet, daß die gesamte wirtschaftliche und politische Macht in den Händen der Parteispitze, vor allem Stalins, konzentriert wurde.

Franz Muhri weist zurecht darauf hin, daß die Macht eine furchtbare Versuchung sei, die auch die besten KommunistInnen verderben könne, soferne es nicht ein System konsequenter demokratischer Kontrolle der Machtträger gebe. Wenn er die persönliche Verantwortung Stalins an der Deformation der Sowjetunion untersucht, so sieht er diese in erster Linie nicht nur in moralischen Mängeln, sondern vielmehr in der sukzessiven Ausschaltung eben dieser konsequenten demokratischen Kontrolle, sodaß schließlich anstelle von demokratisch getroffenen Entscheidungen Subjektivismus und Dogmatismus getreten sei, der zu vielen schweren Fehleinschätzungen und Fehlentscheidungen geführt habe.

Beeindruckend und noch immer viel zuwenig bekannt ist eine schriftliche Stellungnahme Ernst Fischers, die unter dem Titel „Verantwortung" einem Protokoll der Polbürositzung der KPÖ vom 5. Juli 1956 beigefügt wurde und die das Thema der Mitverantwortung auch von österreichischen KommunistInnen an den stalinistischen Entartungen betrifft. Der Autor bedauert es, daß solche Ansichten, wie sie von Ernst Fischer in Zusammenhang mit der Aufdeckung der Stalinschen Verbrechen durch den 20. Parteitag der KPdSU vertreten worden sind, nicht schon damals in der Partei und öffentlich zur Diskussion gestellt worden sind.

Ich habe dem Buch auch sehr viel an persönlicher „Trauerarbeit" des Autors entnehmen können. Gerade etwa, wenn er zu erklären versucht, was zu einer Änderung der Haltung der KPÖ in der Frage der Beurteilung der Invasion der Tschechoslowakei im Jahre 1968 durch die Truppen des Warschauer Paktes geführt habe. Wie aus einer konsequenten und scharfen Verurteilung dieser Invasion nach heftigen innerparteilichen Kämpfen und Auseinandersetzungen eine Befürwortung geworden sei.



Es war dies einerseits die „Überzeugungsarbeit" seitens der KPdSU bzw. der SED, andererseits die langjährige und enge solidarische Verbundenheit der KPÖ mit der Sowjetunion, die eine politische Praxis, die nicht in den wichtigsten Fragen mit den Ansichten der KPdSU übereinstimmte, als irgendwie undurchführbar erscheinen ließ.

Wenn aber Ernst Fischer als Folge der tschechoslowakischen Ereignisse 1968 den Bruch mit der Sowjetunion verlangte, so hätte es auf lange Sicht gesehen dafür in der KPÖ keine Basis gegeben, bzw. wie der Autor meint, hätte sich die Partei dadurch auch der Möglichkeit beraubt, auf die Sowjetunion im Sinne der Änderung ihrer Politik einzuwirken. Daß die KPÖ dies nie in dem nötigen Ausmaß getan hat, ist sicherlich auch kein Geheimnis.

Wenn aus heutiger Sicht diese Haltung bzw. Haltungsänderung der KPÖ erklärt wird, so mit klaren Worten, die zwar selbstkritisch sind, wobei der Autor jedoch nie in die (nachträglich) besserwissende Unehrlichkeit verfällt, in die leider so viele linke oder ehemalige linke Politiker verfallen, wenn sie das Thema der Ursachen für das Scheitern des realen Sozialismus behandeln.

In Wirklichkeit ist der permanente Niedergang der KPÖ seit Mitte der fünfziger Jahre ein tragisches Ereignis, das auch viele Linke außerhalb der KPÖ betrifft. Wer Franz Muhri kennt, weiß auch, wie ihn der Zusammenbruch der Sowjetunion schmerzlich getroffen hat. Und trotzdem steht bei ihm die Analyse der eigenen Fehler bzw. der von der KPÖ gemachten Fehler im Vordergrund. So war einer der Hauptfehler der KPÖ die Unterschätzung der Potenzen des österreichischen Kapitalismus und seiner wirtschaftlichen Leistungskraft nach dem Zweiten Weltkrieg.

Obwohl die Partei noch 1982 meinte, daß sich die Klassenwidersprüche laufend verschärften, war doch in Wirklichkeit die letzte große nationale Klassenauseinandersetzung der Oktoberstreik 1950, danach folgte jedoch im großen und ganzen „Ebbe".

Das Buch gibt auch eine

klare Antwort auf die Frage, ob der Zusammenbruch des realen Sozialismus auch den „Endsieg“ des Kapitalismus bedeute. Wie schon der Titel des Buches zeigt, verneint Franz Muhri dies, wobei er auf die nun in verstärktem Ausmaße zutage tretenden Widersprüche verweist. Etwa, daß sich die nationalen Spannungen verschärft hätten, daß keine Periode des Friedens auf den Zusammenbruch des realen Sozialismus gefolgt sei, sondern vielmehr eine solche der verstärkten kriegerischen Auseinandersetzungen. Auch innerhalb der kapitalistischen Staaten hätten sich die wirtschaftlichen und sozialen Probleme keineswegs abgeschwächt, sondern vielmehr vergrößert.

Als vielleicht kleine Kritik sei erwähnt, daß dieser Teil des Buches zu kurz geraten ist.

Daß der Kapitalismus nicht tatsächlich das letzte Wort hat, ist jedoch zugleich auch als eine Aufforderung an alle fortschrittlichen Kräfte zu verstehen, die auch zur Kenntnis nehmen sollten, daß die KPÖ des Jahres 1995 eine in einem tiefgehenden Erneuerungsprozeß befindliche Partei ist, bei der jedoch die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte in offener und freimütiger Weise stattfindet.

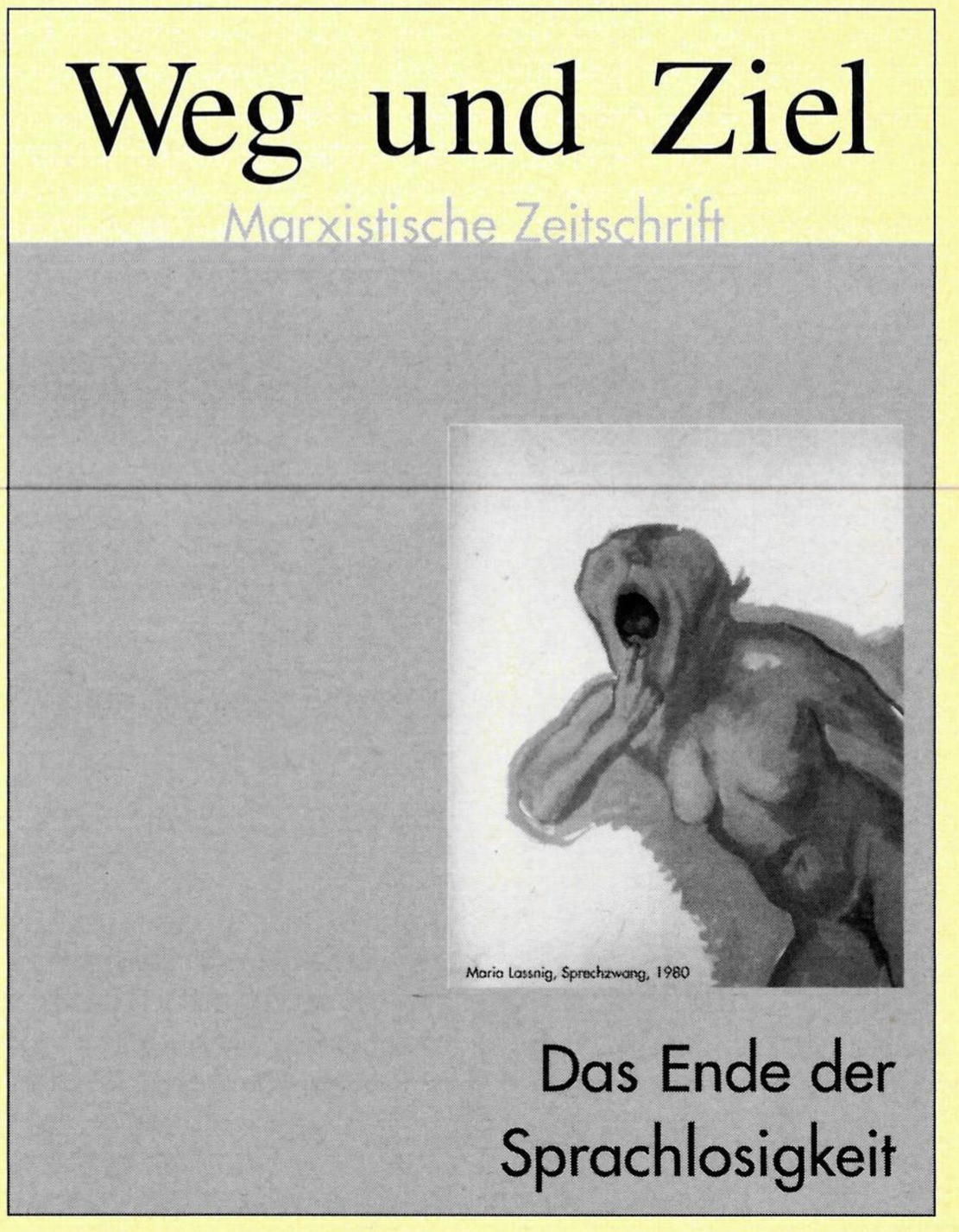
In einem Abschnitt, der sich „50 Jahre Republik Österreich“ nennt, verweist der Autor zurecht darauf, daß die wichtigsten Errungenschaften dieser Republik heute wieder gefährdet seien: Sozialpolitik, demokratische Errungenschaften und vor allem auch die immerwährende Neutralität und Unabhängigkeit Österreichs. Dagegen sei breitester Widerstand über ideologische und politische Unterschiede hinweg erforderlich.

Günter Klodner

Joseph Roth

Soma Morgenstern, Joseph Roths Flucht und Ende. Erinnerungen; herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Ingolf Schulte; Verlag Dietrich zu Klampen, Lüneburg 1994, 330 Seiten, 503 Schilling.

Dem donaumonarchischen Kronland Galizien entstammt eine Reihe von Schriftstellern, ohne deren Schaffen die europäische Literatur und Geisteswelt ärmer wäre. Dazu zählt Joseph Roth (1894-1939), aufgewachsen im ostgalizisch-jüdischen Milieu, wo die deutschsprachige Poesie und philosophische Aufklärung einstmals eine bessere Heimstatt hatte als an der und rund um die Wiener Universität. Rechtzeitig zum 100. Geburtstag dieses überragenden Erzählers (*Flucht ohne Ende*), scharfsinnigen politischen Feuilletonisten und Seismographen der faschistischen Barbarei inmitten des Fortschritts hat der zu Klampen Verlag begonnen, mit dem Erinnerungsband *Joseph Roths Flucht und Ende* die Werke seines Freundes Soma Morgenstern (1890-1976) zu edieren. Ein Verlagsprojekt, dem Erfolg zu wünschen ist. Soma Morgenstern teilt mit Joseph Roth Herkunft, soziale Intelligenz und Exilschicksal. Wer an Innenansichten Österreichs während der zwanziger Jahre und des österreichischen Exils im Paris der dreißiger Jahre interessiert ist, wird den vorliegenden Erinnerungsbericht mit einigem Gewinn lesen. Wer mehr über Joseph Roth, einen Jahrhunderterzähler, der in seinen besten Partien ohne weiteres den Vergleich mit Joyce oder Brecht, Hemingway oder Musil aushält, wissen will, ist mit den gänzlich unpathetischen und sentimentalitätsfernen Erinnerungen Soma Morgensterns gut bedient. Mag Joseph Roth für manchen Zeitgenossen und Nachgeborenen unliebsame k.u.k.-Marotten gehabt haben, es wäre erst noch ein Streit darüber zu führen, ob der Autor des *Radetzkymarsches* nicht mehr hellsichtige politische Intelligenz besessen hat als notorische politische Bescheidwisser. Soviel ist gewiß und wird durch die vorliegenden Erinnerungen noch einmal erhärtet: Dieser ostjüdische Migrant quer durch Europa gehört in diejenige Reihe österreichischer Schriftsteller, die Franz Grillparzers Diktum, wonach der abschüssige Weg von der Humanität zur Bestialität über die Nationalität führt, ernst genommen haben. Wenn Soma Morgenstern von Joseph Roth sagt, dieser sei ein „sehr österreichischer Schriftsteller“, so ist damit wohl gemeint, daß dessen Poesie Milieu und Welt in einem atmet, daß in der eigenartigen Verschränkung von Urbs et Orbis, von Stadt und Erdkreis österreichische Literatur in diesem Jahrhundert Vernunft verteidigend Epoche gemacht, und daß die ostjüdische Intellektualität und Imaginationskraft dieser Verschränkung erst ihre Pointe verliehen habt. Wie denn Pointensicherheit eine Qualität ist, die nicht zuletzt Soma Morgenstern mit seinem Freund und Generationsgenossen Joseph Roth verbindet. Bekanntlich ist der gute Stefan Zweig ein Bewunderer von Freud gewesen. Roth, als Zeitgeistkritiker von wohltuend frechem Witz, konnte es nicht lassen, seinem Helfer in so manchen finanziellen Nöten gegenüber in „grausamer Taktlosigkeit“, wie Morgenstern sich erinnert, anzumerken: „Zur Erfindung seiner Therapie wird Freud auch ein materielles Motiv geholfen haben. Ich bin, wie Sie wissen, kein Bewunderer von Karl Kraus. Aber seine Definition der Psychoanalyse als ‚die Kunst, von einem Patienten ein ganzes Jahr zu leben‘, ist treffend.“



Morgensterns flott geschriebene Erinnerungen an Joseph Roth, an das Ostgalizien um die Jahrhundertwende, das Wien der zehner und zwanziger Jahre, an das Berlin am Vorabend des Hitlerfaschismus und das Paris der Exilzeit verdienen es, gelesen zu werden. Und mit einiger Spannung wird man dem nächsten Band in der Reihe *Werke in Einzelbänden* entgegensehen dürfen. Bekanntlich verband Soma Morgenstern, der nach seiner Flucht aus Österreich 1938 über Paris schließlich im New Yorker Exil landete, wo er 1976 verstarb, nicht nur eine enge Freundschaft mit Joseph Roth. Der fürs Frühjahr 1995 angekündigte Band „Alban Berg und seine Idole" berichtet von seiner Freundschaft mit diesem prominenten Repräsentanten der „Schönberg-Schule". Keineswegs nur für die österreichische Leserschaft dürfte aufschlußreich sein, was Morgenstern über seine Erfahrungen mit Hanns Eisler und Anton Webern, Theodor W. Adorno und Ernst Krenek, Hermann Broch und Elias Canetti, Ernst Bloch und Robert Musil im Wien der zwanziger und dreißiger Jahre zu erzählen hat.

„Ich bin kein Biograph, und nicht einmal ein richtiger Autobiograph. Eigentlich sollte das, was ich seit Jahren schreibe, den Titel haben: Ein Leben mit Freunden. Aber leider kann ich diesen Titel nicht verwenden, weil ich zu der unglücklichen Generation gehöre, die in einer Flut von Weltgeschichte verunglückte, aus der nur einige ihr Leben gerettet haben, aber keinesfalls ohne Schaden davongekommen sind."

Morgensterns *Notizen aus dem beschädigten Leben* ebenso wie seine Romantrilogie *Funken im Abgrund* notieren auf jeden Fall weit über ihrem bisherigen Bekanntheitsgrad.

Friedhelm Kröll

Die Erinnerungen der Prive Friedjung

Prive Friedjung, Wir wollten nur das Paradies. Erinnerungen einer jüdischen Kommunistin aus der Bukowina; herausgegeben und bearbeitet von Albert Lichtblau und Sabine Jahn; Verlag Böhlau, Wien/Köln/Weimar 1995, 338 Seiten, 298 Schilling.

Am Ende dieses Jahrtausends sind große Gesten bei der Beurteilung der Geschichte fehl am Platz. Sie war ihren „Liebhabern", den Geschichtsphilosophen, nicht so gefällig, sich den Tendenzen entsprechend zu entwickeln, die sie wahrnehmen zu können glaubten. Weder ist der Weltgeist zu sich gekommen, noch hat sich die der Papierform nach überfällige Aufstiegsdynamik der Gesellschaft voll durchgesetzt.

Derartige Überlegungen sind jedoch sowieso Dünnbier. Von historischem Fortschritt kann man nur sprechen, wenn es den Menschen gelingt, ihr individuelles und kollektives Verhalten zueinander zu humanisieren. Unter diesem Blickwinkel stellt sich rasch heraus, daß allgemeine Wahrheiten fragwürdig sind, weil sie meist mit grober Abstraktion sowie der Unterdrückung von Einzelerfahrungen erkauft sind. Deshalb schadet es auf keinen Fall, den abstrahierenden historischen Überblick durch konkret beschriebene Einzelschicksale zu ergänzen.

Mit „Erinnerungen einer jüdischen Kommunistin aus der Bukowina" von Prive Friedjung (geboren 1902 als zwölftes Kind einer streng religiösen jüdischen Familie in Zadowa), die unter dem Titel „Wir wollten nur das Paradies auf Erden" von Albert Lichtblau und Sabine Jahn im Böhlau-Verlag herausgegeben wurden, liegt ein Musterbeispiel von erzählter Geschichte vor. Es bietet Spätergeborenen eine sinnliche Anschauung davon, aus welchem Elend die arbeitenden Menschen sich in diesem Jahrhundert trotz schwierigster Bedingungen und wiederholter Rückschläge aus eigener Kraft emporgehoben haben. Ein eindrucksvoller Beweis dafür, daß dabei Kommunistinnen und Kommunisten

eine treibende Kraft waren und eine – wenn man so will – führende Rolle gespielt haben, ist auch Prive Friedjungs Lebenslauf.

Alle Stationen dieses Lebens, das über weite Strecken vom Kampf ums bloße Überleben geprägt war, erweisen sich in der rückerinnernden Darstellung als einzigartig. Besonders beeindruckend ist der Abschnitt über Leben und Erfahrungen in der Sowjetunion, die Prive Friedjung als Emigrantin erreicht hat, nachdem der Kommunistin und Jüdin 1934 in Wien jede Existenzgrundlage entzogen worden war. In Moskau steht sie vom ersten Tag an unter dem Eindruck von zwei Momenten: Das gesellschaftliche Leben ist geprägt von Arbeit für alle und allgemeiner Lernbereitschaft der Bevölkerung. Die Sowjetunion erscheint in den Augen Prive Friedjungs als Einheit von Baustelle und Schulhof.

Das Leben in der jungen Sowjetunion war allerdings mehr als hart. Normale Werktätige mußten neben der Hauptarbeit weitere Tätigkeiten übernehmen, um den Lebensunterhalt bestreiten zu können. Speziell in Moskau herrschte drückende Wohnungsnot. Prive Friedjung bewohnt mit ihrem Mann – einem Emigranten aus Ungarn, der die harten Lebensbedingungen nach dem Überfall der Nazi-Kapitalisten auf die Sowjetunion nicht überlebt hat – zunächst in einer Moskauer Großwohnung ein Zimmer, das über kein eigenes Fenster ins Freie verfügt.

Aufgrund der Notwendigkeit, ständig tätig zu sein, tritt der Terror, der sich auch in ihrer unmittelbaren Umgebung und der Familie ihres Mannes bemerkbar macht, in den Hintergrund. Im Brennpunkt steht bald die faschistische Gefahr: Speziell nach dem Überfall der Nazi-Wehrmacht auf die Sowjetunion wird sie vor allem auch von den Emigranten als alle anderen Faktoren überlagernde Lebensbedrohung empfunden.

Das Überleben während der Kriegsjahre gelingt der keineswegs privilegierten Emigrantin in Sibirien trotz einer kaum je gemilderten durchgehenden Hungerkatastrophe. Ihr waren alle Durchschnittsbürger ausgesetzt. Erst vor diesem Hintergrund kann man ermessen, was die Lebensmittelspende der Roten Armee für Wien am 1. Juni 1945 bedeutet hat. Es handelte sich um eine Gabe, die buchstäblich von den hungernden Mündern der „Russen" abgespart war! Was den Sowjets nicht gerade den Respekt der Wiener Bevölkerung eingebracht hat: Bis heute heißt das Befreiungs-

monument der Roten Armee auf dem Schwarzenbergplatz im Volksmund „Erbsendenkmal“!

Neben diesen Einzelheiten ist der Lebensbericht von Prive Friedjung eine eindrucksvolle Darstellung eines extrem schwierigen und gleichzeitig äußerst erfüllten Lebens. Seit ihrer Politisierung als junges Mädchen hat sie als einfache Kommunistin gearbeitet und gelebt, ohne höhere Funktionen anzustreben. Dennoch (oder gerade deshalb) war sie und ist sie bis heute äußerst lernbegierig: So schloß sie unter schwierigsten Bedingungen nach der Evakuierung aus Moskau in Sibirien ihr Studium ab. Kurz nachdem sie um 1970 aus der Partei ausgetreten war, begann sie, die marxistischen Klassiker zu studieren. Mit dem Effekt, daß sie 1985 in die Partei zurückgekehrt ist.

Im Klappentext des Bandes sind die Stationen von Prive Friedjungs Leben (ihr Name stammt übrigens aus einer Staatsbürgerschaftsehe mit dem „verlorenen Sohn“ einer prominenten sozialdemokratischen Wiener Familie der Zwischenkriegszeit) folgendermaßen zusammengefaßt:

„Die jüdische Religion und die Ideologie des Kommunismus sind die beiden prägenden Erfahrungen im Leben der Prive Friedjung. Geboren 1902 in Zadowa in der Nähe von Czernowitz, waren die Kindheitsjahre der Tochter eines Schächters stark mit dem Judentum verbunden. Im Ersten Weltkrieg prägten die Flucht in das Gebiet des heutigen Österreich und erste Erfahrungen als Lohnarbeiterin das Leben der damals Vierzehnjährigen.

Zurück in der Bukowina, schloß sie sich der linken jiddisch-zionistischen und später der kommunistischen Bewegung an, erlebte Verfolgung und Gefängnis und flüchtete im Anschluß daran nach Wien (wo sie unter schwierigen Bedingungen lebte und sich der KPÖ anschloß). Obdachlos geworden, emigrierte sie 1934 in die Sowjetunion, holte dort ihre fehlende Bildung nach und verdiente sich ihren Lebensunterhalt als Deutschlehrerin. Die Heirat mit einem ungarischen Emigranten, stalinistischer Terror und die Geburt ihres Sohnes prägten diese Jahre. Den Zweiten Weltkrieg verbrachte sie in Sibirien, wo sie Hunger und bittere Armut kennenlernte.

1947 kehrte sie nach Österreich zurück, arbeitete zunächst als Dolmetscherin, dann in der SMV, der späteren ÖMV/OMV. Nach mehr als fünfzig Jahren Abwesenheit begab sie sich 1992 auf Spurensuche in ihren Heimatort Zadowa.“ So grau diese Auflistung klingt, so farbig sind die Bilder aus Prive Friedjungs Erinnerungsschatz.

Lutz Holzinger

Frauenhetz

DIFFERENZen und VERMITTLUNG. Feminismus – Bildung – Politik; edition FRAUENhetz, Wien 1995 150 Seiten, 147 Schilling.

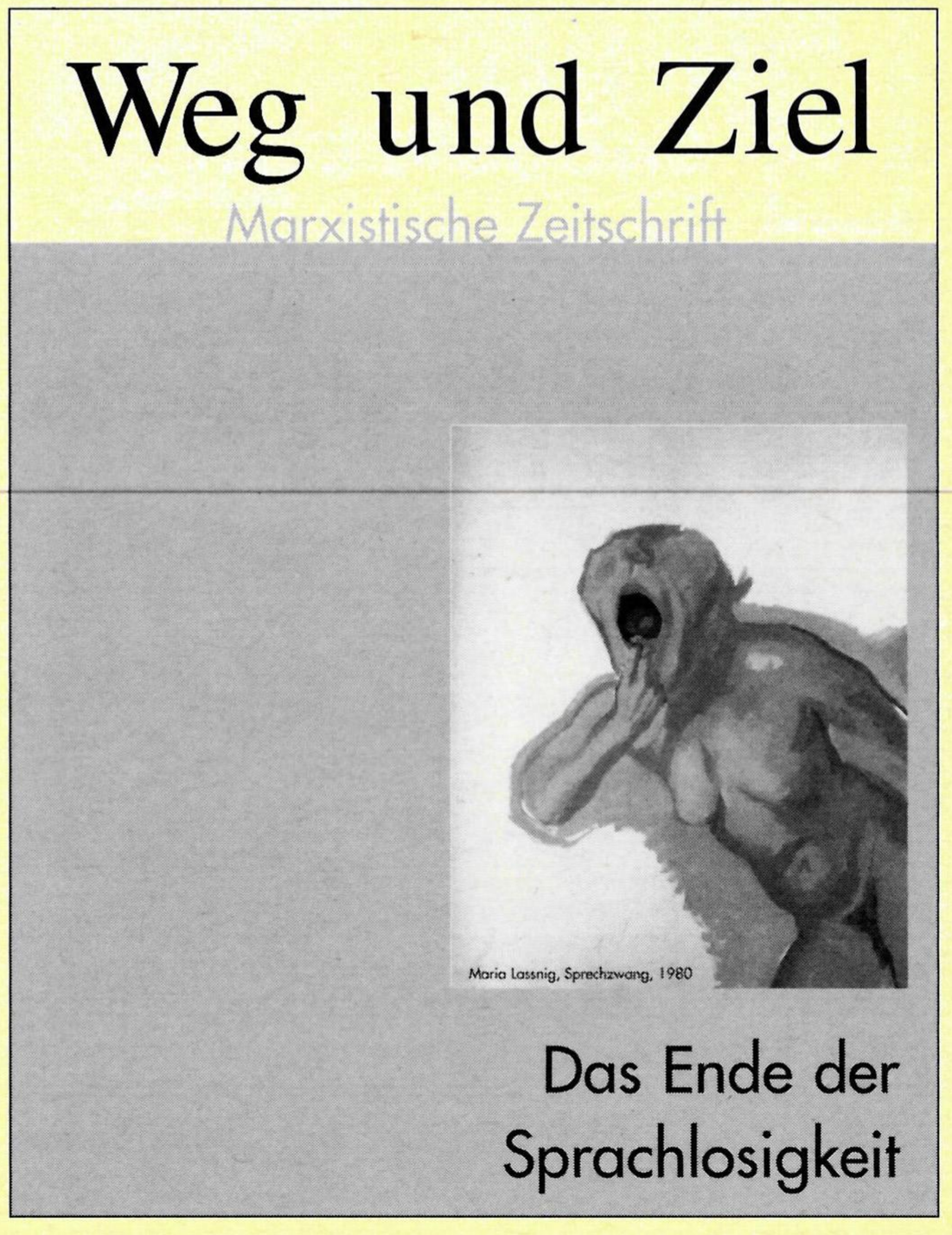
„Nun ist Schreiben ebenso, und explizit bei unserer Herangehensweise – die der Debatte um jeden einzeln verfaßten Text – eine spezifische Art des Tätigseins; und keine die an Bildung interessiert ist, kann sich diesem Widerspruch entschlagen“ schreibt Birge Krondorfer im Vorwort fast rechtfertigend – wem gegenüber eigentlich? Konkret wollen die Frauenhetz-Frauen damit sagen, daß die Theorie natürlich nicht geleugnet werden soll und kann, daß sie aber auch in ihr nicht versinken wollen.

Mit ihrem im bescheidenen Outfit im Eigenverlag erschienenen Buch treten die Frauenhetz-Frauen nun erstmals gemeinsam publizistisch auf die Bühne und verbinden damit auch den „Wunsch nach einer weiteren weiblichen Öffentlichkeit“. Die Frauenhetz als Ort – selbstgeschaffen autonom feministisch – angesiedelt im 3. Wiener Gemeindebezirk, existiert bereits seit November 1993. Von Anbeginn wurde der Anspruch formuliert, abstrakt vermitteltes Universitätswissen mit weiblichem Erfahrungswissen, Wünschen, Utopien und der Politik der Frauenbewegung zu verknüpfen.

Sodann erfahren wir im ersten Kapitel auch einiges über die Entstehungsgeschichte der Frauenhetz als „Ort der (Ver-)Sammlung und politischen Bildungsreflexions(entwicklung)“, als Ort weiblichen Kommen und Gehens. Die Autorinnen lassen uns zunächst an ihrer Reflexionsarbeit zu den drei Vortragsreihen „Nationalismen, Nationalsozialismus, Rechtsextremismus“, „Frauen-Körper-Sex-Hygiene-Techniken“ und „Mädchen bevorzugt“ teilnehmen.

Inhalte wie Weiblichkeitsbilder in rechtsextremen Diskursen, historische und gegenwärtige Beteiligungsdynamiken von Frauen, Hannah Arendts Begriff von totaler Herrschaft, bestimmen den ersten Zyklus. In der „Gesundheitsreihe“ wurde das fast schon repressive Leitmotiv der Gegenwart „Gesünder Leben“ hinterfragt, dem ein Gesundheitsverständnis zugrundeliegt, das auf Planbarkeit und Machbarkeit des Körpers abzielt. Feministische Ansätze zu Mädchenbildung und Mädchenpolitik wurden in der Reihe „Mädchen bevorzugt“ vorgestellt bzw. wurden Lösungsansätze dazu erarbeitet.

Zu den weiblichen Lehrenden gehörend, möchte ich hier den Ansatz einer



feministischen Bildungskonzeption herausgreifen, nicht zuletzt, weil die hier dargelegten feministischen bildungspolitischen Ansätze immer auch zu Reflexionen über das eigene Denken und Tun verleiten. Den Frauen aus der Frauenhetz ist klar, daß es mit Bildung alleine nicht getan ist, daß Feminismus, Bildung und Politik voneinander nicht getrennt gesehen werden dürfen. Was kann feministische Bildung noch sein, fragt Birge Krondorfer und schreibt gegen eine Bildung mit zunehmendem Unterhaltungscharakter an. Wo bleibt das Nachdenken, die Auseinandersetzung mit sich und der Welt, wenn einerseits kleine Geschichtchen konsumiert, andererseits rasches Einholen von Informationen als Bildungsziele formuliert werden? Feministische Bildungsarbeit müsse sich selbstreflexiv und gesellschaftskritisch, selbstkritisch und gesellschaftsreflexiv der Sache nähern. Die Betonung liegt dabei auf der Verknüpfung der eigenen Haltung mit den zu präsentierenden Inhalten, nach dem Motto: Nur wenn ich tue, was ich lehre, kann ich es auch vermitteln. Unabdingbar jedoch „ist die Sichtung und Erkenntnis der gemeinsamen Situation der weiblichen Situiertheit im un/politischen Raum", so Krondorfer.

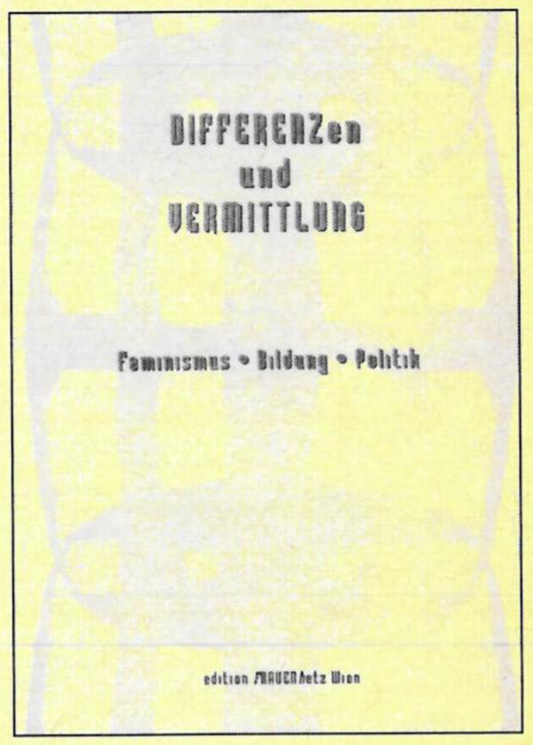
Als besondere Herausforderung stellt sich die Umsetzung eines feministischen Bildungskonzeptes auf dem Gebiet der Erwachsenenbildung dar. Die Arbeit mit Frauen fern jeglicher feministischer (Universitäts)Bildung wird in dem „round table-Gespräch" zum Thema gemacht. Renata Fuchs sieht sich aufgefordert, diese Frauen in ihrem So-Sein ernst zu nehmen und ihnen Wert zu geben (in der Zweier-Arbeit sowie in Gruppen). Das sei die Basis des Feminismus, die Weitergabe von Kompetenzen die Folge davon.

Diese Herangehensweise führt unweigerlich zu einem hohen Maß an Kompetenzen, das an weibliche Lehrende gestellt wird. In ihren „Überlegungen zu Erwachsenenbildung und Politik" fragt Katharina Pewny, ob weibliche Lehrende damit nicht erneut auf eine mütterliche Funktion (Mehrbelastung) verwiesen würden, wenn sie quasi gleichzeitig auf Inhalt, Gruppenprozesse und einen adäquaten Umgang mit entstehenden Emotionen zu achten hätten.

Und hier schließt sich gleich eine weitere Fragestellung an, nämlich, was hieße eine Bildung hin zum gemeinsamen Frauenkampf? Würde das Transportieren von der Bewußtheit über die mißlungene Lage der Frauen unweigerlich zu einer Art Leidens-Bildung führen?

Für die Frauenhetz-Frauen lautet die Maxime ihrer Bildungstätigkeit, die Leidenschaft für Politik mit anderen (wieder) zu entdecken. Vor diesem Hintergrund wird erneut der Diskurs „Feminismus an der Universität – drinnen und/oder draußen" aufgenommen. Die Philosophinnen Birge Krondorfer und Ingvild Birkhan wollen mit ihren abschließenden kontroversiellen Beiträgen eine Diskussion wiedereröffnen, die sowohl frauenforschende Akademikerinnen als auch Wissenschaftsabstinenzlerinnen ansprechen soll. Universitätslektorin Ingvild Birkhan – eine geschätzte aber nicht Frauenhetz-Zugehörige – erteilt dem „düsteren Blick auf die frauenbewegte Arbeit im universitären Raum" eine Absage, indem sie für eine Intervention am Schauplatz Universität eintritt. Als Verfechterin des Prinzips Einmischung verweist sie gerade auf die Arbeit der externen Lektorinnen, die einen guten Teil der feministischen Lehre tragen und die vielen kleinen Schritte innerhalb der hochschulpolitischen Arbeit.

Dem hält Krondorfer entgegen, „daß Weiblichkeiten nur als gestutzte und gezähmte Zutritt" in die männliche Hochburg Universität erlangen. In diesem Sinne wiederum ihr Plädoyer für eine weiblich-kollektive Selbstorganisation, das uns zum Anfang der Frauenhetz zurückbringt: zur 6. österreichischen Frauensommeruniversität 1990 in Wien.



Kleiner autonomer Frauenort versus große Männerinstitution? Der alten Konfliktachse Institutionalisierung versus Autonomie soll nun wieder neues Leben eingehaucht werden. Wenn ich auch dazu neige, der kleinen geschlossenen Gemeinschaft das Modell der Vielfalt und Verschiedenheit vorzuziehen, halte ich die Wiederaufnahme dieses Diskurses aus folgendem Grund für spannend: Vorauszuschicken wäre, daß der Vielfalt der Orte keine Beliebigkeit der Werte unterworfen werden darf. Denn welch Vielfalt, wenn der Mangel groß? In Zeiten feministisch bildungspolitischer Aushungerungstendenzen der mächtigen Alma Mater fernzubleiben und freiwillig den Rückzug an

Einem sponsert mich Haider fürchtet mich TATblatt lese ich
bekannt aus Funk und Fernsehen
alle 14 Tage brandaktuell!
jetzt auch in vielen Trafiken!
Abopreis: S 140,– für 10 Ausgaben
GRATIS-TATblatt-PROBEABO-GUTSCHEIN
Name, Adresse:
ausfüllen, ausschnipseln und – richtig frankiert – einschicken an:
TATblatt-Vertrieb, Gumpendorferstraße 157/11, 1060 Wien
WARNUNG DES INNENMINISTERS: DIESE ZEITUNG GEFÄHRDET IHRE KARRIERE!
Austauschinserat

kleine feine feministische Orte anzutreten, halte ich für fatal. Subventions-k(r)ämpfe, halbleere Töpfe, Wadlbeißerei, sollen dann die Zurückgedrängten noch für Freiwilligkeit plädieren, oder gerade deswegen? Müssen wir nicht vor diesem Hintergrund des Mangels den Autonomiebegriff anders diskutieren, nicht locker im Sinne von „Wahlfreiheit", also Universität oder nicht, selbstbestimmt und selbstgewählt?

Die Anregung zur Wiederaufnahme dieses Diskurses scheint mit diesen Beiträgen gelungen zu sein. Darüberhinaus gewährt das Buch einen guten Einblick in die regen feministischen Bildungstätigkeiten der Frauenhetz-Frauen.

Irmi Voglmayr

C. G. Jung und der Faschismus

Heinz Gess, Vom Faschismus zum Neuen Denken. C. G. Jungs Theorie im Wandel der Zeit; Verlag Dietrich zu Klampen; Lüneburg 1994, 350 Seiten, 355 Schilling.

Was Heinz Gess in seinem Buch »Vom Faschismus zum Neuen Denken – C. G. Jungs Theorie im Wandel der Zeit« in akribischer Kleinarbeit zusammengetragen hat, hilft, den Zusammenhang zwischen den für das „Neue Denken" stehenden Bewegungen des New Age, der Esoterik und der Anthroposophie mit dem Faschismus aufzuklären. Gess liefert Aufschlüsse über die Gefahren des „Neuen Denkens", das nicht als Privatheit einiger SpinnerInnen abgetan, sondern konsequent auf seinen ideologischen Kern untersucht und mit dem Denken C. G. Jungs in Verbindung gebracht wird. Die Psychoanalyse C. G. Jungs wird als entscheidendes Fundament ausgemacht, auf dem sich Apologeten wie Rudolf Bahro, Rainer Langhans, Bhagwan, oder der bekannte Schriftsteller und Fernsehmoderator Franz Alt (er bezeichnet sich selbst als wertkonservativ), wiederfinden. Ihnen widmet Gess jeweils eigene Kapitel, in denen ihr Denken in Verbindung zu C. G. Jung dargelegt wird. Entscheidend für die Verknüpfung zwischen Faschismus und „Neuem Denken" ist ihre strukturelle Kompatibilität. Gess macht dies an der Beurteilung des Nationalsozialismus bei C. G. Jung deutlich. Entgegen bisherigen Untersuchungen zu C. G. Jung, die sein, vor allem in den Anfangsjahren der faschistischen Herrschaft offenes, Eintreten für den Nationalsozialismus als Fehltritt beurteilen und als Beleg Schriften Jungs aus den Jahren 1945/46 anführen, in denen er angeblich eine deutliche Kritik am Nationalsozialismus formuliert habe, weist Gess eine besonders ausgeprägte Affinität Jungs zum Nationalsozialismus nach, dessen ideologischer Bestand auch nach 1945 fortbesteht. Für Jung war Hitler 1933 „‚der verantwortungsbewußte Träger und Führer', der, weil er ‚nach Innen zu feststehe', ‚den Mut zum Alleinvorangehen' besitze, und ‚sozial lösend, erlösend, umgestaltend und heilend' wirke." (S. 30) In der nationalsozialistischen Bewegung sah Jung eine religiöse Bewegung, „die aus der Rückwendung zu den kollektiven Archetypen die Heilsordnung hervorbringen könne." (S. 30)

Gess Bilanz der Aufsätze C. G. Jungs aus den Jahren 1945/46 über den Nationalsozialismus ist eindeutig, sie erklären das Geschehen so, „daß den Tätern und Mitmachern die ‚Lust' an den Notwendigkeiten der Welt-

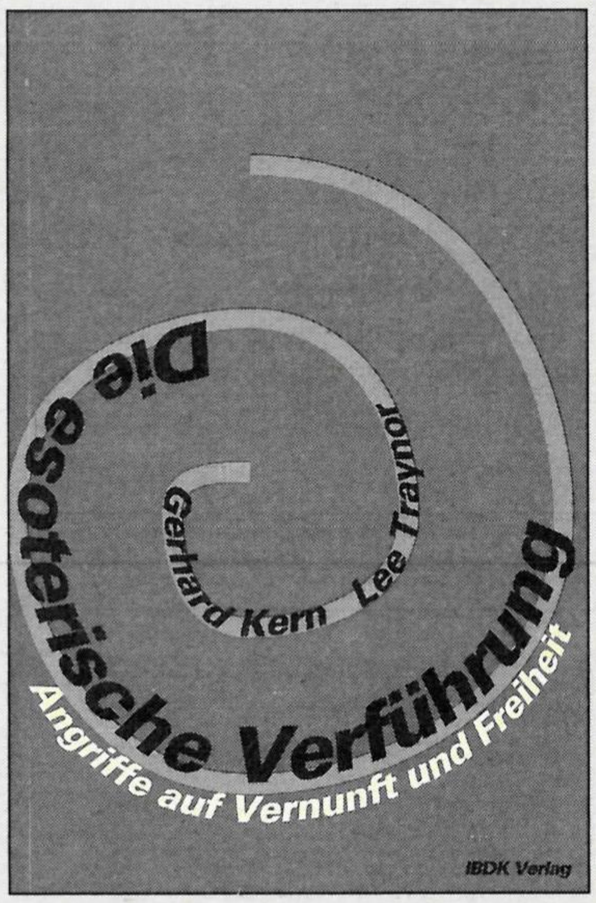
Gerhard Kern / Lee Traynor (Hg.)

Die esoterische Verführung

Angriffe auf Vernunft und Freiheit

IBDK Verlag, Aschaffenburg/Berlin 1995,
380 Seiten, 250 Schilling.

Mit Beiträgen von: Heinrich Eppe, Thomas Geisen, Heinz Gess, Colin Goldner, Egon Günther, Rudolf Henke, Gerhard Kern, Waltraud Kern, Paul Kurtz, Jürgen Moll, Kurt Werner Pörtner, Amardeo Sarma, Lee Traynor, Mahlon W. Wagner, Rainer Wolf, Maria Wölflingseder, Edgar Wunder.



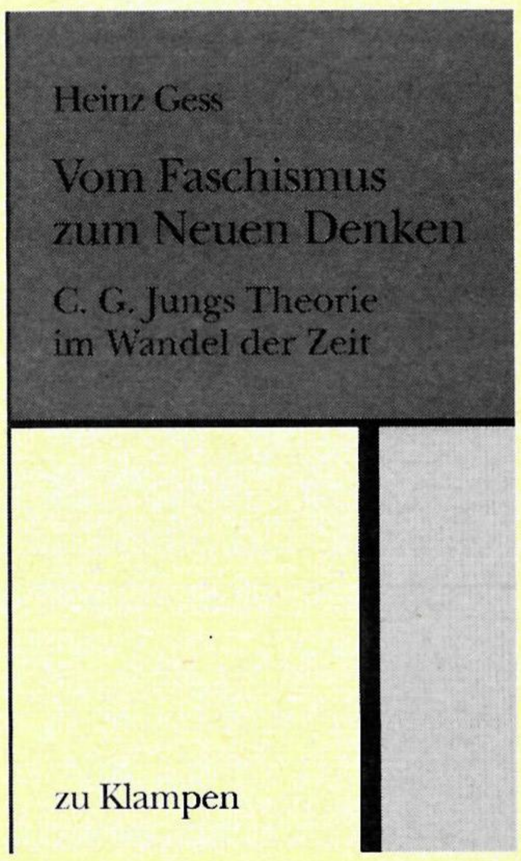
Während die herkömmliche Religiosität zunehmend an Bedeutung verliert, erfreuen sich New Age, Esoterik und allerlei säkulare Ersatzkulte weiterhin großer Beliebtheit. In einer vorgeblich durch Orientierungslosigkeit geprägter Zeit versprechen sie neue Wege zur Erkenntnis, zu Selbstverwirklichung und mentaler Unabhängigkeit. Diesen Anspruch prüfen die AutorInnen, indem sie einerseits esoterische Vorstellungen auf ihre wissenschaftliche Stichhaltigkeit hin untersuchen und andererseits das zugrundeliegende Menschenbild und die damit einhergehenden Vorstellungen gesellschaftlicher Ordnung analysieren.

Das Ergebnis stellt den neuen Formen der „Spiritualität" kein gutes Zeugnis aus. Einfältiger Glaube an wissenschaftlich längst widerlegte Behauptungen und die mangelnde Bereitschaft, Erklärungen für scheinbar übernatürliche Phänomene kritisch zu hinterfragen, sind die wenig überzeugenden Marksteine auf dem Weg zum „neuen" Wissen. Ein menschenverachtendes Menschenbild, autoritäre Gruppenstrukturen und teilweise sogar rassistische Tendenzen diskreditieren die Gesellschaftsmodelle des New Age und anderer neureligiöser Gruppen.

ordnung, die Auschwitz möglich machte, erhalten bleibt", und er schreibt weiter Adorno zitierend: „‚Das Geschäftsinteresse, daß man seinen eigenen Vorteil vor allem anderen wahrnimmt und , um nur ja nicht sich zu gefährden, sich nicht den Mund verbrennt', nur ja nicht tangiert wird, ganz so, als sei das Schweigen unterm Terror nicht die Konsequenz solchen Geschäftsinteresses gewesen (...)." (S. 27) Reue und Einsicht kann Gess bei Jung nicht ausmachen, der bereits 1945 zur „Vergangenheitsbewältigung" einlädt, wie sie heute allenthalben zum Handwerkszeug all jener gehört, die dem Nationalsozialismus auch „Gutes" bescheinigen und fordern, daß unter den „Rest" endlich ein Schlußstrich zu ziehen sei. Jung forderte bereits damals die Deutschen auf, ihre Schuld anzunehmen, aber trotz allem dem grauenvollen Geschehen etwas Positives abzugewinnen und die „Geschichte des Nazifaschismus als die Geschichte eines seelisch Erkrankten zu verstehen, der für seine Taten zumindest nicht voll verantwortlich erklärt werden dürfe." (S. 28) Genau an dieser Stelle werden von Jung entscheidende Positionen seiner Lehre über den Nationalsozialismus hinaus gerettet und sogar verstärkt. Statt sie einer kritischen Überprüfung zu unterziehen, wird der Nationalsozialismus zur Quasi-Bestätigung umgedeutet: „Da nun habe ‚der Deutsche' heute voranzugehen und der Welt nach allem, was geschehen sei, die Wende zum Guten vorzuleben. Weil er das absolut Böse ‚durchlitten' habe, sei er wie sonst niemand bereit zur inneren Wende und habe damit ‚die einzigartige Chance, eine Unterlassungssünde gutzumachen, die unsere ganze Kultur angeht.'" (S. 29) Die aufgezeigten Wendungen in C. G. Jungs Denken sind jedoch nur Schein-Wendungen. In seinen biographischen Analysen und vor allem in seinem umfangreichen Kapitel über den Antisemitismus, weist Gess eine Kontinuität in C. G. Jungs Denken nach, die auch den Nationalsozialismus unbeschadet und vor allem unkorrigiert, ohne leiseste Zweifel und Bedenken, übersteht. Sein Verhalten ist sehr stark von taktischen Überlegungen bestimmt, die er als Schweizer mit ungebrochener Sympathie für den Nationalsozialismus, vor allem in Bezug auf die kritischere Haltung der „Weltmeinung", und damit auch der wissenschaftlichen Fachkreise, einnimmt. „Der instinktive Konformismus", den Gess bei C. G. Jung erkennt, „ist in der Archetypenlehre selber angelegt": Die Archetypenlehre ist das Kernelement der Jungchen Lehre, deren Ausgangspunkt das von ihm postulierte „kollektive Unbewußte" bildet. In der Archetypenlehre wird der Mensch als soziales Wesen negiert und auf eine kollektive Natur reduziert. „So können sich auch die Archetypen, laut Jung, nach Völkern und Stämmen bis hinunter zu Familien differenzieren, und deshalb sei es durchaus angebracht, von rassenspezifisch differenzierten Einheiten des ‚kollektiven Unbewußten' auszugehen," (S. 12) erläutert Gess. Deutlich wird dies an einer weiteren Stelle aus Jungs Werk: „Die Archetypen ‚seien' dem menschlichen Geiste eingegrabene Naturbilder (...), nach denen er seine Urteile forme." (S. 11) Auf solcher Grundlage gedeihen Rassismus und Antisemitismus vortrefflich. Die Anlehnung an die Macht – ob real präsent wie im Nationalsozialismus oder im „kollektiven Unbewußten" schlummernd – wird zum Kennzeichen C. G. Jungs und seiner Apologeten. Die Identifikation mit der bestehenden Autorität oder Kritik an der bestehenden Autorität, bei gleichzeitiger Identifikation mit der neuen, zeichnen den „autoritären Rebellen" aus: „Jung ist ein klassischer Fall autoritären Rebellentums." (S. 208) Stimmigkeit gibt es daher bei Jung nicht, „nur ist das nicht unpolitisch, sondern sich als Politik verleugnende Politik: bewußtlose, in ironischem Sinn wirklich schon zum archetypischen Instinkt gewordene Politik des berechnenden Einverständnisses mit dem Gegebenen, wie es nun einmal ist." (S. 202) Die Forderung nach einem „Grünen Hitler" (Bahro) oder nach einer „Weiterentwicklung dessen, was da von Hitler versucht wurde" (Langhans), passen da sehr gut ins spirituell-religiöse Weltbild des zum Ökofaschismus gewandelten ‚ökologischen' Bewußtsein, wie es allenthalben im Naturwahn der Ökologiebewegung zu finden ist. Die Grundlagen dieses Denken liegen bei C. G. Jung, und dies deutlich herausgearbeitet zu haben, das ist der Verdienst von Heinz Gess.

In weiten Teilen gut lesbar, wenn auch gelegentlich die Fülle der Belege den Lesefluß etwas behindert, ist das Buch ein wichtiger Beitrag in der aktuellen Debatte um New Age, Esoterik und Anthroposophie. Im Rahmen der in der Tradition Kritischer Theorie stehenden Untersuchung werden die ideologischen Grundlagen für eine weitere, kritische Auseinandersetzung mit den neuen spirituellen Weltbildern herausgearbeitet. Daher ist es gerechtfertigt dieses Buch künftig als eines der Standardwerke anzusehen, das auch für die Diskussion um die Aktualisierung rechtskonservativer und nationalrevolutionärer Ideen der Weimarer Republik (vor allem bei der „Neuen Rechten" aber auch im rechtskonservativen Lager) einen wichtigen Beitrag leistet, denn C. G. Jung ist „der konservative Revolutionär der Psychoanalyse." (S. 163)

Thomas Geisen



LESERINNENBRIEF

Herausforderung

Das »Weg und Ziel« ist etwas vom Besten, das ich in letzter Zeit von „linker Seite" gelesen habe. Endlich eine Zeitschrift, die mir als Feministin/Marxistin/Soziologie-Studentin Spannendes bietet. Vor allem das Heft „‚Kalte Frauen' – Klasse und Geschlecht" war absolut spitze. Meine Diplomarbeit wird sich genau mit diesem Thema beschäftigen.

Ich finde es toll, wenn Ihr so weitermachen könntet.

Für mich als feministische Studentin bieten radikale, kritische, vorallem patriarchats- und ideologiekritische Analysen vor dem Hintergrund marxistischer Tradition eine ungeheuere Herausforderung, aber auch Verantwortung.

Auf daß unsere Interpretationen die Welt verändern mögen! Alles Liebe

Lisa Nimmervoll,
Pabneukirchen

Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift

Schwerpunkte:

1/1994 „Kalte Frauen"? Klasse und Geschlecht
2/1994 Europa der Regionen?
3/1994 Alles Öko?
4/1994 Das Loch im Kopf - Medienwirklichkeit
5/1994 Individualisierung - Entfremdung - Gewalt
1/1995 Mensch - Maschinen - Geister
2/1995 Das politische System
3/1995 Mega - Stadt - Raum
4/1995 Inszenierte Literatur
5/1995 Nürnberger Prozesse

Maria Lassnig, Sprechzwang, 1980

Schwerpunkte für 1996 (Arbeitstitel):

- Armut in Österreich/Privatisierung/Umverteilung
- Liebe, Sex und Sinnlichkeit
- Neokolonialismus/Liberalismus/Zweite und Dritte Welt
- Fin de Siecle
- Arbeiterklasse/Marxismus

Das Ende der Sprachlosigkeit

»Weg und Ziel« – Abo

Hiermit bestelle ich

❍ ein Jahresabonnement von »Weg und Ziel«
5 Hefte 200,- öS (Ausland 35 DEM).

❍ ein »Weg und Ziel«–Probeheft des Schwerpunktes

. . . . . .

»Weg und Ziel« Trattnerhof 2/14, 1010 Wien,
Tel.: 0222/ 533 60 23

Name und Anschrift:

Unterschrift . . . . . .

Rolf Schwendter

ARME ESSEN – REICHE SPEISEN

Neuere Sozialgeschichte der zentraleuropäischen Gastronomie

Promedia Verlag, Wien 1995,
248 Seiten, 240 Schilling

Der Entwicklungsphilosoph als Küchenmeister. In seinen Kompositionen beschreibt Rolf Schwendter die Geschichte der Gastronomie von der provinziellen Armenküche des 19. Jahrhunderts bis zur postmodernen städtischen Eßkultur der 1990er Jahre.
ARME ESSEN – REICHE SPEISEN ist eine umfassende Sozialgeschichte des Essens und Trinkens.
Der Autor spürt den regional und klassenspezifisch recht unterschiedlichen Ernährungsgewohnheiten zwischen den deutschen Regionen im Norden bis zur Toskana im Süden, von Galizien und Ungarn im Osten bis zu den westlichen Alpenländern nach. Der österreichischen und böhmischen Küche widmet Schwendter dabei besondere Aufmerksamkeit.

Rolf Schwendter, 1939 in Wien geboren, hat hier Theaterwissenschaften, Jus, Soziologie und Theologie studiert. An der Fachhochschule Kassel hat der als einer der unkonventionellsten Denker im deutschen Sprachraum bekannte Philosoph und Soziologe einen Lehrstuhl für Devianzforschung inne.
Schwendter machte sich auch einen Namen als Literat, Musiker, Schauspieler und Koch.

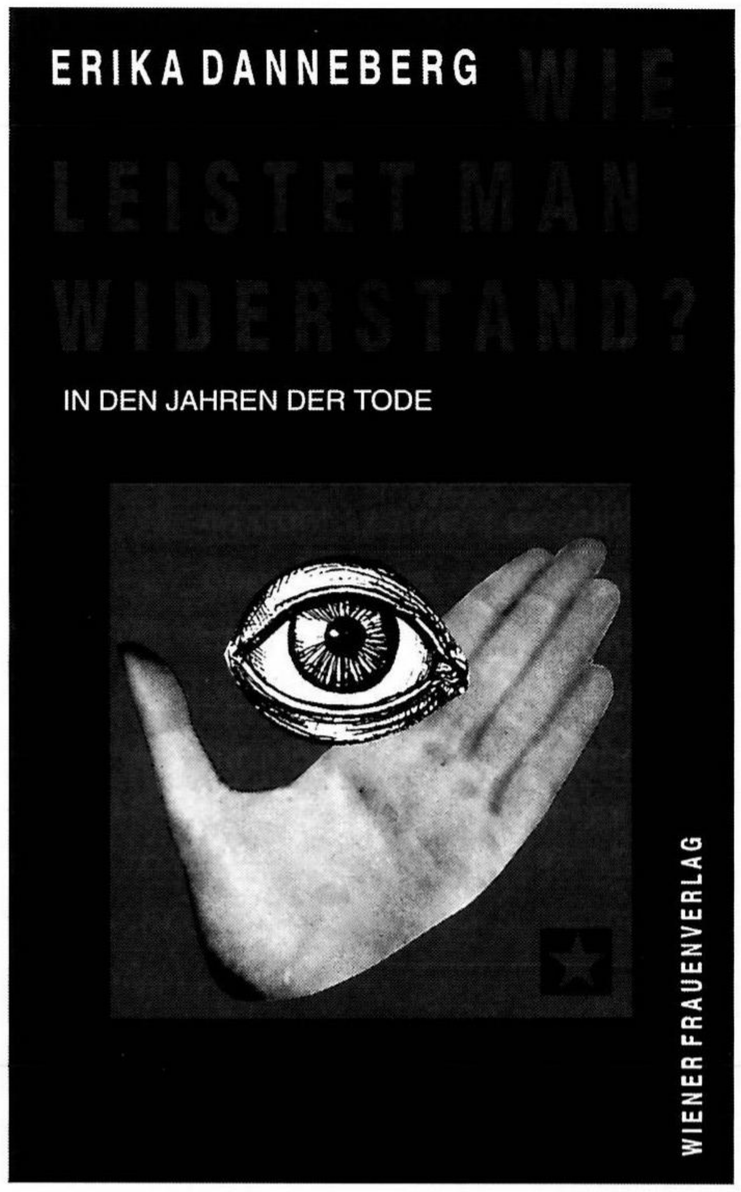
Austauschinserat

Erika Danneberg

Wie leistet man Widerstand?

In den Jahren der Tode

Wiener Frauenverlag, Wien 1995,
550 Seiten, 348 Schilling.



Ein Roman? Eine Autobiographie? Ein Zeitzeugnis?
Am ehesten eine Chronik. Eine Chronik der drei Jahre,
in denen dieser Text entstanden ist.
Die Erinnerungsdaten verschmelzen mit dem aktuellen Geschehen: die Perestroika in der Sowjetunion, Nazi-Schmierereien in Wien, das Ende der DDR, die Bombardierung von San Salvador, der Golfkrieg, das Ende der Sowjetunion und das propagierte „Ende der Geschichte".
Die aktuellen Daten rufen Erinnerungen wach, aus denen sich, fern aller Chronologie, einer assoziativen Logik folgend, die Geschichte einer Frau in unserem blutigen Jahrhundert zusammensetzt.

Erika Danneberg, geb. 1922, ist Psychoanalytikerin.
Sie arbeitete zwischen 1984 und 1990 längere Zeit in Nicaragua.

Franz Muhri

Kein Ende der Geschichte

Erinnerungen – Kritische Bilanz eines politischen Lebens – Gedanken über die Zukunft

Globus Verlag, Wien 1995,
220 Seiten, 230 Schilling.

★ Warum scheiterte der erste sozialistische Versuch?
★ Ende des Kapitalismus oder Ende der Menschheit?
★ Der „Sozialismus chinesischer Prägung".
★ Die internationale Neuformierung der Linken.
★ Stalin und die KPÖ.
★ Der steinige Weg der Erneuerung.
★ Überlegungen für eine neues Sozialismuskonzept.
★ Nach 50 Jahren von der Zweiten zur „Dritten Republik"?

Erhältlich im Buchhandel oder beim Globus Verlag, 1010 Wien, Trattnerhof 1, Tel. 533 50 22, Fax 533 50 22-11.

Franz Muhri war bereits mit 15 Jahren in der antifaschistischen Widerstandsbewegung aktiv und später 25 Jahre lang Vorsitzender der KPÖ.

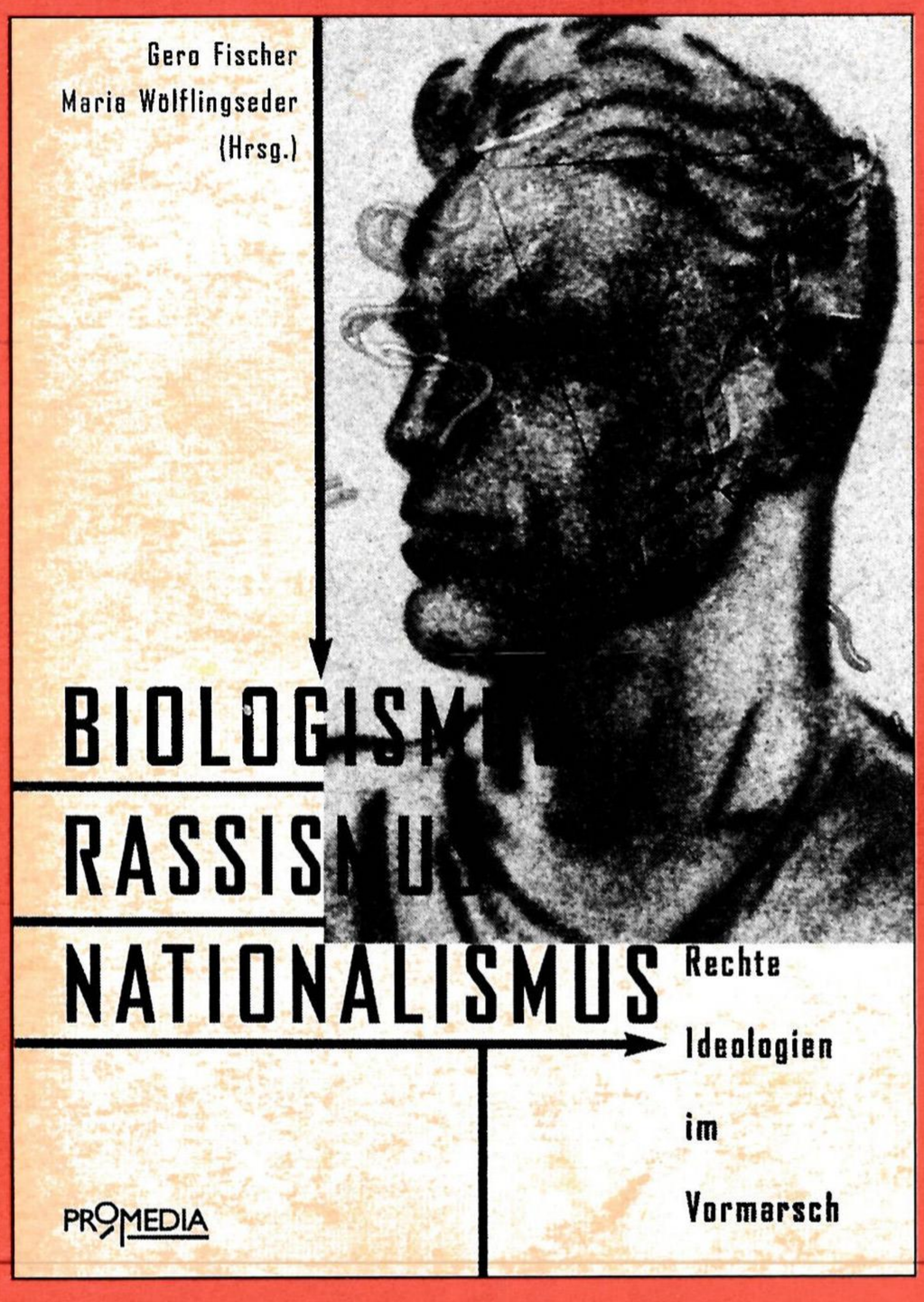
Gero Fischer / Maria Wölflingseder (Hg.)

Biologismus – Rassismus – Nationalismus

Rechte Ideologien im Vormarsch

Promedia Verlag, Wien 1995,
260 Seiten, 215 Schilling.

Mit Beiträgen von Immanuel Wallerstein, Imanuel Geiss, Karl Stuhlpfarrer, Friedhelm Kröll, Walter Baier, Franz Schandl, Gero Fischer, Maria Wölflingseder, Lisbeth N. Trallori, Hannes Hofbauer, Gerhard Scheit, Manfred Wagner, Ernst Lohoff, Gabriele Habinger/Brigitte Fuchs, Martin Potschka, Rolf Löther, Hans-Walter Leonhard, Gert Dressel, Ralph Sichler, Winfried Garscha, Susanne Schultz.



Der Rechtsruck findet nicht nur auf der politischen Ebene statt. Den Wissenschaften fällt die Rolle zu, die politische Praxis ideologisch zu untermauern. Sie betreiben dies – in „vorauseilendem Gehorsam" – mehr oder weniger subtil oder sehr vehement. Im vorliegenden Buch soll vornehmlich an Hand der Humanwissenschaften aufgezeigt werden, welche ideologische Rolle diese spielen,– in welcher Form sie an der biologistischen Rechtfertigung und Festschreibung von sozialen, geschlechtlichen, „nationalen" und „rassischen" oder „ethnischen" Differenzen beteiligt sind.

In politisch turbulenten Zeiten ist das Bedürfnis, komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge und Widersprüchlichkeiten zu simplifizieren sehr groß. Dialektisch-historische wissenschaftliche und politische Analysen mit dem Ziel emanzipatorischer Veränderung sind nicht gefragt. Gefragt sind vielmehr vereinfachende, „beruhigende", dualistische, mitunter moralisierende Antworten. Rassismus und Nationalismus liefern diese.

Entstehungshintergrund dieses Buches sind zwei Symposien – „Biologismus – Rassismus – Nationalismus" und „Nation = Nationalismus?" –, die im November 1994 und im Juni 1995 in Wien stattfanden. Sie wurden von den Zeitschriften-Redaktionen »Weg und Ziel«, »FORVM«, »Volksstimme«, dem WUK (Werkstätten- und Kulturhaus), sowie der Gesellschaft für New-Age-, Esoterik- und Biologismus-Kritik organisiert. Die AutorInnen setzen sich teilweise aus den ReferentInnen der Symposien zusammen, teilweise aus WissenschafterInnen und PublizistInnen, die wir einluden, einen Beitrag zu schreiben.

Gero Fischer ist Universitätsdozent am Institut für Slawistik der Universität Wien.
Maria Wölflingseder ist Pädagogin und Psychologin.
Arbeitsschwerpunkt: New Age- und Biologismuskritik.

»Weg und Ziel« – Abo

Hiermit bestelle ich

○ ein Jahresabonnement von »Weg und Ziel«
5 Hefte 200,- öS (Ausland 35 DEM).

○ ein »Weg und Ziel«–Probeheft.

Name und Anschrift:

Unterschrift

»Weg und Ziel« Trattnerhof 2/14, 1010 Wien, Tel.: 0222/ 533 60 23

P.b.b. Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1020 Wien